

**Sandra Burkhardt Leona Stahlmann Mia Göhring
Gerhild Steinbuch Ronya Othmann Mirjam Aggeler
Kamala Dubrovnik Karin Peschka Svenja Gräfen
Luna Ali Nadire Y. Biskin Anna Hetzer Lea Sauer
Katia Sophia Ditzler Deniz Ohde Katharina Sucker
Svenja Reiner Sibylla Vričić Hausmann Julia Lauter
Simoné Goldschmidt-Lechner Özlem Özgül Dünder
Dinçer Güçyeter Anke Stelling Anneke Lubkowitz
Bettina Wilpert Halina M. Jordan Andra Schwarz
Leyla Bektaş Judith Coffey Cornelia Manikowsky**

FLEXEN

FLÂNEUSEN* SCHREIBEN STÄDTE

FLEXEN

Flâneusen* schreiben Städte

Herausgegeben von Özlem Özgül DüNDAR, Mia Göhring, Ronya Othmann und Lea Sauer



VORWORT

Die Flâneuse* zusammen mit den Herausgeberinnen

Flex|en, das, – kein Pl.: 1.trennschleifen 2.biegen 3.Sex haben 4.das Variieren der Geschwindigkeit beim Rap 5.die Muskeln anspannen 6.seine Muskeln zur Schau stellen 7.Flâneuserie

Ich flexe. Ich flexe mich in die Stadt, durch die Stadt. Ich flexe mir die Stadt zurecht. Flexen – das Wort mache ich. Ich gehe durch die Stadt, flaniere und flexe. Alles, was ich in den Texten dieses Buches mache, findet sich in diesem Wort wieder. Ein Wort mit vielen Bedeutungsebenen. Ich schneide mit ihm eine Kerbe in das ursprüngliche Verständnis vom Umherwandeln in Städten. Ich dehne den Begriff des Flanierens aus, so weit wie er auch faktisch ist. Mein Blick ist manchmal ins Detail verliebt, manchmal bohrend, stechend, manchmal lässig, verträumt oder sexy, manchmal schnell und hastig, langsam und besonnen. Manchmal knallhart.

Braucht man dafür ein neues Wort? Muss es wirklich das Flexen sein? Ja, muss es. Denn das, was ich mache, ist nicht einfach nur ein nettes Herumspazieren, ein Lustwandeln, eine Selbstverständlichkeit. Ich bin noch kein Teil einer Tradition, es gibt von mir noch kein Bild mit Spazierstock und Zylinder auf den großen Boulevards, keine Literaturgeschichte. Wenn ich mich in Städten bewege, heißt das: Aufpassen. Oder es heißt: Gesehen werden. Oder: Vollkommen unsichtbar sein. In jedem Fall wurde meine Stimme bis heute zu selten angehört und hat zu selten die Seiten von Büchern gefüllt. Flexen heißt, mich dort zu bewegen, wo ich nicht vorgesehen bin und etwas tun zu wollen, was für mich erst einmal als etwas Ungewöhnliches gilt. Deswegen flexe ich.

Meine Präsenz ist nicht ungefährlich und einfach für mich, fraglos akzeptiert wie sie es für die traditionellen Flaneure ist. Auch darum stelle ich hier meine Kraft zur Schau, die ich brauche, um mich im öffentlichen Raum zu bewegen. Flexen, es bedeutet all das. Das Wort *Flâneuserie* gibt

es nicht, in keinem Wörterbuch. Mich aber gibt es. Ich bin hier. Die begriffliche Annäherung von Flexen und Flâneuserie, die ich euch auftische, ist nicht zufällig. Sie zeigt die Anstrengung und die Vielschichtigkeit, die sich hinter meinem Gehen im urbanen Raum verbirgt.

Wie werde ich gesehen, wenn ich die Wohnung verlasse, wenn ich im Supermarkt bin, in der Straßenbahn? Ich bin weder besonders auffällig, noch unauffällig. Im Vorbeigehen falle ich schnell unter den Radar der anderen Blicke. Manchmal bleiben Blicke an mir haften wie gebannt, zu oft. Ich haste nicht. Ich habe kein Ziel. Ich stolpere durch Straßen, breit und gigantisch, schmal und schattig. Mich treibt die Neugier, die Lust am Wandeln, das Alleinsein mit der Stadt. Es ist mein Raum. Er gehört mir wie er jeder Person gehört, die sich in ihm bewegt. Das passt nicht allen. Ich gerate ins Blickfeld. Ich störe. Ich habe Lust am Stören, und das kann ich schon durch meine reine Anwesenheit. Es war nicht vorgesehen, dass ich hier bin und dort. Wo ich es sein kann, wurde es von mir erkämpft. Ohne Anstrengung ging es nie. Mir wurde gesagt, es sei zu gefährlich, bleib zu Hause. Bleib drinnen, da wo es sicher ist. Nur bedeutet drinnen sein nicht gleich Sicherheit und draußen sein nicht zwangsläufig Freiheit. Aber es kann Freiheit werden, wenn ich präsent sein kann, wo ich präsent sein will, auch dort, wo niemand außer mir das möchte. Wenn ich laut sein kann oder unbemerkt gehe, auf den Asphalt spucke und alles überall, zu jeder Zeit und ohne Einschränkung tun kann. Mir ist bewusst: Das ist auch ein Privileg, das ich mir erkämpfen kann. Es gibt Dinge, die es unmöglich machen, Flâneuse* zu sein. Zum Beispiel nur in bestimmter Kleidung und in Begleitung rausgehen zu dürfen oder wenn es sich generell nicht gehört, sich Zeit dafür zu nehmen, umher zu gehen und die Umgebung anzuschauen. Das passiert hier und anderswo. Manchmal durch gesetzliche Verbote, manchmal einfach durch gesellschaftliche Konventionen. Es kann ein abfälliger Kommentar sein, wenn ich meinen liebsten Minirock trage, Beleidigungen, wenn meine Hautfarbe für einige nicht ins Stadtbild passt, ich zu männlich oder weiblich aussehe. Es können aber auch Polizeikontrollen und Strafen sein. Berührungen, ungewollte Küsse, Verfolgungen, unangenehme Blicke, die totale Ignoranz. All das hat nur eine Botschaft: So in der Stadt unterwegs zu sein – das solltest du nicht.

Mir fallen nur wenige Autor*innen ein, die über mich geschrieben haben – Virginia Woolf, Jean Rhys, George Sand, Frederika Amalia Finkelstein, Teju Cole, um nur einige Beispiele zu nennen. Ich bin sicher, dass es mehr

gab, aber ihre Stimmen wurden und werden von der Stimme des traditionellen Flaneurs, weiß, heterosexuell und männlich, überdeckt. Hier erhebe ich nun meine eigene Stimme und mache sie lesbar. Ich spreche nicht mit gespaltener Zunge. Meine Zunge ist von Grund auf vielstimmig.

Ich lebe in Städten. Sie sind mein Zuhause. Der urbane Raum ist mein Alltag. Ich bewege mich durch ihn wie durch mein Wohnzimmer. Ich kenne seine Ecken und Kanten, seine Kuschelorte. Ich kenne die Straßen, viel befahren, viel begangen, auch von mir. Er ist Teil meines Denkens, meiner Welt. Aber wo sind meine Perspektiven in der Literatur? Wo sind die Blicke der Frauen*, der People of Colour, der Queeren? Mir fehlt das auf Papier geschriebene Wort. Mir fehlt meine Stadterfahrung in den geschriebenen Geschichten, in den geschriebenen Figuren. Im geschriebenen Wort von Frauen*, People of Colour und queeren Menschen. Um dieses Wort auf Papier zu bringen, nachlesbar zu machen, gibt es dieses Buch mit mir und über mich. Flâneusen* schreiben Städte. Ich schreibe meinen Blick auf die Stadt und schreibe damit die Stadt neu, definiere sie neu im Geschriebenen, mache mein Erleben sichtbar. Die verschiedenen Erlebnisse, Blicke und Momente wachsen zu einem Chor an Stimmen; jede ist einzigartig und alle schreiben zusammen die Stadt.

In jedem der Texte, die in diesem Buch versammelt sind, findet sich eine neue Facette von mir. Ich bin die Mutti, die den Kinderwagen schiebt, Beobachterin der Straße. Ich bin der Mann, der seinen Vater verloren hat. Ich bin die Frau, die auf der Straße trödelte aus Protest. Ich bin die Frau, die protestieren geht, deren Füße im Alltag Mahnmale berühren, die anhält und darüber schreibt. Ich bin diejenige, die geschunden wurde und nachts durch die Straßen geht, um sich wieder sicher zu fühlen. Ich laufe durch Gebiete, in denen Krieg herrscht. Ich bin diejenige, die den Krieg in ihren Erinnerungen mit sich trägt. Ich höre genau hin. Ich beobachte unsere Räume in Zeitlupe von der Shoppingmall bis zu deinem Hinterhof. Ich verschlinge jeden einzelnen Pflasterstein. Durch mich läuft der Rhythmus der Stadt. Ich bin die Bouncerin im Club deiner Wahl. Ich wandle zwischen den Geschlechtern und ihren Vorstellungen, auf der Suche nach Sex, auf der Suche nach nichts Bestimmten, ich bin überall auf der Welt und laufe und laufe und laufe. Und ich schreibe darüber. In Romanen, in Gedichten, in Reportagen, in Essays. Ich bin da. War ich schon immer. Ich existiere. Und ich möchte gesehen werden. Meine Anwesenheit soll dokumentiert sein. Ich möchte euch einladen, mich auf meinen Streifzügen zu begleiten, die Städte

mit meinen Augen zu sehen, selbst auf die Straße zu gehen und darüber zu schreiben, was ihr denkt und fühlt, was ihr seht und hört.

0, jetzt geht's vorwärts!

Gerhild Steinbuch

Friendly Fire

Ist es das jetzt, das sogenannte Draußen? Oder sind wir jetzt so weit drin im Ich, dass alles was da sonst noch sein kann, ohnehin egal ist? Egal. Jetzt geht's vorwärts. Jetzt fangen wir an, jetzt brechen wir auf, jetzt legen wir los, jetzt jagen wir los, jetzt greifen wir an, jetzt greifen wir zu, jetzt drücken wir zu, jetzt treten wir zu, jetzt treten wir vor, jetzt treten wir auf. Das war einfach! Jetzt stehen wir im Licht, und das Licht ist ziemlich schön und ziemlich gleißend, ja schon schön, wenn man eine Geschichte hat, die so groß ist, dass alles, was man selbst nicht ist, darunter verschwindet. Wir erzählen uns so lange in eine Geschichte hinein, bis die sogenannte Wirklichkeit dahinter nicht mehr auffällt, bis sie nicht mehr ins Gewicht fällt, wir erzählen uns so lange in eine Geschichte hinein, bis alles, was da einmal fremd war, unter uns verschütt gegangen ist. Gibt es das noch, das sogenannte Draußen? Egal. Jetzt legen wir los, jetzt fegen wir los, jetzt fangen wir an, jetzt packen wir an, jetzt packen wir zu, jetzt kommen wir an. Nein, das war gelogen. Denn ankommen, tja, das ist etwas, das wir ohnehin nicht können. Im Leben? Nein, dort auch nicht. Und in der Liebe? Nein, dort auch nicht. Und im Körper? Nein, dort auch nicht. Und in der sogenannten Wirklichkeit? Nein, dort ganz bestimmt nicht. Wir wandern immer weiter, wir machen immer weiter, wir ziehen immer weiter, wir gehen immer weiter, wie die Geschichte weitergeht, das Leben das Reden das Vorwärts, wir fangen an, wir fangen immer von vorne an.

Und das ist die Geschichte: Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus, um aber doch immer leider nur zu mir zurückzukommen, na, besonders viel ist das ja nicht. Fremd zieh ich also wieder einmal aus, und nochmal und nochmal, um in der Fremde auf was anderes als mich zu treffen. Auf das Fremde vielleicht? Nein, vielleicht eher nicht, denn die

Angst ist ein treuer Geselle, wie das Glück einer ist, die schieben sich vor das, was stattfinden könnte, nein, was nur stattfinden kann, wenn ich endlich nicht mehr da bin. Ja, ich müsste selbst den Weg mir weisen, in dieser Dunkelheit, nein, in diese Dunkelheit hinein, bis dorthin wo dann nicht mehr weitergeht, wo es mit mir dann nicht mehr weitergeht, aber Konsequenz das ist noch nie etwas gewesen, das mich, das uns ausmacht. Immer noch rechtzeitig in alle Richtungen abgebogen in Höchstgeschwindigkeit, Grenzen überwunden, Grenzen niedertrampelt, Grenzen gezogen, Grenzen wieder ausgelöscht, Leben als Geschichte geschrieben und mich in die Geschichte geschrieben, Namen gegeben und genommen, Wörter übergeworfen, mir übergezogen, das Ebenbild betrachtet, dem gleichmäßigen Atemgeräusch gelauscht, meine Stimme sagt nichts. Tja, würde sagen, das ist dann ja wohl eher dumm gelaufen, wenn diese Stimme alles ist, was mir geblieben ist. Nein, wenn Worte alles sind, das mir geblieben ist. Oder Wörter?

Egal.

Und das ist die Geschichte: Der Mensch stapft durch die trübe Weltlandschaft und passt auf, dass er aus dem Tritt kommt, nein, dass er nicht aus dem Tritt kommt. Egal! Wir wandern immer weiter. Na, der ist aber ziemlich undurchsichtig, dieser Weg, der ist aber ziemlich unübersichtlich, weil der Weltwind dauernd drüber wegfegt. Egal, wir wandern immer weiter! Der ist aber ziemlich dunkel dieser Weg, dass ich die Augen kneifen muss, nein, fest verschließen, damit das innere Licht die Dunkelheit erhellt und mir in seiner hellsten Helligkeit den Weg leuchtet. Egal, wir wandern immer weiter! Na, würde sagen, das ist aber ziemlich duster, dieses innere Licht. Egal. Ob du wirklich richtig stehst, siehst du, wenn das Licht angeht. Na, würde sagen, da kann ja nicht mehr so viel schiefgehn, denn wenn wir etwas können, ist es, uns ins rechte Licht zu rücken. Fangen an, wandern los, brechen ein, brechen auf, treten auf, und das Licht ist immer das rechte Licht, das ist ziemlich schön und ziemlich hell und ziemlich gleißend. Na, würde sagen, da kann ja nicht mehr so viel schiefgehn, denn wenn wir etwas können, ist es, so in andre Standplätze einzubrechen, dass sie postwendend wie unsre Standplätze aussehen. Oder in andre Körper?

Und das hier stimmt. Herausbrennen müsste man uns, so lange, bis wir endlich nicht mehr da sind. Aber das ist nicht die Geschichte, tut mir leid,

tut mir wirklich leid. Konsequenz, das ist noch nie etwas gewesen, das uns auszeichnet.

Jetzt geht's vorwärts!

Der Mensch strebt vorwärts mit einer Riesengeschwindigkeit, denn je höher die Geschwindigkeit desto mehr Tage desto mehr Ordnung. Je höher die Ordnung desto mehr Vorwärts desto weniger Abbruch. Das war einfach. Ja, aber die lassen sich leider nicht ganz vermeiden, diese Abbrüche, wenn sie einmal ankommen, nein, wenn wir einmal ankommen, wenn wir an die andren rankommen. Fremd aus- und eingezogen, das Fremde angezogen, vorher die schöne Oberfläche betrachtet und dann reingeschlagen mit den Fingernägeln und ordentlich zugepackt. Das war einfach. Ja, das lässt sich leider nicht vermeiden, wenn wir rankommen, dass wir die rannehmen, dass wir sie auch einnehmen, nein, dass wir sie in Kauf nehmen: die Sprachabbrüche und die Beziehungsabbrüche und die Knochenabbrüche. Egal. Wir steigen drüber weg, wir gleiten drüber weg, wir gehen zur Tagesordnung über, gehen die Tagesordnung auf und ab, wir promenieren, auf ab auf ab auf, bis wir die Lust daran verlieren. Das war einfach. Ja, so ein Leben, so ein fremdes Leben, das ist schon was Schönes. So ein schönes fremdes Leben leben, das sich noch aus der Geschichte streichen lässt. Wir bitten den Fremden herein, nein, wir bitten uns als die Fremden herein, und dann ziehen wir uns das über, wir werfen uns über, wir stürzen uns drauf und wir fallen drauf rein, wir fallen da ein und hernach wird dann sogleich fremd auch wieder ausgezogen, und noch mal und noch mal: Grenzen überwunden, Grenzen niedergetrampelt, Grenzen gezogen, Grenzen wieder ausgelöscht, so, und jetzt gehts vorwärts! Nein, jetzt geht's von vorne los: Leben als Geschichte geschrieben, uns in die Geschichte geschrieben, Namen gegeben und genommen, Leben gegeben – nein, das war gelogen – und Leben genommen – ja das natürlich schon.

Immerhin. Aber ist das jetzt ein neuer Anfang? Nein, natürlich nicht. Aber eine Schwelle ist das immerhin. Ja, aber pass auf, dass du dir an den Weltkanten nicht die Finger blutig schnitzt. So und da jetzt auf die Schwelle eins zwei drei Tropfen drauf als Menschlichkeitsbeweis, dass die Fremden draußen bleiben, die sich ständig hereinbitten lassen wollen. Na, da können die aber lange warten. Ich habe Zeit, denn manchmal, wenn die Zeit vorbeirast, schlage ich ja wie gesagt dann meine Nägelchen so schnell ein, dass sie mir nicht widerstehen kann, dass sie sich nicht widersetzen kann und mich ein hübsches Stückchen mitschleift. Verweile, Wanderer! Äh, ja,

tut mir leid, keine Zeit. Jetzt bist du zwanzig, jetzt bist du achtundzwanzig, jetzt bist du zweiunddreißig, jetzt bist du neununddreißig, jetzt lernst du Eloquenz, jetzt lernst du Rhetorik, jetzt wirst du geliebt, macht ein ziemlich gutes Gefühl, machst ein ziemlich gutes Gefühl, engagierst dich, engagierst dich für was andres, engagierst dich für dich. Wenn man eine Geschichte hat, das ist schon was Schönes.

Und das ist die Geschichte: Der Mensch läuft durch die Landschaft, um sich so mit ihr zu verwachsen, dass ihm die Echtwelt nichts mehr anhaben kann. Und die unvorhergesehenen Momente? Die auch nicht. Und die ungeplanten Aufeinandertreffen? Die auch nicht. Und die Zeit? Die bestimmt nicht. Trotzdem: Unter meinen Händen zerfällt sie, meine, nein, unsere Geschichte wiederholt sich, wir stehen in den Trümmern, na, die sehen aber ziemlich gut aus, na, aber selbst wenn die ziemlich gut aussehen, müssen die jetzt leider trotzdem draußen bleiben, denn da klebt die Welt dran, pfui. Ach, wenn alles so leicht fernzuhalten wäre wie die Konsequenzen dieser Ohnmacht, die die Körper so flauschig warm ummantelt, dass sie uns gar nicht mehr auffällt. Dass uns dazu nichts mehr einfällt. Ja, dazu fällt mir jetzt auch nichts mehr ein. Na, würde sagen, dann verlass ich mich auf mein Gefühl Glaube Liebe Hoffnung als die schönen scharfen unsichtbaren Stützen, von Schützen bewacht, die ihr Ziel nie verfehlen, ja, zuerst haben wir die Stützen eingegraben und so einen Zaun in die Landschaft wachsen lassen, der das Außen vom Innen trennt. Und daran hochgezogen: weite weiße Fläche. Und darauf dann: Landschaft, die erst ihresgleichen suchen muss. Und darauf dann: trümmerlose Welt, dass die echte auseinanderfällt. Jetzt bist du müde, langweilst dich, wo ist der sogenannte Feind, der die Geschichte vorwärts treibt? Nichts von Fremden annehmen, nichts vom Fremden annehmen, – oder das Fremde annehmen als das, was fremd ist, um es hernach hereinzubitten und vertraut zu werden? Nein, natürlich nicht. Lieber das Fremde ansprechen als das, was es ja eben ist, nein, was es sein sollte und es hernach als neu geschaffene Bedrohung einfallen lassen. Ach, wenn alles nur so einfach wäre wie anstelle anderer zu sprechen, die wir ohnehin nicht hören können, nein, nicht hören wolln, weil wir mit ihrem Standplatz, der ohnehin schon immer unsrer war, so schön platzsparend verschmolzen sind. Eins zwei drei Tropfen auf die Schwelle, dass die Toten draußen bleiben, die sich ständig hereinbitten lassen wollen. Na, da können die aber lange warten. Ja, und das werden sie auch. Macht nichts. Wir haben Zeit.

Lasst uns enger aneinanderrücken, Freunde, draußen tobt die Welt! Aber ist sie das jetzt, die Schwelle in den endlich neuen Anfang? Nein, natürlich nicht. Auf der sogenannten Schwelle staut sich Mensch. Egal. Die Toten werden hier jedenfalls ganz bestimmt nicht eingelassen, die werden nicht hereingebeten, die Namenlosen, und die andren Namenlosen auch nicht, tut uns leid, die Namen des erlauchten Kreises hier, die sind ja leider alle schon vergeben und, das Recht zu sprechen, ausgebucht für dieses Jahr, aber Sie können sich gerne in diese Liste hier eintragen, ja, das können Sie machen, auch wenn das nichts bringt. Wir parken auf der Schwelle, die keinem außer uns das Leben sein soll, auch wenn unser Leben längst ungeduldig von einem Fuß auf den anderen trippelt, dort drüben, wohin es geflüchtet ist, vor uns. Egal. Aufgehoben in der massigen Mitte. Oder inmitten der Masse? Wenn man eine Geschichte hat, nein, wenn man einen Körper hat, das ist schon was Schönes.

Ich komme an, aber schon im Ankommen der erste misslungene Versuch, denn was uns trennt, die Welt und mich, ist etwas, das ich ohnehin nicht überwinden kann, schon gar nicht durch die Kraft der Worte, die ja niemals meine waren, die immer schon unsre waren. Fremd bin ich eingezogen, fremd zieh ich wieder aus, um aber doch ja immer leider nur zu mir zurückzukommen, na, besonders viel ist das ja nicht. Aber es ist von Frauen auch ohnehin nichts Großes zu erwarten, vom Geburtsrecht einmal abgesehn. Nein, nicht das der grundsätzlichen Menschenwürde, nein auch kein familiäres Privileg oder schon, aber nur als sicherer Hafen, aus dem die Schiffe auslaufen, bis er sich nicht mehr selbst in Stand halten kann. Aber gestanden wird ohnehin nicht, bloß gelegen. Der steht schließlich immer schon in Frage, dieser Körper, der steht so in Frage, dass er den andren braucht, um daran festzuwerden, nicht wahr? Ja, wenn dieser Körper hier sich einmal so in Frage stellen könnte, dass dann endlich was andres kommt. Aber der stellt keine Fragen – auch weil ich mir schon die Frage stelle – egal, – nein, weil ich mir ja schon die Frage stelle –, egal, ja egal, – aber manchmal da frag ich mich, nein, ja, aber manchmal da frag ich, nein aber nein nein nein nein, dieser Körper, der stellt keine Fragen, weil er sie nicht zu stellen hat, weil er sich zu stellen hat, als Auslaufmodell Zielscheibe Zeitvertreib schöne Aussicht, der wird höchstens manchmal angesprochen, hallo, du etwas aussichtsloses Werkzeug!, ach, oder er wird einfach anspruchslos gleich mitgenommen, ohne zu fragen, sicher ist sicher. Es ist ein ständiges Zurückgerissenwerden in diesen Körper, der nicht in die

Geschichte passt. Nur als Unterwerfung. Was nicht passt, wird passend gemacht. Und diese Geschichte einer Unterwerfung ist eine schöne Geschichte.

Wenn ich diesen Körper endlich nur als Frage stellen könnte, ohne Kontext, ja, wenn ich diesen Körper so als Frage stellen könnte, dass ihm die Erinnerung endlich nichts mehr ausmacht. Den Körper so in Frage stellen, dass er die Verwechslung erlaubt – Und was ist das für ein Anfang?

Egal.

Du läufst durch die Stadt, die Stadt ist eine von vielen, du schließt kurze Bekanntschaften, du schließt lange Bekanntschaften, du fickst, du redest, du unterhältst, du machst ein ziemlich gutes Gefühl, du dankst und dir wird gedankt, du bist richtig jämmerlich, egal, du machst immer weiter, du lächelst, du läufst durch den Tag, du arbeitest, du entspannst, du bist ziemlich entspannend, du schläfst, du heulst, du kommst nirgendwohin, jetzt bist du müde, egal, jetzt bist du müde, du stehst morgens auf, du schläfst oder auch nicht, liebst oder auch nicht, du benutzt deinen Kopf oder auch nicht, du benutzt ihn, um dich zu verstellen, und jetzt geht's vorwärts: mehr Tempo mehr Tag mehr Ordnung, du kontrollierst, du redest, du hast nichts zu sagen, du weinst ein bisschen, weil dir sonst nichts einfällt, du redest, du machst immer weiter, draußen die Welt, die nicht einbricht, die nie in dich einbricht, du bleibst intakt, du redest, das ist nicht meine Stimme. Egal. Wir stehen im Licht, Grenzen gezogen, andre Grenzen ausgelöscht, in diverse Leben eingebrannt, Namen gegeben und genommen, Wörter übergeworfen: Jetzt geht's vorwärts!, und meine Stimme, nein, jetzt geht's vorwärts!, meine Stimme, nein, jetzt geht's vorwärts, wir / stehen im Licht, und das Licht ist ziemlich hell und ziemlich gleißend und der Körper, jetzt ja jetzt!, läufst die Straße runter, von einer in die andre, von einer Geschichte in die andre, wir / stehen im Licht, und das Licht ist ziemlich hell und ziemlich, ja, und der Körper, aber wenn ich, nein, wenn ich –, und du bist müde, egal, bist immer müde, egal egal, und das ist die Geschichte: Alles geht immer weiter, aber das ist nicht meine, nein, aber, und das ist die Geschichte: Wir finden statt und dann finden wir statt, nein, aber, und das ist die Geschichte: Das ist nicht besonders viel, egal, jetzt geht's vorwärts!, das ist nicht meine, nein, aber nein, jetzt geht's, ja! Und das ist die Geschichte: Du bist immer müde, nein und das ist die Geschichte: Alles geht immer weiter, nein das ist nicht meine, nein das ist nicht meine nein das ist nicht meine nein nein nein nein nein

Einmal aufhören, ja, das wäre schön.

Katia Sophia Ditzler

Jakarta

Jakarta I

Das Bildungsministerium hatte zu viele Steuereinnahmen und investierte sie in Ausländer/innen, die für ein Jahr ihre Probleme zu Hause gegen indonesische Probleme eintauschen wollten. Die Mitstipendiat/innen aus Schwellen- und Entwicklungsländern studierten die indonesische Sprache, die aus dem Westen studierten irgendeine Kunst, denn was ist schon ein Jahr deines Lebens, wenn dein Leben gesichert ist? Wir würden Musik, Schattenpuppentheater und Tanz studieren. Als wir ankamen, war der Himmel grau und dramatisch, die Flughafenlichter waren Diamanten. Es dämmerte.

Während einer der viel zu langen Willkommensveranstaltungen sollten wir aufstehen und die indonesische Nationalhymne singen. Der Text wurde auf eine Leinwand projiziert. Ich blieb sitzen und sang die sowjetische Hymne, aus Spaß. Die Litauerin und die Ukrainerin neben mir waren nicht begeistert. Du und ich flohen in unser Zimmer, verschliefen den Rest des Orientierungsseminars, schauten im Fernsehen japanische Pathologiekrimis und hatten Sex. Die Kamera zoomte immer rein und raus, auf die geschockten Gesichter der Gerichtsmedizinerinnen. Wir schlichen uns raus und gingen spazieren. Es gab in der Umgebung nichts, ein paar Essensstände, Motorräder, die viel zu nah vorbeirasteten. Die Leute schrien uns Wörter wie *bule* oder *londo* hinterher, die man zur grenzbeleidigenden Bezeichnung europäisch aussehender Menschen verwendet. Man musste ehrlich mit sich selbst sein: Man konnte niemals mit Leuten, von denen man sich zu sehr unterschied, sei es charakterlich, sei es finanziell, auf einer

Stufe sein. In solchen Konstellationen gibt es aufgrund des Gefälles niemals echte Freundschaften. Wir würden in zwei verschiedenen, nah beieinander liegenden Städten in Zentraljava wohnen. Alles war voller Verheißung.

Im Westen Jakartas gibt es ein Diorama, in dem mit Kunstharzfiguren dargestellt wird, weshalb man 1965 unbedingt echte und angebliche Kommunist/innen sowie ethnische Chines/innen umbringen musste. Es ist dort gelegen, wo am 30.09.1965 die sieben Generäle umgebracht worden sind, was dann Suharto als Vorwand benutzte, um Sukarno loszuwerden, sich an die Macht zu putschen und Säuberungsaktionen durchzuführen. Ich versuchte, dich zu überreden, dorthin zu fahren, aber dafür war keine Zeit. Man brachte uns zum Flughafen. Ein Mann stand auf einer Friedhofsmauer, starrte auf die Straße wie ein König, obwohl sein Blick durch die Äste eines Baums behindert wurde. In den Flughäfen hingen Farbtafeln zur Urinselftdiagnose. Ich diagnostizierte mich nicht. Wir flogen in verschiedenen Flugzeugen in unsere verschiedenen Städte. Es war September.

Jakarta II

Ich war zutraulich. Deshalb verlangte der Motorradtaxist einen anderen Preis, drei Mal so hoch wie abgemacht, vier Mal so hoch wie angebracht. Ich protestierte, er schrie, bezog die Passanten mit ein, beschimpfte mich. Ich lenkte ein.

Mein Hostel war in der Altstadt. Ich freundete mich mit einem Jungen aus meinem Zimmer an. Er war gerade aus Dublin angekommen und hieß Ryan/Eoin/Aidan mit Vornamen und Murphy/O'Sullivan/Kelly mit Nachnamen. Mein Ethnographinnenherz war glücklich. Er hatte einen Literaturpreis gewonnen, wollte Gedichte über Orang-Utans und die Zerstörung des Regenwalds schreiben. Alle heulten über Palmöl, ich sagte, dass es vielleicht keine Alternative zu Palmöl gäbe, weil Kokosöl aus Kokospalmen gewonnen wird und Kokospalmen sogar noch mehr Platz, gerodeten Regenwald und traurige Orang-Utans brauchen als Ölpalmen. Am liebsten hätte ich eine Fernsehsendung, in der ich Umweltaktivismusmythen auf süffisant-arrogante Weise aufklären würde. »Hey Miss...ter Miss...ter«, nervten die Leute am Straßenrand, als könnten sie sich nicht für ein Geschlecht entscheiden. Wir stolperten. Die Bürgersteige ergaben keine gerade Summe. Meistens gab es überhaupt

keine Bürgersteige, wenn doch, dematerialisierten sie sich an den ungünstigsten Stellen oder waren ein schwarzes Loch, ein Portal zu den unendlichen Weiten der überforderten Kanalisation. Ein junger Amerikaner, Kai, war schon monatelang in diesem Hostel. Hatte eine Easy Listening-Band gegründet mit positiven, motivierenden, lebensbejahenden Texten. Er bat uns um Stichwörter, mit denen er dann positive, motivierende, lebensbejahende Liedtexte über die immer gleichen vier Akkorde improvisierte. Ich ließ ihn positive, motivierende, lebensbejahende Liedtexte über Kätzchen mit Syphilis und Hundewelpen mit Gonorrhö improvisieren, was ihm gelang. Am Tag darauf gingen wir nach Chinatown. Ich kaufte einige kleine Wachteln aus einem überfüllten Käfig frei, für je 2000 Rupiah. Der Verkäufer gab sie mir in einer braunen Papiertüte, sie sahen aus wie sich windende Karamellbonbons. Ich ließ sie im chinesischen Tempel frei. Sie waren zu benebelt von der Freiheit, die streunenden Katzen fingen die verwirrten Tiere sofort, brachen ihnen das Genick, zerkauten sie. Sie wussten, was sie taten, und sie waren zu räudig und hautkrank, als dass ich irgendetwas mit ihnen zu tun haben wollte. Die Familie Kais stammte aus der gleichen Stadt wie Mao Zedong. Weil es chinesisches Neujahr war, stellte er ein paar Räucherstäbchen auf. Ich wollte ins Propagandadiorama fahren, vergaß das aber. Auf der Straße malte einer Porträts von Osama bin Laden. Wir skypten, während ich unterwegs war, ich zeigte dir die Stadt.

Der Süden von Jakarta war nachts verwunschen, voller maligner Pflanzen und gebogener Straßen. Ich ging zu einem Poetry Slam. Eine Bekannte trat auf, sie war halb Sizilianerin, halb Britin aus London. Vor einigen Jahren war sie nach Südafrika gezogen, wo sie der malaiischen Minderheit »deren Kultur« beibrachte.

Deshalb lernte sie indonesische Tänze. Zehn Jahre zuvor war sie aus ihrer Gewaltehe geflohen, zum Islam konvertiert, lebte seitdem zölibatär. Sie sang ein Lied darüber, dass Allah ihr ein Schlaflied singen und sie fliegen lehren solle. Ich lernte eine berühmte Oberklassendichterin kennen. Die Dichterin war sehr hübsch, ihre Tochter auch, ihr Mann böseartig. Später sollte er ein Übersetzungsstipendium gewinnen und zufälligerweise den Gedichtband seiner Frau auswählen. Ein paar Monate später outete sie sich als bipolar, woraufhin sie Aktivistin für die Aufklärung über psychische Krankheiten wurde. Fernsehteams kamen zu ihr nach Hause, baten sie, beim Geschirrspülen möglichst verrückt auszusehen. Sie protestierte öffentlich.

Die Exfreundin meines Vaters löschte mich auf Facebook. Ihre Familie wollte nichts mehr mit ihr zu tun haben, ich chattete oft mit ihr. Wenn ich nicht schnell genug antwortete oder erklärte, dass es Nacht war in Indonesien, löschte sie mich. Kurze Zeit später schickte sie mir wieder eine Freundschaftsanfrage.

Ich traf mich mit Umer, einem Mitstipendiaten, der eine Firma gestartet hatte. Er importierte Skalpelle aus Pakistan nach Indonesien. Erzählte mir, dass er insgeheim Israel gut fand – aber wir stritten uns darüber, ob Armenien oder Aserbaidshan im Unrecht war. Verkrochen uns hinter Marmorsäulen in einer architektonisch lächerlichen Mall und tranken Kaffee. Auf einmal sprang jemand von hinten auf mich: Anzhelika – was ein Zeichen Gottes sein musste, da wir uns von diversen Anarchistencamps in Europa kannten. Ich dachte, sie sei in Sri Lanka, sie wusste nicht, dass ich in Indonesien war, und auf einmal waren wir zur gleichen Zeit in der gleichen Mall in Jakarta. Dann verließ ich Jakarta. Es war Januar, es wurde Februar.

Jakarta III

Jakarta ist Jayakarta, Stadt des Sieges. Ich dachte immer, ich würde jemanden treffen, der jung war, solange ich ebenfalls jung war. Wir würden langsam älter werden, und wenn ich in der Zukunft das alte Gesicht sehen würde, dann würde das junge noch zu erkennen sein.

Du hattest versucht, meinen Namen zu beschmutzen, Soldaten mit Halbwahrheiten rekrutiert, sie gegen mich in Stellung gebracht. Ich verkroch mich im klimatisierten Hostel, aß eine Mahlzeit am Tag. Ich fastete. So wollte ich meine Erinnerungen verhungern lassen. Ich wusch mich nicht, denn wenn man trauert, soll man verwildern. Du wolltest, dass ich mein Haar abschneide. Ich habe mein Haar nicht abgeschnitten. Ich ließ mich auf Motorradtaxen umherfahren und weinte ästhetisch, ging zu Kurzfilmabenden. Ich spürte, dass du in der Stadt warst.

Ich konnte mich nicht verteidigen. Ich ging in Wahnsinn. Du zwangst mich zu Gesprächen, ich fand immer mehr heraus. Ich provozierte dich, lachte über dich. In mir baute ich den Widerstand auf. Meine Sehnen waren durchlöchert wie die Bürgersteige dieser Stadt, und in unvorhersehbaren Abständen gab es tiefe Löcher, in die ich fallen konnte. Ich wusste nicht, ob du strategisch vorgingst wie ein Feldherr, oder ob du einfach nur den Horror

der bevorstehenden Vernichtung spürtest, das Enttarntwerden, deine Auflösung in Dampf und Asche, wenn jemand dich durchschaute. Ich sah dich, ich erkannte dich, ich sprach das Zauberwort. Du wurdest zu Nichts, du gingst in die Leere. Ich durchschaute deine Gewalt, die Mechanismen und Taktiken deiner Kontrolle. Du warst ein schlechter Gefängniswärter. Du warst zu sehr überzeugt, alles im Griff zu haben, so dass du die Löcher in deinem Netz nicht gestopft hattest. Ich hatte die Löcher entdeckt, angefangen, die Maschen zu dehnen. Bis sie groß genug waren.

Ich hielt mein Telefon fest in der Hand und las Artikel über Cluster B-Persönlichkeitsstörungen. Nahm mir fest vor, ins Diorama zu fahren. War zu müde, obwohl ich nichts tat. Manchmal arbeitete ich diszipliniert und besessen an Projekten. Lud Tinder herunter. Am gleichen Tag ein erstes Date, in der Nähe der Jalan Thamrin. Der Typ hatte Psychopathenaugen. Er ging bald, ich trank weiter mit westlichen Expats. Einer war ein Exdiplomats aus Kanada.

Der Exdiplomats sang Sowjetlieder mit einem Vibrato. Ich kannte die Lieder entweder nicht oder sein Akzent war zu krass, aber ich war sehr angetan. Ich ging nach Hause, bevor ich zu betrunken oder die Situation zu sexuell werden konnte. Tanzte mit der jungen indonesischen Frau eines alten Amerikaners. Er sagte mir »Gut, dass du sie eingeladen hast, sie wird sonst immer sehr eifersüchtig, wenn ich mit jungen Mädchen rede«. Der Psychopath hatte seine ziemlich hohe Rechnung nicht bezahlt, wollte, dass ich sie bezahlte, versprach, mir das Geld zurückzugeben. Ich sagte Nein, löschte seine Nummer und seine Nachrichten, blockierte ihn. War stolz auf mich. Meine Wut hattest du mir gestohlen. Jetzt kam sie wieder – sie war mächtig. Du hattest mich zuerodiert, aber es war genug von mir übrig, um mich wieder aufzubauen.

In meiner Stadt brach der Vulkan aus. Instagram und Facebook waren voller Videos der Rauchsäule, die das, was auf der Erde passierte, an den Himmel verrieten. Ich fuhr zum Flughafen und klaute aus Versehen die Codekarte des Hostels. Es war Mai.

Jakarta IV

Das erste Mal war ich in Liebe gekommen, das zweite in Sehnsucht, das dritte in Trauer. Jetzt kam ich in Heilung. Ich war im gleichen Hostel, gab ihnen die Codekarte zurück. Jeden Morgen sah ich in meinen Mails nach,

ob das Visum für Australien schon angekommen war. Die Flüge nach Melbourne wurden jeden Tag teurer. Eine Bekannte, die mal mit ihrer Schwester und ihrem besten Freund (der der Scheinehemann einer meiner besten Freundinnen war) bei mir in Deutschland gewohnt hatte, würde mich aufnehmen.

Adam saß da, aus Melbourne. Seine Arme und Beine waren zerkratzt nach einer viertägigen Wanderung in Sumatra. Er sagte, sein Sohn habe viel über Politik auf Reddit gelernt. Und von Jordan Peterson. Ich sagte ihm, dass dessen Verdienst nur sei, junge Männer von aufgeräumten Zimmern zu überzeugen und Hummersymbolik zu verderben. Er fand das alles sehr positiv, denn Hummer seien unterschätzt.

Er verhörte alle Gäste, entlockte ihnen ihre geheimsten Geheimnisse. Dann erzählte er mir ihre Geheimnisse weiter. Vielleicht sollte ich einen Youtubekanal aufmachen, auf dem ich dann kontroverse politische Thesen verbreiten würde. Leute würden angepisst sein. Ich würde viel Erfolg haben.

Eine Freundin aus meiner Schule, Hannah, war auch in Indonesien für ein Praktikum und gerade in Jakarta, für ein Visum. Wir gingen zu dem Poetry Slam, bei dem die goldene Jugend Südjakartas schlechte Gedichte las und mit zittrigen Stimmen sang. Sie sprachen leidenschaftlich darüber, dass sie gerade eine einmonatige Challenge machten: keine Plastikstrohhalm mehr zu benutzen.

Am Morgen fuhren wir zum Hafen, der nach Katzenfutter roch. Die Ratten waren schamlos. Die Menschen im Hafen lebten in Ställen vor den neuen Hochhäusern, die eigentlich niemals hätten gebaut werden dürfen, aber die Regeln pflegten sich zu ändern. Korruption macht die Welt flexibel. Sie sahen aus wie normale postsowjetische Hochhäuser in der kasachischen Steppe, in der es erst unendlich leer war und dann unerwartet eine Stadt auftauchte.

Auf einem der Boote stand in Himmelblau Revolution. Kinder winkten. Die Boote waren Brücken über den Kanal, Motorräder benutzten sie. Man setzte uns im Kampung-Aquarium aus – der Slum hieß so, weil Fische seit den 1970ern von der Inselgruppe vor der Küste hergebracht wurden.

Der Fährmann war ein lächelnder Hüter der Unterwelt, reichte den Leuten beim Aussteigen die Hand. Am Eingang der Unterwelt ein Stand mit Schokoladenbananen, pisang coklat, oder in der renitenten Liebe zu

Abkürzungen piscok. Wo die Fische gesalzen wurden, lebten die fettesten Katzen von Jakarta.

Wir gelangten zum Fluss, in den die Scheiße der umgebenden Hochhäuser geleitet wurde. Die Scheiße formte Muster, ich machte ein Foto, das aussah wie ein Luftbild einer majestätischen Wüste. Zwei Monate später wurde für die Asian Games das Abwasser in eine Kammer unter den Fluss geleitet, der eigentliche Fluss nahm die Farbe eines Smaragds an. Eine Blondierte trug ein blaues Kolonialzeitkleid aus synthetischem Samt, drehte ihren Papierschirm in den Händen. Sie war dazu da, mit ihr Fotos zu machen, hatte viele Kunden.

»Hit me in the face I need to feel alive«, stand auf dem T-Shirt eines Mannes.

In der Ausstellung der Kunstuni Jakartas bestand ein Exponat aus Zitaten auf Papier: »Go as a river, true love heals, drink your tea, I am here for you.«

Am Taman Ismail saßen Chuck, Nesha und ich bei den Wahrsagern, ließen unsere Beine von Moskitos zerbeißen. Die Masseur griffen ihren Kunden erotisch ins Körperfett, sehr intim und sehr öffentlich. Der Alte neben mir heulte wie ein Wolf, obwohl Vollmond vorbei war. Wir aßen gebratenes Tempeh. Am Tag danach fuhr ich mit Nesha ins Diorama. Sie war eine der vielen Affären von Chuck, die alle voneinander nichts wussten.

Sie studierte, arbeitete in Teilzeit als Hijabmodel und Modedesignerin. Beim Diorama stand ein Schild:

»Links zur blutverschmierten Kleidung der Helden, rechts zum Brunnen des Todes«. Blut war rotgeschrieben, der Rest schwarz. In den sechs Schaufenstern, die die Entführung der sechs Generäle zeigten, hatten die Privatbibliotheken der Generäle immer kultivierte Bücher stehen. Die beiden größten Schaufenster waren für den besten Propagandacoup reserviert: Sie zeigten beide die versehentliche Erschießung der fünfjährigen Tochter des Generals Nasution aus verschiedenen Perspektiven unter Verwendung viel Acrylfarbenbluts, das aber schon lange nicht erneuert worden war und abblätterte. Denn wie kann man Besucher am besten von der absoluten Bösartigkeit des Kommunismus überzeugen, wenn nicht durch überlebensgroße Kinderleichen aus Kunstharz? Ich zeigte fassungslos rhetorische Propagandastrategien auf, kommentierte Falschinformationen. Nesha nickte. Sie sagte, sie seien hier mit ihrer Grundschulklasse gewesen.

»Was denkst du darüber?«, fragte ich sie.

»Ach, ich finde es schlimm, was die Kommunisten gemacht haben.« Sie lachte diplomatisch. Ich schwieg.

Ich erinnerte mich an das, was Edward gesagt hatte, als er ein Diorama an der amerikanisch-mexikanischen Grenze besucht hatte, das die Arbeit der Grenzschrützer glorifizierte: Man stellt Dioramen immer dann auf, wenn reale Artefakte oder Fotos kein gutes Licht auf einen selbst werfen würden. Mit Dioramen schafft man ein Narrativ, und Geschichten sind immer gut, denn Geschichten mag man, selbst wenn sie unwahr sind.

Am folgenden Tag fuhren Juan und ich zum Taman Mini Indonesia, dort lungerten wir mit der Diaspora von Aceh herum. Juan lernte bei ihnen Bodypercussion. Er schlug auf seine Knie ein und seine Schultern. Ich fragte mich, ob ich mit ihm schlafen sollte. Dann dachte ich mir, dass er mich eigentlich nicht interessierte.

Es waren nur Männer da.

»Willst du mal heiraten?«, fragten sie mich.

»Ich will fünf Männer«, sagte ich, »habe genug Liebe für alle.«

»Sowas gibt es bei uns nicht. Nur vier Frauen pro Mann.«

»Würdest du vier Frauen wollen?«, fragte ich den Hübschesten.

»Nein, ich möchte nur eine. Meine Seelenverwandte«, sagte er, der Riaji hieß. Ich wollte Seilbahn fahren, er wollte mitkommen. Ich kaufte uns Tickets.

»Gehst du deine Familie oft besuchen?«, fragte ich Riaji.

»Meine Familie ist beim Tsunami 2004 umgekommen.«

Wir schwiegen. Dann fuhren Juan und ich wieder in die Stadt zurück.

Man bezahlt für alles. Ich habe bei der Lotterie am Anfang meiner Empfängnis viel gewonnen und vieles bekommen, das nicht wünschenswert ist. Ich habe die Exsowjetunion noch in der Gebärmutter meiner Mutter verlassen, was wahrscheinlich das Beste war, das hatte passieren können. Ich habe viel Glück und viel Pech gehabt, und manche Rechnungen wurden mir nie gestellt. Deshalb bezahle ich in Raten, vorsorglich. Ich weiß, dass noch viele unbezahlbare Rechnungen auf mich zukommen, aber ich war auch schon oft Millionärin, dank diverser Inflationen – in indonesischen Rupiah, iranischen Rials und vietnamesischen Dong.

Umer schickte mir auf Whatsapp Bildchen mit motivierenden Sprüchen und darüber, wie man sich von Liebeskummer zu heilen hatte. Dann wollte er, dass ich in sein Business einstieg, aber ich hatte keine Ahnung von

Import und Export und Skalpellen. Das australische Visum kam. Ich buchte den nächsten Flug. Es war August.

Nadire Y. Biskin

Borderline

O[1] wird zu spät kommen. Der Grund dieser Verspätung lässt sich mit der Fußballfeldtheorie erklären. Man spielt ehrgeizig auf dem Feld, ein Tor schießen und noch ein Tor schießen. Man begehrt das Tor. Eines Tages stolpert man auf dem Fußballfeld, weil zum Beispiel die Schnürsenkel offen sind. Nicht mal Zeit für eine Schleife bleibt auf dem Fußballfeld. Das hat man davon und muss außerhalb des Feldes stehen, um die anderen beim Spielen nicht zu behindern. Schnell die Schnürsenkel zusammenbinden. Die tägliche Routine des Schnürsenkelschnürens bietet die Möglichkeit des Multi-Tasking. Man bindet sich die Schuhe zu und beobachtet dabei die anderen Spieler auf dem Feld. Man beginnt zu lachen, so viele Menschen rennen einem Ball hinterher, halten sich an die Regeln, die vorgegebene Zeit, singen Nationalhymnen und lassen sich vorschreiben, wie ihr Trikot auszusehen hat. Man geht wieder aufs Feld. Doch die Außenperspektive auf das Spielfeld lässt nicht mehr zu, dass man jemals wieder so ehrgeizig und angepasst mitspielt. O nimmt sich also an diesem Tag die Zeit auf dem Weg zum Ziel und stillt den Durst seiner Augen. O schaut sich die Backwaren in der Vatan Bäckerei an. Laugenstangen, Laugenbrötchen, Schrippen, Backwaren vom Vortag zum reduzierten Preis, Simit und Müslibecher. Die Waren erinnern o an die deutschen Nachbarn, die in den ersten Wochen nach der Eröffnung der Bäckerei des Deutschländers Umut stirnrunzelnd daran vorbeigingen. »Wozu diese Sesamringe? Wir haben doch Schrippen.« Nachdem das fremde Simit bekannt wurde, wurde es vertraut und gegessen. Die Deutschländerläden waren eine Bereicherung ohne einen Nachteil für die Deutschen. Die Preise blieben gleich. Die Läden der Deutschen mussten nicht schließen. Die Deutschländer lernten Deutsch, weil die Deutschen die Sprache der Deutschländer nicht lernen wollten. Sie konnten ihre Kunden

auf Türkisch, Deutschländisch und Deutsch bedienen und beendeten ihre Fragen mit »wa«. Obendrein vertrieben die Deutschländer-Bäckereien die Einsamkeit der Deutschen. Stundenlang saßen Deutsche in den Bäckereien und wurden von den Deutschländern unterhalten.

O verlässt die Bäckerei Vatan ohne etwas gekauft zu haben, denn os [\[2\]](#) Portemonnaie liegt zu Hause. O läuft zur U-Bahn Afrikanische Straße im Afrikanischen Viertel. Der Name hält nicht, was er verspricht. Es fliegen höchstens nach zehn Uhr immer noch Flugzeuge über das Viertel nach Tegel, die aus Afrika kommen. Noise pollution ist ein Fremdwort hier. Nur die Kolonialherren machten ihren Namen alle Ehre und hauchten die Straßen mit ihren deutschen Namen afrikanisch an. O selbst wohnt auf der Müllerstraße. Sie ist 3,5 Kilometer lang. Im Fernsehen sagen die Omis, sie war mal der Kudamm des Westens. Ein Fachgeschäft berührte mit den Schultern ein anderes Fachgeschäft. Heute berühren sich nur die Schultern der betenden Männer beim Freitagsgebet in der Moschee. Die Opis ergänzen, dass alles jetzt in türkischer Hand sei. Sie finden diesen Umstand doof. Dabei haben sie bis heute nie das Geld gehabt, um in den teuren Fachgeschäften einzukaufen. Die Zugezogenen, die mit Geld und Status ihrer Väter nach Wedding ziehen, interessiert das nicht. Sie wünschen sich Vielfalt und verstehen darunter, dass man die verschiedenen Hautfarben, die sie von den Pantone-Hautfarbenfächer kennen, auf der Straße wiederfinden kann. Bunt soll es sein. Also sollen die türkischen Supermärkte weg. Stattdessen wünschen sich die Zugezogenen Bio-Supermärkte. Das ist natürlich nicht mit den Omis und Opis abgesprochen. So wünschen sich diese wieder die türkischen Supermärkte zurück. Die waren zwar nicht deutsch, aber wenigstens preisgünstig. Manchmal steht der Ali dem Kevin in der Einkaufsschlange näher, als der Konstantin tut.

Von der Bäckerei bis zum U-Bahn-Eingang ist es ein Kasino weit. Die Kasinos auf der Müllerstraße sollten weg. Doch sie bleiben da, während das Geld dort gewaschen wird und der Berliner, der dort rauskommt mit gesenktem Kopf und leeren Händen auf dem Bahnsteig mit o wartet. Dort im Untergrund gibt es dann doch Afrika. Auf dem Bahnhof sind Bilder von Tieren zu sehen, die man in Deutschland in Zoos sehen kann oder in Dokumentationsfilmen über Afrika. Nollywood-Filmstars und Ghana-Must-Go-Beutel sucht man auf den Bildern dieses Bahnhofs vergeblich. Dafür kommt die U-Bahn an und fährt Richtung Alt-Mariendorf. U-Rehberge ist die nächste Station. Dort hat o bereits die Schrebergärten der Deutschländer

entdeckt. Man erkennt sie daran, dass sie als erstes in den Schrebergärten die Gartenzwergge entsorgen. Sieht man einen Gartenzwerg neben der Biotonne, aus dem Kartoffelschalen herausragen, dann weiß man, ein Deuschländer hat einen Schrebergarten gekauft. Die Schrebergärten lassen ihre Besitzer erkennen. Die Schrebergärten der Deuschländer haben Blumen mit Paprika und Tomaten ersetzt. O hat hier auch das legendäre Schwein der Rehberge entdeckt. Es ist das Haustier einer Anwohnerin. Sie meint, als sie sich damals dieses Tier zulegte, wollte sie sich vor dem Klingelstreich der Nachbarskinder schützen. Kurz darauf hatten die meisten Kinder Smartphones und stellten die Notwendigkeit des Schweins in Frage. Als o das erste Mal von der Station hörte, wusste o nichts von all dem. O stellte es sich oben unschuldig mit Rehen, Hügeln und einer Eisdiele vor. In der U-Bahn lauscht er jetzt dem Gespräch einer Frau, die aufgeregt am Telefon erzählt, dass die Schule, an der sie arbeiten wird, nach dem Typen benannt sei, der in der Rehberge die Ausstellung von Tieren und Menschen aus den deutschen Kolonien geplant hatte. Dann wäre der Krieg dazwischengekommen. Glück im Unglück. Die Unschuldssaura der Rehberge geht in dem Moment verloren und im gleichen Moment steigt ein Deuschländerjunge mit seiner vollen Unschuld ein. O hört den Frauen zu, die neben ihm sitzen und über den Jungen tuscheln. Seine Mutter hatte einen Schlaganfall. Seitdem ist sie ein Pflegefall und ihr ältester Sohn am Brennen. Die Frauen sagen, damals hat er Alkohol auf dem Spielplatz getrunken. Alkohol und dann noch in der Öffentlichkeit, ist eine Kombination, die für die Deuschländer im Wedding nicht üblich ist. Als sei das Alkoholverbot in der Öffentlichkeit aus Polen nach Berlin übergeschwappt. Die Routine des Jungen hat sich geändert. Er steht seit diesem Jahr stundenlang vor der City-Toilette oder vor Kaufland. Manchmal auch vor dem Friedhof, neben dem Institute Français, auf dem die Gastarbeitergroßeltern des Jungen am Wochenende gearbeitet hatten. Heute wird er seine Stunden in der U-Bahn verbringen. Ohne nach Geld zu fragen, ohne zu singen, ohne zu reden, ohne ein Spiel auf dem Smartphone zu spielen. O hört den Hunger in seinem Magen so laut schreien und denkt, dass deswegen sogar die tuschelnden Frauen ihn kurz anblicken und aufhören, über den Jungen zu reden. O überlegt, ob er aussteigen und im Gözleme-Laden frühstücken soll. Die Schlange dort ist kurz, seitdem Menschen mit mehr Geld, mehr Bildung, Bürgschaften und einem merkwürdigen Selbstverständnis in der Gegend selbstverständlich

bevorzugt Wohnungen bekommen. Die Gözleme-Ladies erfuhren von einem jungen Studierenden, wieviel Miete er zahlt und wie er sich darüber freute, weil es so billig war und fortan stiegen die Gözleme-Preise mit den Mietpreisen zusammen und die Schlange wurde immer kürzer, das Lächeln der wartenden Kunden immer breiter.

Der U-Bahnfahrer, der davon träumt der Busfahrer der Buslinie 100 zu werden, kontrolliert die Bahn vom ersten bis zum letzten Waggon. »Endstation, der Ersatzverkehr fällt aus, wird nicht ersetzt. Aussteigen. Hab nicht ewig Zeit hier.« O steigt mit den Pfandflaschensammlern aus, die vormittags auf der Müllerstraße Pfandflaschen sammeln und am Nachmittag am Flughafen Tegel, um Alkohol kaufen, die Familie in den zurückgelassenen Ländern unterstützen oder um Pilgerfahrten nach Mekka finanzieren zu können.

O nimmt die Treppe in Fahrtrichtung hinten, die geradeaus zur Tramhaltestelle der einzigen Tramlinie im Westteil der Stadt führt, dann nach links zum Café mit Watson-Glühbirnen und Flaggen der WM-Länder, dem Kiosk mit Zigarren und Messern, dann nach rechts zum Dönerrestaurant Saray. Kiosk und Saray stehen sich so seit Jahren royal auf der Müllerstraße gegenüber. Auf den Treppen sieht o einen Mann in Weiß. Es ist der Syrer, der kaum Türkisch oder Deutsch kann und für wenig Geld im Folienkartoffel-Geschäft eines Deutschländers Tandoori-Brot backt. Der Deutsche zahlt dem Deutschländer wenig, der Deutschländer zahlt dem Syrer wenig und der Syrer zahlt davon seine teure Wohnung an den deutschen Vermieter aus dem Schwabenland. In diesem Bezirk haben alle so ihre Kreislaufprobleme.

Während o an dem Juweliergeschäft des Mardiner Christen vorbeiläuft, schaut o sich den Jesus-is-Lord-Imbiss, den Bismillah-Baklava-Laden, die AOK-Filiale, die Graffitis »No borders« und »Wohnraum ist keine Warte« an. Angekommen an der Ampel blickt o auf ein Gebäude mit Studierendenapartments. In Heidelberg wäre so ein Gebäude eine Hand des Stadtkörpers, auf der Müllerstraße hingegen hinterlässt es den Eindruck, ein Prothesefinger zu sein. Vollkommen im Vergleich zum Rest der Straße. Im Erdgeschoss soll laut einem Plakat am Fenster ein Bio-Supermarkt öffnen. Es ist grün. O läuft über die Kreuzung und schaut sich die restlichen Räume im Erdgeschoss an. Er blickt auf Menschen, die teilnehmende Beobachter in Wedding sein möchten, die mit Wörtern wie »echt« und »ehrlich« das Wort »arm« ersetzen. »Select a name« steht auf dem Klingeldisplay. Ein

Arbeitsraum mit einer tapezierten Wand, auf dem Monstera-Pflanzenblätter abgedruckt sind. Ein Versammlungsraum mit eingerahmten Aphorismen: »You always have a choice.«, »Kindness is always free.«, »Never stop believing in yourself.«

O läuft schnell weiter, möchte das Gesehene auf dem Weg verlieren, wie Äpfel, die einem aus einer gerissenen Tüte fallen. Auf os linken Seite ist Risa-Chicken, der KFC á la halāl. Auf seiner Rechten ist der Coffee-Shop, vor dem möchtegern-open-city Psychiater ihren Espresso trinken und ihre zukünftigen Patienten beobachten. O schaut nach links zu einem Café mit einem englischsprachigen Namen, nach rechts zum Simit-Haus, der Stadtbibliothek und dem Graffiti »Hartz Vier essen Seelen auf« am Ärztehaus. O ist vor Karstadt angekommen. Jedes Mal, wenn o an dieser Kreuzung steht, schaut o auf die andere Seite der Straße und denkt an Frau Vogel. Frau Vogel kam aus der westdeutschen Provinz nach Berlin. Sie ist weder Favela noch Heidelberg. Aufgrund ihres mittelmäßigen sozio-ökonomischen Status bekam Frau Vogel nur eine Zusage für eine Wohnung in Wedding. Wenigstens sind mein Therapeut und meine Eismanufaktur fußläufig, tröstete sie sich. Bei Manufaktur-Eis lernten o und os deutschländische Freundin Frau Vogel sich zwischen Mango-Sorbet und Matcha-Eis kennen. Frau Vogel bestand darauf, die beiden auf ihrer Geburtstagsparty dabei zu haben. Frau Vogel, Herr Vogel, eine Heidelbergerin, eine Düsseldorferin und eine Frau Stern aus dem Osten saßen am Tisch mit o und der deutschländischen Freundin. Das Abendmahl von Wedding. Das Symposium der Fremden. Jeder Schluck Moscow Mule hatte die Wirkung eines Spa-Wochenendes. Das Gefühl von Wellness ging schnell zu Ende. Frau Vogel meinte: »Am Leopoldplatz steige ich nicht aus. Das ist mir zu viel Ghetto.« Sieklärte auf: »Ich meine die betrunkenen Menschen.« Die Deutschländerin fragte dann: »Was ist der Unterschied zwischen dir, die jetzt Alkohol trinkt, und denen? Ich hab's. Du hast Geld und sie nicht.« Frau Vogel und alle anderen am Tisch wünschten sich in dem Moment Vögel zu sein, um aus der Wohnung, aus Wedding raus fliegen zu können.

O läuft weiter, vorbei am Hakiki-Döner-Stand, dem Tipster-Wettbüro und dem Job-Center, das regelmäßig frische Farbe, meistens Rot oder Braun, von Unbekannten verpasst bekam. Die nächstgelegenen U-Bahnhof- und S-Bahnhof-Stationen waren hier nach dem Bezirk benannt und stellten eine erste Grenze dar. Jene, die innerhalb des S-Bahnringes wohnten, deklarierten

die Zone außerhalb des Rings als weniger angesagt. Jene, die außerhalb des Rings wohnten, wussten nichts davon. »Armes Mexiko, so nah an den USA« – bekommt bereits hier eine neue Dimension, wenn man weiter Richtung Mitte schaut. Die nächste Station der U-Bahn-Linie Sechs ist innerhalb des Rings, doch immer noch Wedding zugehörig. Als o das erste Mal mit der Bahn hier vorbeifuhr, freute er sich über das Werbeplakat eines Pharmakonzerns. Auf dem Plakat waren zwei Menschen zu sehen: ein Wissenschaftler und eine Wissenschaftlerin. Beim zweiten Mal freute sich o, weil der Wissenschaftler weiße Haut und die Wissenschaftlerin schwarze Haut hatte. Beim dritten Mal, als o davon ausging, dass das Bild ihm keine große Freude bereiten würde, wurde er überrascht. Diesmal fiel o auf, dass die schwarze Wissenschaftlerin dem weißen Wissenschaftler etwas zu erklären schien. Beim vierten Mal entschied o, das letzte Mal auf das Plakat geschaut zu haben. Die schwarze Wissenschaftlerin hielt Baumwolle in der Hand und schien ihren Kollegen – beide mit Blick Richtung Baumwolle, sie mit offenem und er mit geschlossenem Mund – darüber aufzuklären. Die U-Bahn fährt wieder ab dieser Station. O läuft trotzdem bis zur nächsten. Die Satellitenschüsseln, die Panke, die unter der Mettallbrücke vor dem Häuserblock fließt, passt noch zum Wedding. Im Gegensatz zur Fashion Week, die hier jährlich im Erika-Hess-Eisstadion stattfindet und exklusiv für Menschen ist, die in Mitte schlafen und sich so kleiden wie Kinder im Wedding angezogen sind, die als letztes Geschwisterkind die Kleidung der Älteren bekommen. Gated Communitys, die an Südafrikaurlaube erinnern, Häuser, über die Kinder von Stararchitekten behaupteten, ihre Väter hätten sie gebaut und Kinder von Weddinger Bauarbeitern, ihre Väter hätten sie gebaut, reihen sich an Häuser, in denen es Vegetarier und Jagdvereine Wohnungen als Mieter gibt. Die REWEs und Edekas mit prostitutionsartigem Smalltalk führenden Verkäufern, die von emotional verwahrlosten Kunden besucht werden, ebenso wie von heimlichen Paybackpunktesammlern, quetschen sich in die Chausseestraße ein. Eine Form von Kolonialismus erreicht die Straße, auf der Gesundheit, neben Reisen, die Hauptsäule des guten Lebens ist. Ein Supermarkt-LKW hält vor dem denkmalgeschützten Haus an. O nimmt heimlich einen Bergpfirsich aus der Delivery-Box. O isst den Bergpfirsich schnell auf, weil die Kinder, die im überteuerten Hostel gegenüber wohnen, sich frisches Obst nicht leisten können und o auf dem Bahnhof anstarren würden, um sich besser vorstellen zu können, dass sie diesen Bergpfirsich in dem Moment essen.

Auf dem Bahnhof Schwartzkopffstraße steht o neben zwei Frauen, die sich Bergpfirsiche leisten können und sich auf Englisch unterhalten. Vermutlich lebt die eine Frau seit Jahren in Deutschland und hat nie Deutsch lernen müssen, da alle um sie herum, bis auf die Mitarbeiter der Ausländerbehörde, Englisch gerne als ihre zweite Muttersprache betrachten. Eine dritte Frau, die mit o die ganze Strecke bis hierherlief, läuft an den beiden Frauen vorbei und schreit »Gringo.« Während die deutsche Frau tröstet: »Darling, don't bother, they call us Kartoffel, potatoes. There is all over the world racism.« Sie steigen alle vier in die Bahn, fahren am Naturkundemuseum vorbei. Die beiden Frauen bemitleiden, laut genug, so dass alle es hören können, all die armen Lehrerinnen, die in Wedding wohnen müssen. O ist eine weitere Station Ohrghost der beiden Frauen. Mittlerweile sind sie beim Thema Faltencreme angekommen und fragen sich, ab wann man von »reiferen Haut« spricht. Sie einigen sich beim Aussteigen auf siebenunddreißig Jahre. O fährt neben der Notfallbremse stehend eine Station weiter mit geschlossenen Augen und steigt am U-Bahnhof Friedrichstraße aus. Die Treppen, die Montag bis Samstag gefüllt sind mit Dussmantüten, mit Staatsbibliothekstüten, Karls Erdbeeren Liebhaberinnen und Studierenden, die vor dem Grimm-Zentrum warten, um in der Universitätsbibliothek einen Sitzplatz zu ergattern. O gähnt die Leere auf dem Bahnhof an und in dem Moment entdeckt er einen Bildschirm auf dem Bahnhof: »Die BVG wünscht Ihnen einen schönen Sonntag.«

Mirjam Aggeler

Wenn du lächeln würdest

Heute lieber Hose. Heute lieber unsichtbar. Heute lieber unbemerkt. Gestern den Welpenschutz verloren. Im Bus von X nach Y. Neben mir ein alter Mensch. Sich männlich behauptend. Ein freundliches Nicken, als ich mich zu ihm setzte. Ich glaubte an einen Zufall. Als sein Bein das meine berührte. Selbst beim zweiten Mal: Das Gleichgewicht verloren vielleicht. Nichts, was nicht passieren kann. Nichts, was der Rede wert wäre. Nur eine leichte Berührung. Nur eine leichte Gänsehaut. Ein leichtes Zurückzucken. Das war's. Aber das war es nicht. Ich wurde schmaler neben ihm. Ausgleichsversuch. Er wurde breiter neben mir. Ausgleichsversuch. Von Gleichgewicht keine Rede. Ich versuchte, mir ein Bild zu machen, und schaute zu ihm hinüber. Ein Mustern überzog meinen Körper. Einmustern, Ausmustern. Und wieder, wie zufällig: Berührung der Beine. Meine schon fast neben dem Sitz. Mitleidiger Blick einer Frau, die sich bei der Tür an die Stange klammerte. Fast hätte ich mich daran festhalten können, aber sie zog ihn zurück und warf ihn aus dem Fenster. Lieber du als ich. Draußen das vorbeiziehende Brückengeländer, der Fluss in der Ferne, das Sonnenlicht auf dem Wasser. Möwenkreise über kleinen Köpfen. Es waren weniger geworden. Der Sommer in den letzten Zügen. Dort unten sich treiben lassen, vielleicht zum letzten Mal in diesem Jahr. Ein Ziehen in meinem linken Bein. Griff auf meinen ganzen Körper über. Anspannung. Fast das Atmen vergessen. Der Versuch, mir nichts anmerken zu lassen. Denn was ist schon dabei. Ich bin keine Zimmerliese. Nimm es als Kompliment. Die Frau an der Tür, ihr Blick nach draußen, noch immer. Nichts zu machen. Lieber du als ich. Aber ihre Fühler im Raum. Das war schon viel, mehr als nichts. Aber nicht genug. Die Ahnung, dass etwas hätte sein können. Der Bus hielt, die Türen öffneten sich. Ein letzter Blick über die Schulter. Ein

Lächeln. Gequält, quälend. Sie stieg aus. Die Sitzreihen leerten sich. Ein Impuls, den Platz zu wechseln. Die Sitzreihen füllten sich. Mein rechtes Bein im Durchgang, ein Störfaktor. Rückzug. Nein. Jetzt noch aufstehen. Als einzige. Eine Gegenbewegung. Was würden die anderen denken: Was hat die für ein Problem? Was hat er denn gemacht? Was ist denn dabei? Nimm es als Kompliment. Kein Wunder, nimmt die Frauen niemand ernst. Ein Theater wegen nichts. Oder: Was bildet die sich ein? Armer Kerl. Gemeine Unterstellung. Rufmord. So eine bin ich nicht. Oder: Zieht ein Kleid an und wundert sich. Er ist auch nur ein Mann. Dem Zauber erlegen. Das hast du doch gewollt. Gib es zu. Das wollt ihr doch alle. Hexe. Ich sah schon den Schein der Fackeln. Oder schlimmer noch: Sie zeigen auf ihn. Lustmolch. Grabscher. Mit ihren Fackeln in der Hand. Vergewaltiger. Das wollte ich nicht. So war es nicht. Ich wollte nur. Schuldgefühl. Die Bustüren schlossen sich. Ich sank auf meinen Sitz zurück. In mich zusammen. Sein Bein an meinem. Selber schuld. Ich riskierte noch einen Blick, verstohlen. Schuldbewusst. Und schaute in ein faltiges Gesicht mit buschigen Augenbrauen. Knollennase, weiches Kinn. Verschmitztes Lächeln. Ein Zwinkern in den Augen. Zwischen Opa und nettem Onkel. Und auf jeden Fall: unschuldbewusst. Nein. Kein Bewusstsein. Eine Gewissheit. Jetzt auch bei mir: Die Fackeln hätten nicht ihm gegolten. Ich schaute auf die Anzeigetafel, noch fünf Haltestellen. Sein Blick blieb an mir kleben. Herausgefordert. Selber schuld. Noch sieben Minuten. Durchatmen. So gut es ging. Den Umständen entsprechend, halbwegs. Bloß nicht nach links ausdehnen. Bloß kein Missverständnis wecken. Bloß nicht. Selber schuld. Das Summen der Stimmen gleichförmig. Alles in Ordnung. Nur vorne im Bus eine höhere Frequenz. Ein schreiendes Kind. Eine beruhigende Mutter. Bestimmt hatte sie einen langen Tag hinter sich. Und noch einen langen Tag vor sich. Nervös, unter all den Blicken. Den kritischen. Muss das sein. Was macht sie nur. Warum schreit dieses Kind. So geht das nicht. Es wird Hunger haben. Müde sein. So schwierig ist das nicht. Wahrscheinlich aus der KiTa geholt. Rabenmutter. Wir haben Feierabend. Sie legte es an die Brust. An meinem Bein ein anderes. Ich gab nach. Etwas noch. Etwas ging noch. Die Berührung blieb. Sein Fokus auf der stillenden Frau. Ich sah es in meinem Augenwinkel. Ekel. Erregung. Vielleicht beides. Ihr Blick tauchte ab auf das Gesicht des Kindes. Tauchte ein in einen eigenen Raum. Und schloss sich dort ein. Sicher. Das ist besser als nichts. Dort lässt sich einiges aushalten. Das Summen wieder ungestört.

Gleichförmig. Auf dem Bein neben meinem eine Hand. Locker hingelegt. Zufällig bequem. Die Knöchel auf meiner Haut. Den Fuß noch ein wenig eindrehen, Knie gegen Knie. Wieder ein, zwei Zentimeter gewonnen, verloren. Meine Arme vor der Brust. Ich hielt mich. Auf Abstand. Verdreht. An den Rand gedrängt. Die Sitzkante. Einschneidend. Pochen in den Adern. In der Busmitte ein paar Anzüge. Zwei von ihnen linsten verstohlen in meine Richtung. Steckten die Köpfe zusammen. Einmustern. Der eine verzog sein Gesicht zu einer Grimasse. Ein aufmunterndes Lachen. Eine auffordernde Kopfbewegung. Ich kenne den Text: Was schaust du so böse, du machst mir ja Angst. Lächle doch mal. Dann wärst du viel schöner. Eine Grenze überschritten. Ungeahnt. Da kann keine gewesen sein: Denn schöner sein will jede. Muss jede wollen. Das ist Gesetz. Und wider die Natur, wer die Blicke nicht erntet, wer sie verrotten lässt. Nur einmal lächeln, für mich, bitte. Aber ich will nicht. Ein Lächeln kostet nichts. Wenn sie wüssten. Eingemustert, ausgemustert. Es kann sich an einem Lächeln entscheiden. An der Bereitwilligkeit zu gefallen. Die Entscheidung dagegen. Ein Wutgefühl. Ich gefalle nicht. Ausgemustert. Ein Mäuschengefühl. In der Falle, grau. Und kauern. Als würde einer wie er. Eine wie mich. Blick nach rechts, das Fenster: eine Spiegelwand. Haare sortieren, Haltung korrigieren. Du gehst wie ein Bergbauer, die Erinnerung an eine Stimme aus einer anderen Zeit. Als wäre etwas falsch daran. Etwas daran ist falsch. Wo war der Blick nach draußen. Links, ein drohendes Missverständnis, gerade aus, ein Augenschein. Von einer Frau aus der Gruppe der Anzüge. Ich blieb hängen. Ein Ausmustern. Die Wände so nah, rücken immer näher. Werden mich zerquetschen. Mir den Rest geben. Wohin nur mit den Blicken? Die mich mustern. Einmustern, ausmustern. Was hat das mit mir zu tun? Nichts. Alles. Meine Beine klebten, zusammengepresst. Ob ich sie nicht doch hätte, ob das Kleid nicht zu, ob es genug, ob meine Haare noch, meine Schminke noch, ob sie nicht zu viel, zu wenig, ob ich zugenommen, abgenommen. Ob meine Brüste zu, ob sie überhaupt, wem gehört dieser Körper: Wer gibt mir den Rest? Wäre ich nur zu Hause geblieben. Aber es spielte keine Rolle. Bodenwelle. Halt verloren. Eine Hand an meinem Handgelenk. Hielt mich fest. Zog mich zurück auf den Sitz. Der alte Mann. Ein gutmütiges Lächeln. Gerade nochmal Glück gehabt. Nein. Das Fass bis zum Rand voll, schwappte über. In diesem Moment. Mit Glück hatte das nichts zu tun. Ich riss mich los. Und endlich die Haltestelle. Nicht meine, aber eine: im letzten Moment aufgetaucht. Ich

zwängte mich zwischen den Leuten hindurch, ein Rempeln hier und da, für Rücksicht weder Raum noch Zeit: Ich musste raus, einfach nur raus. Hinter mir ein Raunen, sich schließende Türen. Unter mir ein schwankender Boden. Ein Blick zurück. Gesichter mit hochgezogenen Augenbrauen hinter Glas, verständnislos. Was war das? Ich schaute dem Bus hinterher, bevor er um die nächste Ecke verschwand. Mich zurückließ. Mit einer Unsicherheit. Einer Erschütterung. Mit der ich allein war. Niemand sonst nahm sie wahr. Niemand ließ sich etwas anmerken. Alle gingen ihren Gang: seinen Gang. Alles in Ordnung. Aber ich war mir sicher. Der Boden unter meinen Füßen, ein Schwanken. Und dabei nichts Neues. Ausgedehnte Räume, bedrängte Räume, unterstellte, umstrittene, gestohlene Räume. Alles in Ordnung. Woher das Schwanken. Er war nicht nur zu nah, er war auch zu alt. Uralt. Urgroßvateralt. Ich stellte mir vor, wie seine Hand nach mir greift, aus dem offenen Grab heraus. Wie sie mich zu sich hinunterzieht, wie sie mich aus dem Leben reißt. Hinein in einen Sarg voller Trophäen. Alle schön, still, und alle tot. Es gäbe ihm nichts zu denken. Und die Trauergemeinde weinte nicht. Um mich. Im Krieg und in der Liebe ist alles erlaubt. Ein betretenes Schweigen vielleicht. Ein verlegener Blick. In frommer Andacht. Reihum Anerkennung. Nimm es als Kompliment. Darunter ein spöttischer Mund mit Bitterkeit und Neid gefüllt. Die Hand betrauernd, die nicht nach ihr gegriffen hat, die Trophäen verfluchend, zu denen sie nicht zählt. Nimm es als Kompliment. Das eine oder andere erleichterte Wegschauen. Lieber du als ich. Etwas beschämt, vielleicht. Noch einmal davongekommen. Noch einmal überlebt. Der Vorhang fällt. Applaus für den Schürzenjäger. Unerbittlich standhaft bis zuletzt. Siegestaumel der bewahrten Tradition, alterslos, nicht konservierte Grenzüberschreitung. Noch ein Gesetz. Und deshalb: fraglosen Beifall wert.

Aber heute nicht. Heute lieber Hose. Und Pullover. Kapuze auf, die Treppe hinunter. Heute lieber unsichtbar. Heute lieber keine Blicke. Sie können mir gestohlen bleiben. Die Zuvielen, die Zuwenigen, die mit Absicht. Denn es fragt sich keiner. Sagt höchstens einer, wenn du mehr lächeln würdest. Nimm es als Kompliment. Draußen die Sonne, die letzten Strahlen noch. Etwas zu warm. Der Pullover, die Kapuze. Nur etwas zu warm. Auszuhalten.

Deniz Ohde

Dresden – Chemnitz (drei Männer)

Es ist viel Polizei zu sehen am Bahnhof. In ihren dicken dunkelblauen Jacken gehen sie in der Halle herum und stehen vor den Aufgängen zu den Gleisen, stecken die Hände vorn in ihre schusssicheren Westen, drehen die Köpfe in Alarmbereitschaft hin und her. Der Eindruck weißer Turnschuhe und Sneaker-Socken unter Caprihosen drumherum, Einkaufstüten, die an mir vorbeiziehen auf dem Weg durch die Halle. Der Geruch von Parfümerie im Windschatten jeder Person, eine Mischung aus Handseifen, Weichspülern und sich überlagernder Duftwässer, die nach Wasserlilie oder Bergfrische riechen sollen, aber eine Schärfe an sich haben, einen lungernden Nachhang in der Luft, der in keinem natürlichen Gewässer vorkommen kann. Die Kläranlagen müssen verklebt sein damit. Die Abflüsse verstopft mit heruntergewaschenem Haarspray. Im Lidl, der sich in der Passage der Bahnhofshalle befindet, ist es der Eindruck hinter sich hergezogener Handwägen, schlurfender Schritte von älteren Männern in beigen Hosen, die sich behäbig umdrehen nach Weißbrot und Tomaten, die sich an den Weizensäcken vorbei schleppen. Die vier- und fünfköpfigen Familien, die Ölflaschen und Konserven in die Wägen laden, das Geräusch von Glas auf den Metallgittern. In Schlangenlinien muss ich an ihnen vorbei, von den Gemüseauslagen vor zu den Kühlschränken, immer einen Schritt ausweichen. Die unangenehme Alltäglichkeit, die mit mir an diesem Tag nichts zu tun hat, sich hier aber ins Bewusstsein drängt. »Mein Mund ist ganz trocken«, sagt die Kassiererin, nachdem sie einen Schluck Limonade getrunken hat, als Entschuldigung für den dadurch entstandenen Verzug. Es kommen Polizisten herein, murmeln etwas mit dem Sicherheitsmann, der vor den Kassen stehend alles im Blick behält. Einer spricht etwas in sein Funkgerät, der andere nimmt die Mütze ab, stellt sich

auf die Zehenspitzen und versucht, in den Menschenschlangen jemanden wiederzuerkennen.

Vor der Buchhandlung stehen vier Polizisten im Halbkreis um einen jungen Mann, der etwas aus seinen Hosentaschen holt, sie müssen schwitzen in diesen dicken Monturen und unter den Mützen, unter der Schrift, in der sich das Licht reflektiert. Sie schauen an dem Mann auf und ab, abschätzig über seine Hosenbeine, abschätzig über sein Hemd, sie sprechen knappe Worte auf ihn ein, bei denen sie das Kinn heben; es sind zerknüllte Verpackungen, die er aus seinen Taschen zieht und den Polizisten in seiner hohlen Hand vorzeigt.

Im Zwinger stehen die Leute an den Brunnen, es sind Kinder mit Brustbeuteln, die schwatzen, es sind Paare mit Fotoapparaten vor dem Bauch, sind Touristengruppen, die von einem Mann mit Schlapphut und langem in die Luft gehaltenem Schirm angeführt werden, einmal durch die Anlage, über den roten Sand und unter den Statuen hindurch, die mit gequälten Blicken die Last der Torbögen tragen. Auf dem Platz vor der Semperoper stehen drei Jungen in schiefen Uniformen und spielen Musik, Pferde, vor Kutschen gespannt, schlagen mit den Hufen aufs Pflaster, eine Frau sitzt im Schneidersitz auf dem Boden, eine Decke über den Beinen, obwohl es heiß ist. Da, wo es zum Fürstenzug geht. Wo zu sehen ist: Eine lange Ahnenreihe Männer auf Pferden, abgebildet auf Meißner Porzellan, August und Friedrich und Johann; eine Frau ist dabei, in Form einer zertretenen Rose; ein Schwarzer Mann, der zu Füßen der Pferde einen Windhund in Schach hält. Wo zu sehen ist: Menschen, die gegenüber Schlüsselanhänger verkaufen. Es gibt Burger für zehn Euro an der Frauenkirche, um die herum die Leute stehen und ihre Blicke hoch zur Kuppel schicken. Manche haben den Mund offenstehen in schierer Begeisterung, einen abgerückten Blick, einen, der sagt: Ich erlebe etwas. An der Kirche ist ein Banner aufgespannt: »Selig sind, die Frieden stiften.« Auch dahinter, an den Balustraden, stehen Sprüche, die schon etwas ausgebleichen sind vom Sonnenlicht: »Weltoffenes Dresden«, steht dort, »Stadt der Vielfalt.« Die schweren Ecken schlagen gegen die Geländer, die Leute mit den offenen Mündern nehmen es als Beweis, dass noch nicht alles verloren ist.

Es wird gesagt, es liege an der Rückständigkeit. Es wird gesagt, es liege an den Provinzen, an der Landflucht, liege an einer späten Entwicklung und an den leeren Bushaltestellen, es wird Verständnis aufgebracht. Im Zug war

mir einer aufgefallen (bevor ich die Nachrichten gesehen hatte). Er ließ seinen Blick schweifen und blieb bei mir hängen, er musste etwas an mir erkannt haben. Er trug ausgebeulte Cargo-Hosen, Turnschuhe, eine Gürteltasche (vorne und mittig über dem Hosenverschluss), ein T-Shirt der Marke Yakuza, eine Schirmmütze, deren Saum sich löste, hielt eine Bierflasche in der Hand und seine Wangen waren rot. Man sagt, es läge an einer bestimmten Stillosigkeit, für die der Mann als gutes Beispiel hätte herhalten können; man hat sie oft genug hervorgehoben, hat darüber gelacht, auf die bunt gefärbten Strähnen der Frauen gezeigt, und gesagt, es läge daran, oder wäre zumindest ein Zeichen; man hat im nächsten Atemzug bedauernd den Kopf geschüttelt und weggeblickt. Der Mann sagte nichts, er drehte seine Bierflasche in der Hand, er blickte hervor unter seiner Schirmmütze, hatte ein angedeutetes Lächeln auf den roten Bierlippen, hatte einen wissenden Blick, und seine Bauchtasche baumelte zwischen seinen über zwei Sitze gespreizten Beinen. Man zieht scharf die Luft ein, wenn man eine andere Version sieht, eine die man leicht erkennt, eine, die einem vertraut ist aus Spiegel-Artikeln von 1995. Diese Version war mir später begegnet, beim Aussteigen. Ich hielt Sicherheitsabstand, drückte mich an die Stangen neben den Türen und gab vor, es wäre noch nicht mein Halt. Ich ließ ein paar Leute vorgehen und beobachtete, in welche Richtung der Mann ging, sah, wie er mit breitem federndem Schritt die Füße auf den Bahnsteig setzte, die Sohlen seiner Springerstiefel mussten angenehm nachgegeben haben, die weißen Schnürsenkel waren abgestimmt auf das Weiß und Grau seiner Hosen in Camouflage-Muster, das Grau der Bomberjacke, das Schwarz des Eisernen Kreuzes, das sich in Falten warf, als er den Kopf in den Nacken legte und die Hand hob, um einen Freund am Bahnsteig zu grüßen. Die Polizisten streiften ihn kurz mit ihren Blicken und sahen dann weg, peinlich berührt, als hätten sie einen Nackten ohne sein Einverständnis betrachtet. Man nimmt es als Beweis für eine Zeit, die hier langsamer laufen soll. In bestimmten Ecken, in bestimmten und sehr kleinen, sehr vernachlässigbaren Einheiten.

Ich habe das Glück, dass ich verschwinden kann. Dass vielleicht etwas an mir vermutet wird, wenn man mich aus einer bestimmten Perspektive betrachtet, aber wenn ich aus dem Fenster sehe, ist es schon wieder vorbei. Sie sehen höchstens eine Brünnette, eine *linksversifft*e vielleicht, eine, die dem Dresscode studierter Geisteswissenschaftlerinnen entspricht, aber das kann man austreiben. Ich nehme den Weg über die Brücke, fahre eine

Station mit der Straßenbahn, die barocken Bauten, die ihre Spitzen in den Himmel strecken, das Licht so weiß und grell, dass es aussieht wie eine überbelichtete Schwarzweißfotografie. Ich nehme den Weg in das Viertel, in das ich passen soll, bemerke gleich, wie jung alle sind, wie viele Leute mit Pluderhosen hier herumlaufen, und dazwischen werden bunt bemalte Möbel verkauft, Bio-Gemüse und die ganze Auswahl regionaler Biersorten. Vor einem Laden, in dem meditiert wird, sitzen zwei mittelalte Frauen ohne eine einzige Falte im Gesicht, sie haben den Frieden gefunden. Eine von ihnen wendet sich mir zu und lächelt so ehrlich, dass ich meinen Blick auf meine schnellen Schritte richte. Familien mit Eistüten in der Hand besichtigen die Gegend und schauen an den verzierten Fassaden hoch.

Im Dönerladen ist keiner außer dem Verkäufer. Die vielen Tische und Stühle sind leer, ein Fernseher an der Wand läuft auf der leisestmöglichen Lautstärke. Durch die Pflanzen auf dem Fensterbrett sehe ich von meinem Platz aus die Leute, manche schlendern, manche fahren aufgebracht mit dem Fahrrad im Slalom um die Schlendernden herum. Zwei Punks sitzen auf der Treppe der Sporthalle gegenüber und ihr Hund läuft hinter ihnen auf und ab. Das Bild im Fernseher schwenkt um und eine Pressekonferenz beginnt, die Polizeidirektorin der Stadt Chemnitz bespricht die Vorkommnisse des Vortages, ich höre nur einzelne Wortketten heraus: »möchte mein Mitgefühl ausdrücken«, sagt sie, »sind für die kommenden Demonstrationen gut aufgestellt«, sagt sie. Neben ihr stehen die Bürgermeisterin, die Oberstaatsanwältin und der Innenminister des Landes und alle schauen sie auf die vor ihnen aufgebauten Mikrophone und in die Gesichter der Presseleute, die sich hinter den Kameras befinden. Ab und zu kommt das Klicken von Fotoapparaten durch. Eine Laufschrift drängt sich durchs Bild, die die Vorfälle der letzten vierundzwanzig Stunden zusammenfasst. Die Vorfälle, die ich nicht mitbekommen habe, weil ich mein Telefon ausgestellt hatte, absichtlich. Die Vorfälle, bei denen eine Person im Streit von zwei anderen erstochen worden ist, auf einem Stadtfest. Die Vorfälle, bei denen dieser Mord zum Anlass *rechter Gruppierungen* genommen wurde, um durch die Stadt zu ziehen, wutentbrannt. Die Vorfälle, bei denen diese Gruppierungen *Migranten* gejagt haben, bei denen das Wort Migranten wieder vorgeholt wurde, wie es immer wieder vorgeholt wird aus der Schatulle der falschen Kategorisierungen, die als Grund nicht genommen werden, sondern nur immer wieder die leeren Bushaltestellen, die in Bildern vorbei fliegen, die

Fassaden der grauen Wohnblöcke hinter dem Schädel von Karl Marx. Immer öfter entlädt es sich und zieht als Laufschrift durch die Werbetafeln an den Bahnhöfen, hinter den Polizisten entlang, hinter den Personenkontrollen entlang; als Nachricht, die mich erreicht, wie ich vor dem Fernseher sitze und in mein Dürüm beiße. Eine Mutter kommt in den Laden mit drei kleinen Kindern, sie setzt jedes einzelne auf einen Stuhl an einem Tisch in der Nähe der Theke, sie bestellt bei dem Verkäufer, der immer wieder lächelnd die Kinder beobachtet, sie reichen Motivkarten unter sich herum, fahren sich durchs Haar, schieben ihre kleinen Brillen die Nasen hoch. Während sich das Brot im Toaster erwärmt, verschwindet der Verkäufer im Hinterzimmer. Er kommt zurück mit einem kleinen Stoffhasen in der Hand, er hält ihn über die Theke und sagt: »Ich habe ein Geschenk für euch.« An den Wänden, bezogen mit Tapeten, auf die Backsteine gedruckt sind, ranken sich die Pflanzen vom Fensterbrett bis über den Bogen, der zu den Toiletten führt. Ich wasche mir die Hände, eine Lampe hängt über dem Spiegel, und als ich aufsehe, wirft mein Gesicht Schatten. Die Leute im Fernseher fächern ihre Notizzettel auf dem Stehtisch mit den Mikrofonen auf. Es kommt einer rein, dem draußen sein Getränk umgefallen ist: »Hast du ein paar Servietten für mich?« Der Verkäufer gibt ihm einen schmalen Stapel in die Hand. »Reicht das, Bruder?«

Ich steige in einem anderen Bahnhof in meinen Zug nach Hause, weil er mir sicherer erscheint, jetzt, wo ich es weiß. In meinem Telefon schreiben Leute: passt auf euch auf, passt aufeinander auf, vor allem in den Zügen. Ich laufe auf die Bahnhofshalle zu, am Seiteneingang steht ein Mann und raucht. Er hat zurückgegeltes Haar, im Nacken ausrasiert, er trägt ein naturfarbenes Leinensakko und spitze Schuhe und im ersten Moment wirkt es, als wäre er ein Neureicher, der sich in die Gegend verirrt hat, der vielleicht eine Immobilie hier gekauft hat, der vielleicht auf der Suche ist nach etwas *Szenigem*, dem *Besonderen*. Ich denke es auf Grundlage seiner breiten Gürtelschnalle und dem dicken Ring an seinem Finger. Er schaut mich etwas belustigt an, wie ich zugehe auf den Eingang. Ich denke, ein Schnösel, ich denke, ein Macho, ich denke, einer, der sich vielleicht seiner selbst versichern muss, und ein abschätziger Blick ist eine gute, schnelle Gelegenheit. Er verlagert sein Gewicht dandyhaft auf ein Bein und zieht an seiner Zigarette, in Zeigefinger und Daumen gehalten. Ich erwidere seinen Blick, der auf meinem Gesicht klebt, der mir dabei folgt, wie ich die Stufen nehme, näher komme, das Abzeichen an seinem Revers erkenne. Sein

Blick, der sich verzieht in ein genugtuendes Lächeln, wie er meine sich weitenden Augen beobachtet, mein Erkennen des gelben Lambdas auf schwarzem Grund, mein kurzer Schreckmoment, als ich es erkenne, das Zeichen der *Identitären*; und dann schaue ich weg. Frage mich, ob auch er etwas an mir erkannt hat. Frage mich, ob ein Wegdrehen des Kopfes gereicht hat. Ob mein Profil sich verändert hat in seinem Blick. Ob er nur etwas gesehen hat, das sich austreiben lässt, oder das, was mir in den Genen sitzt. Ob mir jemand hinterherlaufen würde, so schnell, dass ich rennen müsste, so schnell, dass ich mich retten müsste in einen anfahrenden Zug, so schnell, dass ich mich ducken, mich am Beinzipfel einer der Polizisten festhalten müsste und der würde entscheiden: was sitzt ihr im Gesicht –

Wahrscheinlich nicht.

Wahrscheinlich bin ich in Sicherheit.

Anke Stelling

Brausen Schrägstrich Abspülen

Flanieren heißt, sich um nichts zu kümmern. Wer sich erlauben kann zu flanieren, kann sich erlauben, sorglos zu sein.

Zu Hause ist nichts los. Zu Hause ist egal.

Vielleicht fliehst du es, ja? Dein Zuhause. Dann kannst du dir das wohl erlauben. Dann kommt es problemlos ohne dich aus.

Es steht fest. Steht stets zur Verfügung. Wartet ungerührt auf deine Rückkehr, weint nicht nach dir.

Ist da überhaupt wer? Wenn ja, dann niemand, der dich interessiert. Der es wert wäre, näher betrachtet zu werden.

(Sag noch mal schnell, wer genau ist da? Familie? Kinder? Eine treu für dich sorgende Schrägstrich nörgelnde Mutter, eine Haushälterin oder einfach nur der Muff eingestaubter Bücher, ungelüfteter Decken und des Geschirrtuchs, das du seit Wochen schon benutzt?)

Es ist nicht das, was dich ausmacht. Du bist Flaneur.

Draußen, das ist dein Zuhause. Die Öffentlichkeit. Derer wirst du habhaft, da pulsiert das Leben, leuchtet die Reklame, braust der Verkehr.

Du mittendrin, mit Schirm, Charme und Melone, Gamaschen, Notizbuch – nein, halt, das war früher. Litfaßsäulen werden jetzt abmontiert.

Du aber dennoch mittendrin, mit dem Rucksack auf dem Rücken, der Laptoptasche unterm Arm. Gutes Schuhwerk, nachlässig Schrägstrich elegant. Schwarzer Mantel geht immer – und reicht auch als Zitat.

So gehst du durch die Großstadt, zu Fuß und offen für Eindrücke. Derer gibt es viele: Die Plakatwände sind heute elektrisch, wechseln im Sekundentakt, sind mancherorts gleich vollständig durch Monitore ersetzt.

Darüber machst du dich lustig. Notierst, was du siehst, beschreibst den Umbau der Umgebung, die Passanten, die dir kopflos erscheinen – du

ersetzt ihnen den Kopf, erledigst für sie das Denken, du stellst haufenweise Fragen, stellst scharfsinnige Beobachtungen an.

Du siehst, was andere nicht sehen. Du hast Zeit und die nötige Hingabe. Du hast einen Sinn für Details, weißt Zusammenhänge zu erspüren, bist gebildet und zugleich ein Freund einfacher Leute. Ha! Wer sind die denn? Du jedenfalls nicht.

Du stehst drüber, hältst dich wacker. Hältst dich raus, bist außen vor.

Du schaust von draußen, bist nicht wirklich beteiligt, hast es nicht nötig, dich gemein zu machen mit dem Rest der Welt.

Irgendwie kann ich dich nicht leiden. Hast du schon gemerkt, nicht wahr?

In meinen Augen bist du ein verwöhntes, sichersattes Söhnchen, das publikumswirksam Bohèmeleben spielt. Nur so tut, als sei es ungebunden; in Wahrheit hast du deine Leserschaft im Rücken, ihr gibst du den Künstler, kriegst es im Feuilleton gedankt.

Da sitzen sie, Typen wie du (nur fett in Redaktionen statt fesch verloren auf der Straße) – solchen befriedigst du stellvertretend das Bedürfnis nach Freiheit und Freizeit, servierst ihnen kluge Gedanken, sodass sie glauben können, sie hätten sie selbst gedacht.

Mir ist sie peinlich, deine Pose. Im wahrsten Sinn des Wortes: Sie schmerzt.

Seit hundert Jahren bist du schon derselbe, du bist so albern und dennoch nicht wegzudenken, du bist stark, du bist Teil der literarischen Tradition.

Also versuche ich, es dir gleichzutun.

(Ich, die Mutti, die Hausfrau, die Alte mit dem Wasser in den Beinen, mit den dicken Füßen, die nur noch in ausgetretene Latschen passen – so kann ich nicht nach draußen gehen. Nur beständig hin und her, zwischen Herd und Spülstein und Wäscheboden – nein falsch, eine Waschmaschine mit integriertem Trockner steht mir heutzutage sehr wohl zur Verfügung, doch das Zusammenlegen muss immer noch sein. Wer legt sie dir zusammen, deine Wäsche? Ja, gut, ich weiß schon, du wechselst einfach nicht.)

Ich also die andere, die all das ist, was du nicht bist. Mach mich auf den Weg, auf deine Spur, hinein ins bunte Treiben!

Zu Hause heißt das derweil: sich selbst überlassen. Kann ja sein, dass nichts passiert. Jedes Martinshorn, das meine Ohren trifft, ermahnt mich; ich zwinge mich, ich werde mich zwingen, ungebunden zu sein.

Und ich sehe. Ja, guck an! Ein altes Telefonhäuschen. Ist inzwischen nutzlos, war mal zu was gut. Im Rinnstein liegt noch Laub vom Vorjahr. Ein

halbes Brötchen lockt die Tauben; da kommt die Dicke, geht gurrend auf die Dünne los. Die Dünne mag nicht, die Dicke will's nicht glauben. An der Wand ein kritziges Graffiti – für Großbuchstaben hat die Dose nicht gereicht.

Weiß der Himmel, wie du das durchhältst. Auf Dauer macht das doch paranoid. Nur du und die Zeichen ... Was tust du, wenn es dir zu viel wird? Ach ja, richtig! Du suchst dir ein Café.

(Da sitzt er, der Flaneur, dem die Stadt allzu dicht auf den Leib gerückt ist. Betrachtet zum Ausgleich mal die Brüste der Bedienung, die ihm einen großen Braunen serviert. Nein, halt, das war in Wien, als euereins eure große Zeit hattet – jetzt und hier vielleicht einen Cappuccino? Einen Espresso!, klar, du bist tapfer, du brauchst keine Milch.)

Serviert noch immer von einer freundlich sorgenden Schrägstrich nörgelnden Bedienung, mir bringt sie auch was, sie wird dafür bezahlt.

Das Zeug in der Vitrine hat auch jemand gebacken. Und den Boden gewischt, stell dir vor.

Nein, tust du nicht, dir ist das alles selbstverständlich: Was es braucht, damit du den Flaneur spielen kannst.

Komm, gib's auf, wir gehen jetzt nach Hause. Du darfst dich bei mir unterhaken, wird schon keiner sehn.

Du und ich, gemeinsam durch die Großstadt. Durch ihr Brausen, das uns Angst macht – und uns belebt.

Guck mal, da! Ein Busfahrer hinter seinem Steuer. Hat bald Dienstschluss, geht dann auch nachhaus. Wo hoffentlich Spaghetti Bolognese auf ihn warten, allerbestes Trostessen, gekocht von seiner Frau. Geliefert von Foodora? Pinke Warmhalteboxen, pinke Rücken, pinke Aufkleber, wohin das Auge schaut.

Kannst du mich mal ein Stückchen tragen? Ich massier dir dann die Füße, später, wirklich, ich versprech's. Und ich weiß, du musst auch mal allein sein. Ist okay, na klar, das muss ich auch.

Lass uns Schluss machen. Jetzt. Mit dem Blödsinn. Und gemeinsam das beschreiben, was wirklich auf dem Weg liegt: Unser Hunger nach Alleinsein und der Hunger nach dem andern, der einem den Hunger stillt. (Mit Worten Schrägstrich Pasta, Brüsten, Schwänzen, Brausen und Weglaufen. Mit Ausharren Schrägstrich die Ruhe bewahren, du weißt schon: die Liste ist lang.) Lass sie uns beschreiben: Meine Paranoia,

ausgelöst von Firma Martin. Deine Hoffnung, dass es dich – stets mittendrin – vielleicht nicht trifft.

**An vielen Fassaden siehst du nur noch den
Schimmel, diese Stadt wurde seit
Jahrhunderten nicht mehr gelüftet**

Karin Peschka

Favoritenstraße

So müssen wir nun doch unsere Füße in die Stadt tauchen.

Sehr früh am Morgen machten wir uns auf den Weg zum Bahnhof, es lag noch etwas Schwarzes zwischen den nachtigen Bäumen, die unsere Alm so schön flankieren. Bevor wir aufbrachen, hatte Berlin mich gefragt, welche Schuhe sie anziehen solle, weil: Zwei Paar besitze sie nurmehr. Zwei! Hielt beide in die Höhe, mir vor die Nase. Links die Böcke vom Berg, rechts die Sandalen von und zu Strandpromenade (so heißen sie bei Berlin).

Ich wollte nicht nach Wien fahren, Salzburg wäre näher gelegen, Linz, von mir aus, München auf keinen Fall. Aber das, was wir suchen, brauchen, zu besorgen haben, gibt es nur hier. Liegt bestellt und zur Abholung bereit, und wenn wir schon da sind, dann. (Sollen wir deine Mutter besuchen, sollen wir eine Bank überfallen?)

»Hast du die Liste eingepackt?«

Berlin hört nicht, sie steht vor einem Ticket-Automaten. Im Hauptbahnhof hat's ein Gewusel, gut, wenn man's weiß und sich drauf vorbereiten kann.

Ob er der jungen Dame behilflich sein darf. Der Mann ist ein Oberlippenbart, es ist der Bart, der die Frage stellt, das Gesicht und die Figur (über einsfüfundachtzig groß, neunzig Kilo schwer) statieren dem Bart. Ich stelle mich neben Berlin, sehr nah. »Ah, die Frau Mama?« Wir bräuchten vor den neuen Ticket-Automaten keine Angst zu haben, sie wären sehr (wirklich sehr!) benutzerfreundlich. Zuständig für Fern-, Nah- und Stadtverkehr, Taxidienst und Leihwagenservice. Ich beuge mich ein wenig hin zum Bart, mit schiefem Kopf, fehlt noch, dass ich die Hand hebe und ihm etwas Imaginiertes von der ÖBB-Jacke staube. Wenn ich will, kann ich

alt sein. »Benutzerinnenfreundlich«, korrigiert sich der Bart und tritt einen Schritt zurück.

»Nein danke«, sage ich, »wir haben nicht weit, wir gehen zu Fuß.« Nehme die Nichttochter an die Hand, sie aber (Berlin eben) schlägt die meine weg, nur ein leichter Klaps, stattdessen schlingt sie mir den Arm um die Hüfte, küsst meine rechte Wange und flüstert laut genug: »Komm Liebling.« Wir stelzen davon, ich, die ich ihre Großmutter sein könnte, das ginge sich aus, jawohl, umschmiegt von Berlin. Wir lösen uns voneinander, bevor uns der Mann aus den Augen verlieren kann. Eine Scharade, wie alles.

Ich möchte bitte gern und schnell durch Tag und Stadt, und am Abend, von mir aus in der Nacht mit dem letzten Zug, zurück in den Pinzgau fahren. Ich möchte, wie geplant, und was planen wir schon, bis zu den Knien im Bergsee stehen, um die Wette, wer hält die Kälte länger aus? Andererseits steigen wir in diesem Moment in die Sonne und lassen die Lautsprecherdurchsagen und das Ding-Dang-Dong und Rollkoffergeschiebe zurück in der Bahnhofshalle. Andererseits brennt hier die Hitze deutlich und asphaltgespiegelt uns die Beine hinauf, was schön ist.

Auf gut Glück, lang ist's her, dass ich in Wien lebte, biegen wir in die Favoritenstraße ein. »Schau«, sagt Berlin nach einer Weile. In den Boden eingelassene Düsen verwandeln ein paar Quadratmeter Stadt in einen Springbrunnen, durch den sich nasse Kinder kreischen, ein Parcours, eine Rennstrecke mit Fontänen, die hier einsetzen, dort aussetzen, woanders erneut einsetzen. Ein barfüßiges kleines Mädchen steht dirigierend im Sprühnebel.

»Sina?« Bin da, bin da. War weg, war weg. Wir gehen, ich ziehe die Erinnerung hinter mir her, könnte sie auch loslassen, aber warum. Im Übrigen ist das die falsche Richtung. »Gerade aus«, erkläre ich Berlin und strecke die Hand, »ein paar Kilometer weiter.« Wenn wir baden wollten nämlich (was wir nicht wollen, ich erzähle es nur so), dort läge ein Schwefelbad, das vor ein paar Jahren sehr modern war. Steht man davor, freut man sich, weil es nach fauligen Eiern riecht, und ... Ob es ein Freibad ist, fragt Berlin. Wenn nicht, warum sollte sie dann mitten im Sommer, und an der Costa del Sol war es schön, sie mag die Alm, natürlich, die Alm ist großartig (sagt sie), und alles, aber der Strand und Spanien und

»Pau«, rate ich. Schau hinüber auf ihre Reaktion: ein Lächeln. »Pau«, sagt Berlin und wendet sich nach innen. Selten seh ich das an ihr, das

Inwendige. Muss ich lassen, muss mich ein wenig vor ihr platzieren beim Gehen, in der richtigen Distanz, die Frau bleibt hinter mir, egal, wohin ich mich wende. Nur ab und zu kontrolliere ich unsere Zweisamkeit im Fensterspiegel einer Auslage. In ihren Sandalen tritt Berlin sehr sacht auf. Ihr Auftreten erinnert mich an das Insekt, das sich am Abend unserer Begegnung auf ihrem Arm niedergelassen hatte, an ihr Wispern (Hallo, kleines Ding), an die andere Hitze, an die nächtliche Terrasse, den Zikadenlärm und den Duft der Revoluzzerpflanze.

In der Favoritenstraße hingegen. Hat sich wenig geändert. Sie fühlt sich an wie früher. Nur mit anderen Kleidern, Fassaden, Werbeschildern. Aber geändert hat sie sich kaum. Gehört den Leuten, wird gequert von ein paar Straßen mit Ampelregelung. Wir haben grün und wieder grün.

Viele Häuserfronten später (Handygeschäft, Bäckerei, Kindermode, Herrenfriseur ...) schweigen wir nach wie vor. Dann hält Berlin mich zurück, wortlos und deutlich. Setzt sich an einen von fünf weißen Tischen im Schatten einer Markise. Sie klopft auf den freien Sessel. Jetzt bin ich es, die folgt. »Willst du etwas trinken?«, frage ich. Vorsichtig, mitfühlend, vermute ein Sehnen, wo vielleicht keines ist. Denn Berlin sagt: »Klar!« Und entspannt sich. Zurückgelehnt, lächelt den Kellner an, lächelt eine junge Frau an, die ein hübsches Kleinkind an der Hand führt, lächelt drei alte Herren an, die langsam an uns vorbeigehen (in die Richtung, aus der wir gekommen sind), sich in einer fremden Sprache unterhaltend. Einer hat einen Hund an der Leine, der jemandem ähnlich sieht. Wem? Wir kommen nicht drauf. Erst als der Hund, ein braun-schwarzer Zottel, sich nach uns umdreht. Die drei Männer (keiner größer als einsfünfundsechzig, alle tragen Anzugjacken zu Stoffhosen) bieten sich mit runden Gesten Zigaretten und Feuer an.

»Der Hund schaut wie Pau«, stellt Berlin fest. Und es stimmt, der von Stirnfransen verhängte Blick ist jener des katalanischen Portiers, der zwar keine Stirnfransen hat, sondern.

»Da!« Berlin zeigt auf eine Frau, vielleicht Anfang zwanzig, sie schiebt ein Fahrrad und summt eine Melodie. Die Sonnenbrillen verdecken die Augen, aber die Frisur, ganz kurz geschnittene Haare, was heißt geschnitten, geschoren! Paus Frisur.

Ein neues Spiel ist gefunden: Wir bauen Pau. Modul für Modul. Haben den Blick des Hundes (der kein Hundeblick ist, sondern der eines Menschen, das muss festgehalten werden). Wir haben die Frisur der

Fahrradfrau. Wir haben, darauf einigen wir uns schnell, sogar die Figur des Katalanen, es ist jene des oberlippenbärtigen ÖBBlers. (Nimm ihm die Uniform weg, steck ihn in eine andere, mit einem blinkenden Orden am Revers.)

Wir suchen nach, wir suchen nach ... Ich schlage die Hände vor, Berlin zeitgleich die Kopfform. Der Schatten der Markise wandert, Berlin sucht Hände, ich den Kopf. Der Kellner, der uns neue Getränke bringt, wird gemustert, den Scheitel können wir nicht sehen, die Sohle können wir nicht sehen, aber das Dazwischen. Eine an ihn gestellte Frage verwickelt ihn zum Verweilen, er lässt sich darauf ein. Es ist kurz nach elf, noch knurren die Mägen der Umgebung nicht, in den Büros, Laboren und Praxen über den Geschäftsauslagen. Sein Chef mache guten Umsatz, vor allem mit den Mittagsmenüs, verrät uns der Kellner und blickt auf seine Uhr. Paus Geste! Aber sonst ist er, obwohl nett, nicht sehr ergiebig, weder Kopf noch Hände stellen uns zufrieden.

Ein drittes Getränk, wir sollten weiter. Und zahlen. Bar? Nein, ich habe die Kreditkarte mitgenommen und hoffe, sie ist gedeckt. »Haben wir denn Bargeld dabei?«, flüstert Berlin. Ich schüttele den Kopf, zwar ja, aber wir bräuchten es für das andere, sie wisse, wofür. Worauf sie den Atem anhält, während der Kellner mit der Karte hantiert.

Streckt sich dann im Aufstehen zu ihrer vollen Größe, lächelt wie zuvor, ist frei, leicht und unbeschwert genug, um weiterzuspielen. »Los«, sagt sie, zieht mich von den Tischen weg hinein in den Menschenstrom, der zugenommen hat, der aufwallt in Geschäftigkeit, es ist ein Arbeitstag, Boten liefern, Lehrlinge erledigen Besorgungen, eine Blumenhändlerin ordnet ihre Blumen, stellt rote Rosen neben gelbe Gerbera, prüft das Bild, ist zufrieden.

Und ich? Ich lasse mich ziehen, Berlin vor mir, leicht schräg, höre ihr zu (und nicht), sie hat etwas Pau'isches entdeckt, das müsse ich mir ansehen und vor allem sie selbst müsse das noch genauer sehen, aus der Nähe, sie könne sich täuschen, glaube aber fest, dass nicht, und daher. Und daher verfolgen wir jemanden, in eine Nebenstraße (halt, denke ich), ein Markt ist es (halt, denke ich), es werden uns (die wir nicht hungrig sind) Feigen und Karotten angepriesen, es werden uns Falafel, auf kleine Holzspieße gesteckt, in den Weg gehalten (ganz frisch, kosten Sie, meine Damen, gratis, meine Damen, halt, denke ich). Durch den Markt zieht mich Berlin, am Ende ist das Ende, dort setzt sich der Mann, dem etwas vom Katalanen

gehören soll, auf den nackten Gehsteig, stellt einen schmutzigen Pappbecher vor sich hin und beginnt, im leisen Singsang sich zu wiegen.

Berlin steht starr. Ich frage mich, was der arme Mann haben könnte, das an Pau erinnert. War es die Nase, das Kinn, die Art, wie er sich beim Gehen bewegt, der Mund, eine kleine Fehlstellung der Zähne. Beide stehen wir starr. Ein Schneidezahn über den anderen geschoben, ganz wenig nur, ein lieber Makel. Das ist nicht Pau, das ist die Erinnerung an jemand anderen.

Das ist eine feine Kanüle hineingestochen in etwas, das sich einen Weg bahnt. »Wir müssen zurück zur Favoritenstraße«, sage ich, denn ich werde, wie immer, schneller sein, mag bahnen sich, was will. »Ok«, antwortet Berlin. Steckt dem Mann einen Falafelspieß in den Becher, es tue ihr leid, sie habe nicht mehr bei sich, lächelt und wird zurückgelächelt. Er dankt. Er nickt, ohne sein Singen zu unterbrechen.

Die Hitze strahlt von allen Seiten, tiefblau und weiß. Ist in den Geräuschen, unseren Schritten, ist angekommen in unseren Köpfen. (Greif an dein Haar, wie heiß es ist.) »Was jetzt?«, fragt Berlin und wischt sich die Stirn. Hinter uns kläffen winzige Spielzeughunde im Stakkato, ein Riesenrad aus zusammengesteckten Bauklötzen dreht sich, Plastikpistolen haben einander im Visier. Ob wir Lanzo etwas mitbringen sollen? Ein Stoffpüppchen (ein kleiner Komödiant im karierten Kostüm), ein Häschen in Kunstpelz, sie streicht ihm über das weiße Fell. Nein, sage ich. Das dürfen wir nicht.

Wir müssen ans andere Ende Wiens. Holen, was bestellt, bereitgelegt und nur gegen Barzahlung uns ausgehändigt werden wird. Wir müssen hier, wo die Favoritenstraße Fahrt aufnimmt, wo sie sich teilt in Schienen und Verkehr, uns entscheiden zwischen U- und Straßenbahn, zwischen schnell und langsam, quer durch oder in Umwegen.

Das zweite lockt mehr. Überirdisch in die Stadt eintauchen. Jedoch, wer hätte gedacht, dass eine alte Frau (älter als ich) sich nähert eindeutig mit Anzeichen katalanischer Gelassenheit. Bevor Berlin den Gedanken aufgreift, der mir auf der Zunge liegenbleibt, bevor sie das Pol-Spiel aufnehmen will, erweitert um Charakter und vermutete Sternzeichen (Berlin eben), bevor Lücken wieder feine Kanülen zeugen. Deute ich zu den Treppen, die zur U-Bahn-Station führen.

»Ab in den Untergrund«, sage ich. Berlin lächelt nicht, sie lacht. Stapft auf mit ihren Sandalen und tut, als ob sie salutiert.

Luna Ali

Auf halber Strecke

»Wie lässt sich das Draußen eines Textes denken?«
Jaques Derrida, Die différance

Also begann ich meinen Untergang in die Stadt mit den gelben Armen und dem grauen Schleier, den nur der blaue Himmel aufzuraffen weiß. Ich stieg hinab an ihren Gefährten vorbei, so unterschiedlich wie das Menschengeschlecht. Die Hochhäuser weichen dem Abhang. Ein Range Rover fährt vorbei. Ein Hochzeitsgeschäft erscheint. Gefolgt von einer Wechselstube – Western Union – Retter in Not. Dann wechseln sich die Modeboutiquen, die Bars, die Sushi-Bars und einige spezialisierte Geschäfte für Gardinen, Bilderrahmen und Schaufensterpuppen ab, wieder eine Bar, eine Burger-Bar. Die Fassaden von einer Straße unterbrochen. Das Elektrizitätsgebäude steht auf acht Füßen. Zehn Stockwerke ragt es in die Höhe. Fenster an Fenster an Klimaanlage an Fenster. Mir stellt sich die Frage, was wahrscheinlicher sei, ein zweiter Bürgerkrieg oder das Ende der Stromausfälle. Während ich darüber nachdenke, kommt mir ein kleines Mädchen entgegen. Mit ausgestreckten Armen. Ich versuche auszuweichen. Ein Laden mit Büromöblierung verströmt den Geruch einer Konfession. Weihrauch, Weihrauch, Weihrauch so viel, dass der, dessen Nase die Trinität nicht für wahr hält, besser einen Bogen um den Laden machen sollte. Meine Nase juckt. Eine neue Bar hat aufgemacht. Vorbei an Gesichtern in Abstufung von Weiß über Braun bis Schwarz, die Augen von rund bis mandelförmig, die Haare von blondiert bis schwarz, von Kopftuch mit Bart bis bauchfrei beim Joggen.

Diese Stadt, an deren von syrischen Händen gebauten Häusern steht *Syrer kehr' um, du Verräter*, deren Taxifahrer sich beschweren *Sie haben 155 Angestellte für die Bahngesellschaft*. Die Bahn, die seit 1975 nicht mehr fährt, die Bahn, deren Gleise irgendwo in Mar Mikhail anfangen, einige Meter später wieder aufhören und erst an der Grenze zu Israel weitergehen. Ja, sie haben noch 155 Bahnmitarbeiter. Für den Notfall, falls wir im Stau stehen. Ein Lachen geht um in Beirut. Das Lachen derer, die lachen und sich dabei das Geld in die Taschen stecken. Das erzähle ich Ahmad, meinem Mitbewohner in dieser Stadt. Na, wenigstens haben sie was zu lachen, sagt Ahmad. Er ist der Zweitgeborene einer Familie aus Zahle, einem Ort nah der Grenze zu Syrien. Wenn es regnet, dann glauben sie statt der Donnerschläge Bomben zu hören. Ein Auto schneidet uns den Weg ab, während wir über Religion reden. Er verstünde jetzt erst, was das Schiitentum für ihn bedeute und was es mit dem Christentum gemein habe – die Sehnsucht nach dem Messias. Und warum die Hisbollah so populär sei – er sei vor kurzem zum ersten Mal im Mleeta Tourist Site gewesen. Dass man Nagib Mahfus mit seiner Parabel über die Weltreligionen Recht geben müsse. Es gäbe derzeit achtzehn Propheten in diesem Land und keinem sei zu trauen. Wir reden ganz so, als würden wir uns nicht verstehen, aber eigentlich sind wir uns einig, die Dringlichkeit im Ton verfliegt und die Verwunderung, jemanden zu finden, der einem nicht widerspricht, überrascht uns beide.

Am Ende der unteren Gemmayzeh Street stehen wir an einer großen Kreuzung. Zur Linken das Meer. Es liegt da, im Hafen ein paar Yachten. Unter uns begraben, liegt die Decumanus Maximus und erinnert an die weit zurückliegenden Höhen und Tiefen der Stadtgeschichte. Eine Stadt der Rechtslehre, um dann im Feuer und in der Flut unterzugehen und von den Arabern wiederentdeckt zu werden. Zur Rechten erstreckt sich der Märtyrerplatz. Eine Statue in der Mitte erinnert an den Aufstand gegen die Osmanen. Leuchtend blau erstrahlt die Kuppel der al-Amin-Moschee am Ende des Platzes. Die gelb schimmernden Steine unterstreichen die Behauptung, sie throne hier schon zweihundert Jahre, während sie in Wirklichkeit kaum acht Jahre alt ist. Ein Nachbau finanziert von Rafiq al-Hariri, der in einer Gedenkstätte direkt daneben liegt. Jedes Stück Pflaster dieses Platzes ist hart umkämpft, deshalb ist der überwiegende Teil ungepflastert. Parkplätze umrahmen ihn und Baukräne umsäumen ihn. Er ist im ständigen Werden. Wir laufen auf Geschichte und durchqueren sie im

Eiltempo. Dreißig Jahre lang war dieser Platz die Grenze zwischen Ost und West. Heute erstrahlt Downtown in osmanisch-gelben Tönen. Stein für Stein hat die Firma Solidere diesen Fleck so hergerichtet, dass saudische Touristen hier ungestört ihren Urlaub verbringen können. Wir kommen am Parlament vorbei. Stacheldraht versperrt die Eingänge, Soldaten mit geschulterten Gewehren sind die Wachhunde und die Wachhunde das Warnsignal. Ahmad erklärt den Grund: Der Anschlag 2014 auf den Justizminister oder den Finanzminister, ich weiß es nicht mehr genau. Auf der anderen Straßenseite kommen wir am ehemaligen Souk vorbei. Kleider, Schmuck, Pralinen in den Auslagen. *I <3 Beirut* in menschengroßen Buchstaben für die Selfie-Fraktion.

Ich muss Schritt halten, wir haben eine Verabredung. Das eintönige Osmanisch-Gelb weicht der nächsten Baustelle. Die nächste große Kreuzung könnte irgendwo in New York sein oder in irgendeiner anderen modernen Stadt mit Wolkenkratzern aus Glas. Um dieses Gebäude – Ahmad deutet auf ein Bauskelett mit leeren Fensterhöhlen – haben sie zwei Jahre gekämpft. Keine Geiseln, nur Gewinner verließen das Schlachtfeld. *The Battle of the Hotels*. Der Jackpot war der Safe einer Bank. Ein *side conflict* im *big conflict*. Irgendwo hier soll nun ein Bürgerkriegsmuseum entstehen.

Mein Professor wird dir gefallen, sagt Ahmad. Wir biegen ab, steigen einen Straßenhügel hoch, laufen weiter, erreichen die Bliss Street. Eine Fastfoodkette neben der anderen, zwischendurch ein paar Restaurants, die noch keine Kette sind. Gegenüber eine Mauer. Der Eingangsbereich ist unauffällig. Ein rundverziertes Tor in der Mitte führt uns auf das Gelände der American University. Fahnen wehen und verkünden das 150-jährige Bestehen. Das überraschende Grün, die ausladende Treppe abwärts macht den Unterschied zwischen dort draußen, dem Chaos, und hier drin deutlich. *We make history* steht auf den Fahnen. Ahmads Professor, Fach Philosophie, begrüßt uns: Welcome to my garden.

Die Begrüßungsrunde: Ich, Praktikantin bei einer deutschen NGO, erst seit einer Woche hier, in Syrien geboren, in Deutschland aufgewachsen, auf der Suche nach syrischen Autoren. Er sagt: Ach ja, da war ich als junger Student. Ich habe in der Mondscheingasse gelebt, und führt uns an der Bibliothek vorbei zum Oval Garden, eine grüne Wiese umstellt von Gebäuden. Vom *ottoman chic* über *french colonial* bis zu neofuturistischer Architektur der kürzlich verstorbenen irakischen Architektin Zaha Hadid. Ihr Gebäude sieht von der einen Seite so aus wie ein langgezogener alter

Computerbildschirm, und von der anderen wie eine Trillerpfeife. Natürlich gibt es auch hier ein Rafiq al-Hariri-Building. Eine halbe Stunde später, am Sportgelände und vielen Bäumen vorbei, sind die Fronten geklärt. Das kann doch nichts werden, wird mir erklärt, einmal bin ich mit einem Kollegen hier langspaziert und er fragte mich ganz verwundert, warum so viele Studierende draußen seien, ob sie denn schon alle Bücher der Bibliothek ausgelesen hätten. Du zahlst, dann kriegst du deinen Abschluss. Die Leute sind faul, unordentlich, sie lassen sich von Despoten regieren, sie denken nicht selbst. Sie können ja nicht einmal richtig in einer Reihe parken. Ich erwidere: Aber einparken, das könnten die Europäer auch nicht so gut. – Du glaubst wohl an Edward Said. Er hat ja nicht Unrecht, sie konstruieren ein Bild von uns, aber wie sagt man so schön: Das Vorurteil verhält sich zur Wahrheit wie der Libanese zum Konfessionalismus. Keiner will es in die Welt gesetzt haben, aber das System bleibt bestehen, *ya adamiyyeh*. Er hält mich für einen Gutmenschen, naiv und betroffen, und ich ihn für einen typisch arabischen Intellektuellen, besserwisserisch und europavernarrt. Ich lasse Ahmad beim Professor und nehme ein Service-Taxi.

Seit wann bist du im Libanon?, fragt mich der Fahrer. – Eine Woche. – Und?, lacht er. Wir fahren an einer Tankstelle vorbei und steuern auf die Stadtautobahn. Das Gelb der Straßenlaternen macht einer *concrete dystopia* Konkurrenz. In den unzähligen Tunneln hängt der Feinstaub grau an den Wänden. Die Tunnel durchlöchern die Stadt und die unendlichen Abzweigungen lassen sich nur zu leicht als Metapher für die zahlreichen Parallelgesellschaften benutzen. Und dann sehe ich es: das erste Haus mit Einschusslöchern. Mit unzähligen Einschusslöchern. Pockennarbig oder sommersprossig, ein Klischee seiner selbst. An der Seite hat sich ein Graffiti-Künstler verewigt. Kleine, rote Tiere oder Monster nutzen die Löcher zum Stehen, zum Klettern, als Münder, Ohren oder Augen. Neben mir der Fahrer: Schön die kleinen Tierchen, oder? Aber guck mal auf die andere Seite.

Ein riesiges oval-quadratisches Gebäude auf Betonstelzen. Schwarz an einigen Stellen, an anderen ist der Beton abgebröckelt und lässt die rostroten Metallstreben wie blutende Palmen sprießen. Das Gebäude: eine Mischung aus einem halben Wal und einem U-Boot.

Das ist das Ei, sagt er mir. Sollte ein Kino werden. Keiner traut sich, das Ding abzureißen. Angst vor der Dubaization. Aber renovieren will es auch

niemand. Und daneben ist die UN. Seit Jahren sterben ihnen die Zeugen für den Hariri-Fall weg.

Natürlich ein Glasgebäude. Er lässt mich am Elektrizitätsgebäude raus: Und pass auf dich auf!

Ich gucke mir das Gebäude genauer an. In einem der Fenster sieht man zahlreiche Aktenbücher aufgestapelt. Staubig, als hätte schon lange niemand mehr dieses Büro betreten. Die Aktenbücher erinnern mich an meine letzte Reise nach Syrien, als wir unsere Pässe beantragt hatten. Die Menschen drängelten und drängten auf die Beamten zu, die wie kleine Schulkinder an ihren Schreibtischen saßen. Man hielt ihnen wichtige Dokumente hin oder wedelte mit ihnen vor ihrer Nase, je nachdem welche Strategie man verfolgte. Wählte der Beamte einen aus, erhielt dieser einen Eintrag in die Aktenbücher.

Ich laufe die Armenia Street runter. Neben einem Kiosk steht ein kleiner Tisch mit Schmuck. Die Auslage ist überhäuft von Ringen und Armbändern, sie schlängeln sich ineinander, ein Chaos aus Einzelstücken; an der Wand hängen Ohrringe und Ketten. Ich greife nach einer Kette, ein Kreis verbunden mit einem Dreieck, die Struktur ist uneben, grob. Sch'ad?, frage ich den Schmuckverkäufer. – Sag es nochmal. – Wie viel? – Woher kommst du? – Aus Aleppo. – Wirklich? Sprich weiter. Bitte. Ich habe solange niemanden aus Aleppo gehört. – Sch'ad ha'o hada to'? Er lacht auf: Für dich nur zehntausend Lira. Und umarmt mich. Sprich weiter, bitte. – Über was? – Wo sind deine Eltern? Was machen die? – Mein Vater ist Kurde aus al-Hasakeh und meine Mutter ist Araberin aus Aleppo. Sie leben in Deutschland. – Den Kurden wird Gott noch danken, dass sie zum Richtigen standen. Wir hatten doch alles. Ist es so schwer, seine Meinung einfach für sich zu behalten? Ich lege den Kopf zur Seite: Ja, ein Mensch ohne Rechte ist kein Mensch, aber er kann leben. Was sind wir denn heute? Weniger als Zahlen.

Ich will einwenden, aber sehe die Sinnlosigkeit eines Streits vor mir, meine Wörter würden keine überzeugende Rhetorik entwickeln, ich verabschiede mich und gehe weiter, einfach weitergehen. Ich biege links ein und vor mir liegt sie: eine dieser elendig langen Treppen, für die dieser Stadtteil bekannt ist. Während ich diese Treppe hochsteige, 94 bunte Stufen, eine Nachbarschaftsinitiative zur Verschönerung dieser Stadt, merke ich auf halber Strecke, meine Wörter stammen aus einer Konservendose. Der Wortschatz meiner Mutter, ist meiner, ist mutiert.

Katharina Sucker

Auf die andere Seite

Überall lagen leere Tränengaspatronen, und in den Straßenecken sammelten sich die zerrissenen, zu nassen Klumpen verklebten Überreste der Spruchtafeln. Polizisten in Gefechtsausrüstung standen am Odakule Patrouille und fingen Personen ab, die sich in kleinen Gruppen durch die Straßen bewegten. Ich befürchtete, dass die Kontrollen der Normalzustand werden würden, und dass man sich an den Anblick von Maschinenpistolen und Wasserwerfern gewöhnen musste, so als sei es etwas, woran man sich gewöhnen könnte.

Ich mochte Beyoğlu nicht sehr, aber über die Jahre war es mein zu Hause geworden. Obwohl seine Geschichte bis ins zwölfte Jahrhundert zurückreichte, hatte es etwas Temporäres, was mir das Leben hier erträglich machte. Jeder Tag kündigte den Aufbruch an, konfrontierte mich mit dem Umstand, dass Freiheit und Heimatlosigkeit die zwei Seiten ein und derselben Münze waren. Wenn ich eines Tages Beyoğlu verlassen würde, dachte ich, dann würde ich es von vornherein gewusst haben, und vielleicht ist unter anderen Umständen das Leben an einem solchen Ort auch nicht möglich, weil er sich sonst wie eine Bedrohung oder eine Entwurzelung darböte, ein tägliches in Frage stellen der eigenen Existenz.

Als ich zu Hause und es schon lange dunkel geworden war, hörte ich die Menschen noch immer durch die Straßen eilen. Ihre Stimmen verteilten sich wie Signale durch die Leitungen eines Telekommunikationsnetzes. Die Wände räsonierten, als seien sie mit Elektrizität geladen.

Die Aufregung draußen übertrug sich auf mich, ohne dass ich hätte sagen können, ob ich sie genoss oder erlitt, doch vielleicht gab es diese Unterscheidung auch gar nicht. Ich zwang mich dazu, ruhig zu bleiben und war doch unfähig zu arbeiten, geschweige denn zu schlafen. Ich nahm mein

Telefon heraus und öffnete die Nachricht von Elanur. Was nur sollte ich schreiben, dachte ich, und mir wurde bewusst, dass ich selbst auf diese einfache Frage »Wie geht es dir?« keine Antwort wusste. Ich fing an zu schreiben und löschte, was ich geschrieben hatte, wieder, wählte seine Nummer und starrte auf das Display, auf dem sein Name erschien. Was, wenn er nicht abheben würde? Wäre ich erleichtert oder am Boden zerstört? Ich wusste es nicht. Ich legte mich aufs Bett und wartete, aber das Warten erhöhte die Dringlichkeit des Sprechens immer mehr, und das Sprechen wurde durch das Warten immer unmöglicher. Ich schloss die Augen und konzentrierte mich darauf einzuschlafen, aber mit geschlossenen Augen spürte ich die Hitze, die von den Wänden auf mich abstrahlte noch mehr. Dazu kam der Geruch von Diesel und fauligem Müll. Auf einmal wusste ich nicht mehr, ob die Gewalt draußen war, in den Straßen oder hier in meinem Zimmer, in meinem Bett. Gegen elf Uhr begann das Schlagen der Topfdeckel als Protest gegen die Polizeigewalt, gegen die Tränengasbomben, die fast täglich auf das Zentrum niederhagelten, mal in Cihangir, mal in Galata, mal in Tophane, dann ein oder zwei Straßen nur entfernt, in Tarlabası. Ich drehte mich auf den Bauch und presste mein Gesicht in das Kissen. Es roch nach Angstschweiß. Ich stand auf, ging ins Bad und ließ die Dusche laufen. Ich duschte heiß und fror als ich das heiße Wasser über meinen Rücken laufen spürte. Mit zittrigen Fingern griff ich das Handtuch und wickelte mich hinein. Der Geruch von Angstschweiß war immer noch da. Ich konnte duschen, so oft ich wollte. Er ließ sich weder wegspülen noch abrubbeln. Ich setzte mich aufs Bett und betrachtete die Wand vor mir. Dort hing das auf meinem alten Tintenstrahldrucker ausgedruckte Schwarzweißfoto des Londoner Barbican Centers – um genau zu sein war es einer der drei Türme – der Chamberlin Turm. Wie riesige Krähen schraubten sich seine Balkone in die Höhe. Ich sah lange auf das Foto, das auf zu dünnem Papier gedruckt war und in der schwülen Luft Wellen schlug. Dann ließ ich mich wieder rückwärts aufs Bett fallen und lauschte. Ich kannte diese Geräusche, die sich Nacht für Nacht wiederholten in- und auswendig. Sie sagten mir – jetzt ist es gleich ein Uhr, jetzt zwei, jetzt drei, jetzt müsste gleich das Knacken und Knarzen aus der Tonanlage der Ağa Cami erklingen. Das Luftholen des Muezzins vor dem Gebet oder war es mein eigenes krampfhaftes Einatmen? Ein Luftzug fuhr klappernd in die kleine hölzerne Jalousie, die vor dem Fenster hing und zerschnitt mit einem Strahl aus Gelb die Fotografie an der Wand. Ich setzte mich auf,

ging zum Fenster und spähte durch die rostige Vergitterung nach draußen. Unten klapperten die Absätze eines Nachtwandernden. Er war allein unterwegs und sprang eilig die Treppe hinab, um auf die Straße zu gelangen, die unterhalb meiner Wohnung verlief. Sie führte zum Tunnel unter dem Talabaşı Boulevard hindurch. Einer der wenigen Stellen, an denen man auf die andere Seite gelangen konnte. Ich zog mir Jeans und T-Shirt an, griff nach einer dünnen Jacke wegen der Klimaanlage und öffnete die schwere Eisentür der Wohnung. Sogar jetzt, mitten in der Nacht, war sie noch warm von der Nachmittagssonne. Mit einem dumpfen Dröhnen schloss sie sich hinter mir. Mit ein paar Sätzen war ich unten angelangt, schlüpfte durch die Tür zum Innenhof und bog links in den Weg ein, der unterhalb meines Schlafzimmerfensters verlief. An der Straßenecke türmte sich stinkend der Müll. Katzen hatten die Beutel zerrissen, und eine widerliche Mischung ergoss sich über den Asphalt. In all diesem Dreck standen sich zwei Kater gegenüber, ein weißer mit dunklem Schwanz, ein unglaublich hässliches Tier, und ein noch unversehrter gestreifter. Er duckte sich und legte den Kopf schief, um zu dem Weißen aufzublicken, wobei er einen herzerreißenden Ton in seiner Kehle zurückhielt, der sich plötzlich, als er vor dem Hieb des anderen auswich und an die Hauswand zurückschnellte, in einem gellenden Schrei entlud. Was es auch für ein Bann sein mochte, der zwischen ihnen herrschte, kaum etwas vermochte sie zu trennen, und erst, als ich sie schon fast erreicht hatte, barsten sie plötzlich auseinander, ein jeder in eine andere Richtung. Ich ging weiter, vorbei an der Ruine eines Wohnhauses, das seinen roten Staub auf die Straße schüttelte. Jemand hatte ein Netz um die Fassade gespannt, um den herunterfallenden Putz aufzufangen. Ich lief an zwei Kübeln vorbei, aus denen halb vertrocknete Fichten ragten. Sie rahmten den Eingang zu einem Maklerbüro, das schäbige Wohnungen mit der Überschrift »Luxus« anbot. Am Ende des Pfades stand ich auf einer breiten Straße, die sich ihren Weg aus dem Dolapdere-Tal heraufwand und an dieser Stelle auf den Tarlabası Boulevard mündete. Ich folgte der Straße nach unten, wo sich der Verkehr dröhnend Meter für Meter seinen Weg durch den Berg kämpfte, schlüpfte zwischen einem Heck und einem Kühlergrill hindurch und sprang eine Bordsteinkante hoch. Vierzig Zentimeter verkehrsgeschützte Zone gab es hier, doch überall saßen und standen Menschen. Barfüßige Kinder hockten in den schmalen Nischen zwischen Weg und Tunnelwand. Abgas und Regenwasser hatten die Ziegel ausgehöhlt. Mit angehaltenem Atem tauchte

ich in den Tunnel, in dem der Lärm der laufenden Motoren ohrenbetäubend war. Die Luft heiß und ölig. Zehn Meter vor mir gab es eine Abkürzung. Eine Nische in der Tunnelwand gab eine schmale Treppe frei, die zum Tarlabası Boulevard hinaufführte. Mit ein paar Schritten war ich oben angekommen. Mit zwei weiteren schlüpfte ich zwischen den Häusern, die die Straße säumten, hindurch und gelangte in einen kleinen innenhofähnlichen Platz, der mit einem grünen Dach aus Weinblättern bedeckt war. Hier war es frisch und kühl. An einem niedrigen Tisch mit einer bunten handgewebten Tischdecke saßen drei Frauen, die Knie so hoch, dass sie fast die Ohren erreichten, als sie sich vorbeugten, um ihren Tee aus winzigen goldumrahmten Gläsern zu schlürfen. Lange schrill lackierte Fingernägel ragten wie Dolche in die Luft. Ihre Füße steckten in hochhackigen Schuhen. Die Haut ihrer Schenkel trotz der sommerlichen Hitze mit Perlonstrumpfhosen bedeckt. Kräftige Waden. Sie alle waren einmal Männer gewesen und arbeiteten in den anliegenden Stundenhotels als Prostituierte. Ich beobachtete sie, wie sie mit ihren Perücken spielten und an ihren Netzstrümpfen zupften. Ich setzte mich an einen der winzigen Tische unter dem Baldachin, ein paar Meter von den Transfrauen entfernt. Der korbgeflochtene Hocker unter meinem Po stand bedenklich schräg. Die Knie an die Beine des Hockers geklemmt, damit ich nicht samt des Hockers zur Seite umkippte, bestellte ich Tee und warf zwei Stück Zucker hinein, der sich mit dem intensiven Rot des Tees zu einem glühenden Sturm zusammenbraute. Kaum ein Mensch durchquerte diesen geheimen Platz. Nur ab und zu kamen Menschen hindurch und riefen dem Çaycı ihr Selamun Aleyküm zu, empfingen ein Aleyküm Selam retour und gingen weiter. Manche gesellten sich zu den Nutten, redeten, blätterten Geld in die Hand eines anderen und klopfen einander auf die Schulter. Es herrschte eine formlose Freundlichkeit. Machtkämpfe und Streitereien gab es zur Genüge, aber da war nichts Unterschwelliges, nur der direkte Affront und eine Nüchternheit, in der Gewalt sich nicht tarnte, sondern so brutal wie wohlthuend als Gewalt in Erscheinung trat. Ich stand auf und legte eine Liramünze auf das bunte Tisch Tuch. Dann setzte ich meinen Weg fort und gelangte zu einer Nische des Tarlabası Boulevard, an der die Überreste einer alten Tankstelle fahrenden Obst- und Kastanienverkäufern einen guten Standort boten. Hier mischte sich der Fußgängerstrom mit dem Verkehr. Gelbe Taxis schoben sich hupend durch die Menge und bliesen Dieselabgase in die Luft. Ich hielt die Luft an, bis ich auf der anderen Seite

in eine schmale Straße gebogen war, die im Dunkeln lag. Hier standen sie oft. Die etwas schüchternen Junggesellen, die darauf warteten angesprochen zu werden. Mit derselben geübten Entschlossenheit von damals, ging ich auf einen von Ihnen zu und rieb die Zeigefinger aneinander, ein unmissverständliches Zeichen.

Wir stiegen ein nach Feuchtigkeit riechendes Treppenhaus hoch, an mehreren großzügigen Wohnungstüren vorbei, hinter denen sich abermals Flure mit weiteren Türen befanden. Unten ging eine der Türen auf. Ein schwacher Lichtschein legte sich auf die Treppengeländer. Es waren alte gusseiserne Geländer. So alt wie das Haus selber. Wir erklommen die Stufen zum dritten Stock. Der Mann, ein Albaner, ging mir voraus und hielt seinen Körper leicht schräg, um ab und an zu mir zurückzublicken. An einer Tür mit der Nummer fünf blieb er stehen und tastete im Halbdunkel nach dem Türknauf, fand ihn und drehte daran. Wir betraten den Flur, der nach Naphthalin und Seife roch und mit allerlei orientalistischem Zeug aufgehängt war. Nazar-Amulette, eine Lampe die von einem Kind aus buntem Porzellan gehalten wurde, die Statue einer Gazelle. Alle Türen des Flurs waren verschlossen und ich hatte Schwierigkeiten, die richtige zu finden, so verschlissen waren ihre Nummern. Wir versuchten es bei dreien, bis eine davon schließlich aufging, und den Blick auf einen, mit rot-goldenem Teppich ausgelegten Raum freigab, auch wenn die aufgetragenen Farben die Konturen und Reliefs der gusseisernen Heizkörper und des Stucks an der Decke verklebten. Durch die verstaubten Fenster sickerte schwer das gelbe Licht der Straße. An der Wand brannte eine rote Lampe. Ich schloss die Tür hinter mir und der Mann, dessen Hand ich ergriffen hatte, befreite sich aus meinem Griff und öffnete sein Hemd. Dann hingte er es sehr säuberlich, über die Schultern eines hölzernen Models. Seine Nippel standen wie zwei dunkle Sterne auf seiner Brust, die sich rau anfühlte, wie Sandpapier. Er legte seine Hand über die Schnalle seines Gürtels und beließ sie dort, während er zum Bett ging, sich hinlegte und die Beine lässig überkreuzte. Dann sah er mich an und wartete. »Şey yapalım mı?«, fragte er. Und die Frage kam mir seltsam vor, da wir doch sonst nicht für das Zimmer hätten bezahlen müssen. »Tabii ki«, antwortete ich und fügte noch ein »İstiyorsan« (wenn du willst) hinzu. Er lächelte und deutete mit seinen Augen auf meinen Schritt, so dass ich unwillkürlich an mir hinunterschaute. Aber natürlich gab es dort nichts zu sehen, was es nicht immer schon dort zu sehen gegeben hätte, und so blickte ich ihn fragend an,

ahnend, worauf er hinauswollte. Er wiederholte seine Geste »Kız mı, erkek mi?« Ich trat ans Bett heran, kniete mich neben ihn und führte seine Hand zu meinem Schritt, die er tastend zwischen meinen Beinen umherwandern ließ. »Kız«, sagte er, als freute er sich über seine Entdeckung und ließ, jetzt ungehemmter zwei Finger wieder zwischen meinen Beinen verschwinden. »Ya sen?«, fragte ich und hielt sein Handgelenk fest. Ich wusste sehr wohl, was er war. Auch, was er in der Hose hatte. Es war nicht zu übersehen. Trotzdem griff ich mit meiner freien Hand unter mich und packte zu. Doch meine Geste, von der ich gehofft hatte, dass sie ihn zumindest ein bisschen beleidigen würde, blieb vollkommen wirkungslos. »Çıkart onu«, sagte er und versuchte seine linke Hand, auf der ich mich abstützte, aus meiner Umklammerung zu befreien, während er mit der anderen an seinem Gürtel herumfummelte. Ich ließ von ihm ab und stand auf. Vorhin auf der Straße hatte ich es noch gewollt, doch jetzt konnte ich ihn nicht weit genug von mir weghaben. »Neden benimle geldin?«, fragte ich und flüchtete mich ans Fenster, so als befände sich dort ein Weg hinaus. Er hob besänftigend die Hände. »Eh tamam kızma. Şey gibi görünüyorsun.« »Ne demek yani?«, unterbrach ich ihn. »Nasıl yani kadın?« »Eh Evet« erwiderte er ... »Neden benimle geldin?«, fragte ich erneut, aber er gehörte offenbar nicht zu denjenigen, die sich für ihr Begehren schämten, und ließ sich nicht einschüchtern. »Seni beğendiğim için.« Angestrengt blickte ich durch das Fenster, hinter dem sich das Hupen, das Schreien, das »Amina koyim!«, der Betrunkenen und einsamen Seelen, denen auch der Besuch in einem Hurenhaus aus ihrer Wut nicht heraushelfen konnte – das »Sikimdan aşağı ...«, das man hier hörte, weil Kasımpaşa, das wie Tarlabası auch im Tal auf der anderen Seite lag, und dort unten im Ruß verschwand und in Katzenpisse, tatsächlich unterhalb des Gürtels lag – jedenfalls, wenn man hier oben auf dem Kamm und auf einem von Istanbuls sieben Hügeln stand. Die rotz- und rußverklebten Nasen der Bettlerkinder, die schmutzigen Hunde und Katzen, das zum Stein erweichende Heulen in der Nacht. In meinem Rücken hörte ich das dumpfe Klopfen seiner Hand auf der Matratze. Ich scheuchte die Schlieren aus meinem Gesicht und drehte mich wieder zum Bett um. Mein Blick fiel zuerst auf seine Hose, die immer noch aufstand und aus der seine Boxershorts hervorquoll. Als er bemerkte, wie ich dorthin starrte, zog er sie ein Stück hoch und schloss den Reißverschluss. »Kızma, lütfen.« Für einen Moment stand ich nur da, dann ging ich wieder auf das Bett zu. Er rückte ein Stück zur Seite. Schweiß

stand ihm auf der Stirn, und erst jetzt spürte ich, wie unglaublich stickig und feucht es im Zimmer war. Er kniff die Augen zusammen und rieb sich über das Gesicht. »Baya sıcak oldu«, sagte er, und deutete auf das Fenster, aber schon von Weitem sah ich, dass es nicht zu öffnen war. Eine halb zerstörte Klimaanlage hing über dem Bett. Plötzlich fühlte ich mich sehr müde. Ich kroch aufs Bett zurück und legte den Kopf in seine Achselhöhle. Das T-Shirt dort war schweißdurchtränkt und roch scharf, aber es war mir egal.

Özlem Özgül Dündar

Die Luders

Wir laufen ihr hinterher und finden raus, wo sie wohnt. Ein Kinderspiel. Wir warten noch einen Tag. Immer abwechselnd steht einer von uns Wache, damit wir wissen, wann sie aus dem Haus ist. Einen Ehemann hat sie auch. Als beide das Haus verlassen, gehen wir durch das Gartentor rein. Wir treten die Gartenstühle um und nehmen den Tisch auseinander. Wir zertrampeln die Blumen und reißen am Efeu. Wir sprayen drei Kreuze auf die Tür. Das ist unser Zeichen. Das ist unsere Rache. Für ihren Act in der Schule. Für Seta. Wir finden ein Fenster auf Kippe und öffnen es, und nacheinander klettern wir durch das Fenster und landen in der Küche. Drinnen verputzen wir alles, was essbar ist und schmieren alles andere, was wir nicht essen wollen, auf die Möbel. Wir kippen alles um, was nicht niet- und nagelfest ist. Wir schmeißen alle Klamotten aus den Schränken und lassen im Bad das Wasser überlaufen. Sie nennt sich Lehrerin, aber das interessiert uns nicht. Dann fragt Uli nach einem Lippenstift und wir fragen: Was willst du mit einem Lippenstift? Erwartest du deinen Lover heute Nacht? Nee, Mann, zum Schnacken mit dem Alten, sagt sie, dabei so ein Grinsen im Gesicht. Dann kramt Seta einen aus ihrer Tasche, knallrot, und Uli geht ins Badezimmer und schmiert wie in einem Horrorfilm »Das ist unsere Rache, Bastardin« auf die ganze Wand. Der Lippenstift ist im Arsch, aber wen interessiert das schon.

Danach gehen wir zu unserem Feind Nummer zwei. Wir schlagen alles klein bei ihm. Wir finden ihn lächerlich, die Kartoffelfresse. Pass auf, schon wieder mit Kartoffelfresse, sagt Alex, ich bin auch eine, aber Seta sagt, du bist doch meine allerliebste Kartoffelfresse und außerdem auch die schönste. Die ist sowieso immer so hyperkorrekt. Mann, wo bist du denn aufgewachsen, fragen wir, im Eliteinternat, oder was?

Alle nennen mich Flo, außer meine Eltern, die nennen mich Gonca, aber wer will schon so heißen. Zum Kotzen der Name. Meine Kumpels sind Alex und Seta und Uli, eigentlich Alexandra, Seftap und Ulrike, aber diese Namen will keiner von uns hören. Die erinnern uns an unsere Eltern und an die will keiner denken. Meine Kumpels schauen immer zu mir, wenn es ums Entscheiden geht, wenn etwas gemacht werden soll, du bist unser Alpha, sagen sie zu mir, aber eigentlich zählt jeder einzelne von uns gleich. Wir sind unzertrennliche siamesische Vierlinge, wenn man einen abtrennt, sterben alle.

Ein Alter auf der Straße nennt uns Luder. Was ist denn das für ein Wort? Was will der denn? Bist du aus dem Mittelalter, Alter, oder was?, fragt Seta. Wir sind doch keine Luder. Wir sind Frauen, sagt sie. Ihr seid allerhöchstens Mädchen, sagt der Alte und dann sagt er noch Zeug wie Respekt, Verantwortung, Achtung. Scheiße, Mann, sagt der Achtung zu uns und Uli lacht so krass aus der Kehle, dass sie gleich anfängt, Blut zu spucken, und ihre Alte zu Hause stopft sich immer Bananen in den Mund, als ob sie jahrelang auf Bananenentzug gewesen wäre, und wir finden das alle seltsam und Uli sagt, sie hätte Bananaritis. Die einen von unten und manche eben von oben. Manchmal geht bei Uli die Phantasie durch, sagt Alex.

Allmählich wird es spät und wir haben noch keine Lust, nach Hause zu gehen, und was sollen wir schon da? Wir suchen ein Opfer. Finden ein Mädchen. Sie ist perfekt als Opfer. Im selben Alter wie wir, ein zwei Jahre älter, maximal. Umso besser finden wir. Dann finden wir ein anderes, besseres Opfer, einen Mann, er trägt weiße Turnschuhe, und wir hassen weiße Turnschuhe und überhaupt Weiß, was soll das, frage ich. Was weiß ich, Mann, sagt Alex und wir laufen dem Opfer hinterher, und wir schreien dabei alle aus vollen Kehlen, die Luders, wir sind die Luders, die Luders, und alle Passanten schauen uns an, aber wen interessiert das schon.

Wir fahren bis an den Rand der Stadt und kommen an einer Bar vorbei. Wir glotzen die Leute an, die Wein trinken und schnieke Sneaker tragen. Die haben wir unserem letzten Opfer ausgetrieben. Eine Fahrradkolonne steht neben der Bar und Alex sagt, dass sie gerne mal wieder ein Fahrrad hätte. Dann ziehen wir Alex in die Seitenstraße und lachen laut. Sie weiß nicht, was wir vorhaben, aber sie ist ja nicht von gestern. Wir laufen die Straße ab, die einen Bogen um die Bar macht, und schleichen uns von hinten an die Fahrräder der schnieken Leute heran. Schlösser knacken, machen wir immer mit links. Seta hat ihren Easy-Special-Cracker, den sie

immer mit sich trägt. Für den Fall, sagt sie. Sie zieht die Brechstange aus dem Rucksack. Uli kriegt Panik. Sie will verduften, doch das kommt nicht in die Tüte, sage ich. Sie will los und Alex und ich halten sie fest, dass sie zappelt in unserem Griff. Immerhin kein Schrei. Seta bricht mit ihren gepumpten Armen die Ketten durch und wir schleichen uns mit den Fahrrädern in die Straße, von der wir gekommen sind. Glatte Sache, sagt Uli und ist wieder voll dabei. Wir setzen uns auf die Fahrräder und treten wild in die Pedalen. Die Kehle fast zugeschnürt von Angst. Setas Gesicht ist breit mit ihrem typischen Siegergrinsen. Auf meine drei Atzen ist Verlass, sage ich und streichle alle im Fahren kurz an der Schulter. Sie verstehen, dass es mein Lob für sie ist und werden alle größer und lauter. Lacht nicht so laut, sagt Uli, ihr stolzen Fahrradbesitzer, sagt sie und grinst. Versuch mich nicht zu beschießen, sagt Alex, wolltest du nicht eben ne Fliege machen? Du halluzinierst, Alte, sagt Uli. Jetzt macht sie wieder die Grimasse, die sie für ein Lächeln hält, sagt Alex.

Sie geht jetzt schnacken, sagt Uli. Seta leiht ihr den Lippenstift. Wir schauen zu, wie Uli ihn langsam aufträgt, in ihren Klamotten und ihrer Frisur sieht sie aus wie eine Vogelscheuche. Alex und Seta denken dasselbe. In ihren Gesichtern steht es geschrieben. Ich kenne meine Atzen. Wenn schon nichts erotisch ist, immerhin Lippenstift, sagt Alex. Was, du spinnst ja mit Erotik, ich scherze doch nur, sagt Uli und wird rot dabei. Ist der nicht dein Onkel, oder was?, fragt Seta. Geht dich nichts an, sagt Uli. Sie fährt mit rotem Kopf und als stolze Besitzerin eines neuen Fahrrads los. Ihr großer Hintern balanciert auf dem winzigen Sattel. Jetzt geht bei dir die Phantasie durch, sag ich zu Alex. Von wegen Schnacken, das bedeutet in Uli-Sprache »es machen«, sagt Alex.

Die Zwillinge spielen mit ihren Klötzen und die Mutter sitzt vor dem Fernseher. Sie sieht zu mir. Ich dachte, du bist der Frank, sagt die Mutter und schaut wieder zum Fernseher. Wann kommt der Papa?, frage ich. Keine Ahnung, sagt die Mutter. Sie trägt den ganzen Tag dieselben Klamotten, die sie auch in der Nacht trägt. Frühes Stadion von Depression, sagt der Arzt. Der hat sie nicht alle, sagt die Mutter. Die Zwillinge quengeln und sagen, dass sie die Brust wollen und die Mutter sagt, haut ab. Du musst sie füttern, wenn du sie in die Welt setzt, sage ich. Wollte sie nicht in die Welt setzen, sagt die Mutter und starrt weiter auf den Bildschirm. Die Zwillinge sagen immer wieder Mama, Mama und packen ihr an die Brüste und die Mutter sagt, haut ab, verdammt, und schiebt die Quälgeister zur Seite. Sie heulen,

aber wen interessiert das schon. Ich mache mir was warm in der Mikrowelle und halte es den Zwillingen hin und sie verziehen ihre Gesichter. Mama, Mama, sagen sie weiter, und ich will in Ruhe essen. Dann kommen sie zu mir und versuchen, an meine Brüste dran zu kommen, und ich sage, haut ab, ihr Quälgeister. Sie wollen nicht kauen und lieber an den Brüsten hängen. Sie sind jetzt schon pervers die kleinen Fratzen.

Ich döse vor mich hin, als Alex und Seta mir schreiben »Komm wir gehen schnacken«. Wir treffen uns an unserem Ort. Wir tragen alle Minis und tiefe Dekolletés. Wir tun alle roten Lippenstift drauf und gehen in eine Bar. Wir sitzen rum und lächeln Typen an, damit sie zu uns überkommen und uns Drinks ausgeben. Wir sitzen kaum fünf Minuten, da haben wir schon drei Kerle an der Angel. Wir sagen, dass wir Denise, Charlotte und Christine heißen. Wir bewegen unsere Lippen überbetont und lassen uns einen Drink nach dem nächsten spendieren. Die Typen sind voll überzeugt von sich und wir machen ein wenig mit ihnen rum und schon glauben sie, wir wollen's. Wir lassen sie in dem Glauben, bis wir genug haben und uns langweilen. Dann verschwinden wir nacheinander auf Toilette und hauen durch das Toilettenfenster ab. Seta hat ihrem Typen das Portemonnaie abgezogen. Die Ausbeute der Nacht ist neunzig Euro. Auf meine Atzen ist immer Verlass. Uli schreibt, wo wir denn sind. Sie hätte keinen Bock mehr auf ihren Typen und wir torkeln alle zusammen an unseren Ort. Für die nächste Woche haben wir genug Geld. Wir singen leise vor uns her »die Luders, die Luders« und grinsen dabei ohne Ende. Die Typen haben wir voll rasiert. Am Morgen ist wieder Schule, aber wen interessiert das schon.

Kamala Dubrovnik

Hausnummer 29

Ich kriege überall Ekzeme. Kleine Pickel, Hautentzündungen und trockene Stellen. Sie brauchen lang, um zu verheilen. Alle können sehen, dass ich vergiftet bin.

Behutsam drehe ich den Deckel mit Mittelfinger und Daumen auf die Tube und tupfe dann mit dem Zeigefinger leicht auf eine rote Stelle an meinem Hals. Meine Hand fährt über mein Gesicht, fühlt, ob ich die Tube zurecht schon geschlossen habe, damit ich mir den Blick in den Spiegel ersparen kann. Wenn auf meinem Körper eine Stelle abheilt, dauert es ewig, bis man es nicht mehr sieht. Wochenlang bleibt eine rote Stelle, bis die Narbe kommt, die hoffentlich irgendwann endlich weiß wird.

Es ist zu laut. Draußen die Stadt ist einfach zu laut. Kann das Fenster nicht mehr öffnen. Höchstens für Sekunden. Jetzt sitze ich mit dem Rücken zum Fenster, und die Trägheit fesselt mich an den Stuhl. Mein Körper ist eine Zwangsjacke – kann nicht mehr unterscheiden, was innen, was außen, was krank, was gesund ist. Gewaltsam hat man meinen Kopf fixiert, damit sie alle durch mich hindurchfahren. Schnell, langsam, laut, leise. Beladene LKWs donnern durch meinen Kopf. Busse und kleinere PKWs pressen sich schmerzhaft durch meinen Gehörgang, durchfahren meine Synapsen wie Zielbänder und quetschen sich dann aus dem anderen Ohr wieder hinaus. Millionenfach rauschen sie durch mich hindurch, zerstören mich von innen heraus und bemerken es nicht. Sie foltern mich, bis sich meine Augen tränend nach innen rollen. Ich bin nichts als eine Membran meiner Umwelt. Schwingen mit, wenn andere sich bewegen. Nehme alles auf, was man mir gibt, und muss es sofort loswerden. Nichts darf ich behalten. Bin löchrig, bin zerrissen.

Es ist auch zu hell. Alles blendet. In meine Wohnung dringt nie ein direkter Sonnenstrahl, aber die weiße Fassade gegenüber reflektiert alles, direkt hier rein. So ist es immer taghell, obwohl die Fenster schmutzig sind. Das Glas kämpft seit Monaten gegen den Feinstaub, sodass ich nur noch trübe sehen kann. Ein einsamer Fisch in einem Aquarium, in dem schon vor Monaten die Sauerstoffpumpe kaputt gegangen ist. Jetzt wächst alles langsam zu. Die durchsichtigen Wände werden langsam grün, bis ich nicht mehr atmen kann. Und wenn ich doch den Mund öffnen würde, um mich zu beklagen – dann könnte es keiner hören. Mit Tüchern hab ich beide Fenster zugehängen. Ein sonnenfarbener Stoff, war früher mal ein Schal, leicht wie Chiffon, mit feingliedrigem Muster, transparent und freundlich. Und blaue, feste Baumwolle. Ein Stoffrest in dunklem Türkis, robust und eng gewebt.

Jeden Vormittag versuche ich es ohne sie, aber das schaff ich nicht.

Das Licht brennt sich in meine Iris, dringt hindurch ins Hirn, kann nicht verarbeitet werden. Nach jedem Blick nach draußen, der mutig die Vorhänge beiseite genommen hat, muss ich für ein paar Sekunden die Augen schließen und regenerieren. Danach ziehe ich den Stoff wieder zurecht und sehe das Feuer der Welt nur noch durch das Baumwollgewebe glitzern, zwischen den Webzellen hindurch in meine Zelle.

Die mich schützt und einsperrt.

Kontrollier dich.

Der Schmerz ist nicht stärker als du. Ich werfe eine Strickleiter in den Abgrund, ziehe mich herauf mit aller Kraft und stehe keuchend auf. Jetzt ruhig atmen – und los.

Jacke anziehen, Schuhe anziehen, Foto vom Herd gemacht, alles aus, Schlüssel in der linken Hand, feste drücken, bis sich die Spitzen in die Haut bohren, mit der Rechten die Tür zuziehen, dann Schlüssel in die Jackentasche, Treppe runter, gelbe Wände, zehn Stufen, Holzgeländer, Flur gefliest, früher Schmuck, heute Dreck. Altbau 1924. Denkmalschutz – abgelehnt.

Die grüngestrichene Haustür aus Holz ist die letzte Schwelle zum Chaos. Ein paar Aufkleber auf dem Fensterglas. »The only good system is a sound system«. Ich wünschte, ich hätte davon noch mehr gehabt. Ich ignoriere den hässlichen lila Aufkleber vom Frauennotteltelefon wie immer. Darauf eine weiße, blonde Frau, die verzweifelt guckt mit dem Hörer in der Hand.

Das Haus spuckt mich in den Vorhof. Erster Höllenkreis.

Wind. Rondell. Lebensbäume, die schon lange tot sind, sowie Mülltonnen, die schon lange voll sind. Ihr fauliger Geruch weht mich an zur Konsequenz meiner Entscheidung hinauszugehen. Meine Füße tragen mich über den rauen Gehweg bis zur Straße über wacklige Asphaltplatten. Ein paar Müllsäcke liegen zerfleddert im Vorgarten an der Hausecke, während sich der Inhalt über unfruchtbarem Rasen verteilt hat.

Ich biege links ab und gehe geradeaus weiter. Der dunkelbraun verfärbte Klinker säumt die ganze Straßenseite. Zweimal im Jahr lässt die Hausverwaltung Graffiti entfernen. Die Hochdruckreiniger haben die Steine gewaltsam gesäubert und dabei die Linien der Sprayer sichtbar nachgezeichnet. Im Vorbeigehen streife ich mit zwei Fingern die Steine und reibe mir ein wenig die Fingerkuppen auf.

Sturmflut 1962. Eine unterstrichene Jahreszahl aus Messing. Die Marke ist einen Kopf höher, als ich groß bin. Neben mir rollt ein LKW über die Straße. Der Motor rattert durch meinen Kopf, überfährt mich fast. Ich bereue meinen Mut, meine Entscheidung, mein Aufraffen. Mir ist schlecht. Mein Magen kribbelt. Es brennt. Weitergehen.

Zwei Männer im blauen Overall zwanzig Meter vor mir. Ich blicke dem einen schon aus der Entfernung ernst ins Gesicht. Will aussehen wie eine Boxerin vor dem Kampf. Als sie nah genug sind, schaut er einfach nur auf meine Brüste und bemerkt meinen Blick dabei nicht. Sobald sie vorbei sind, drehe ich mich um, um sicherzugehen, dass sie nicht stehen bleiben. Der eine dreht sich auch um, guckt mich an und grinst. Scheiße. Ich will wieder nach Hause.

Hausnummer 23, 25, 27, passiert, dann ausatmen: Nummer 29. Die Haustür ist immer unverschlossen, immer noch. Ein defektes Daumenkino in meinem Kopf beginnt, tausend unzusammenhängende Bilder, stockt ab und zu.

Vor mir ein paar Meter Korridor, dann links eine Wohnungstür, mir gegenüber ein Treppenaufgang, daneben der Gang runter in den Keller.

Erdgeschoss rechts: Meine Tür. Wie ich da sitze. Hinter dieser Wand. Angst. Vor den Geräuschen, die er im Hausflur macht. Ist er doch, oder? Die Schritte im Flur, die ich durch die Steinwände wahrnehme. Die Wohnungstür im Stockwerk drüber. Es klopft an der Tür. Ich halte den Atem an, damit er mich nicht hört. Der Fernseher oben laut. Zu laut für mich. Damals. Ich stehe im Flur. Jetzt. Die Welt hinter mir. Ich steige die

Treppe hinauf. Sechs Stufen. Dann ein Plateau, nochmal vier Stufen. Da, die Tür links.

Die Fußmatte. Anders. Kein Name. Er wohnt nicht mehr hier. Sicher.

Von der anderen Straßenseite aus habe ich die Fenster genau beobachtet. Monatelang. Regelmäßig aus sicherer Entfernung. Hab spioniert, hab gewartet.

Die grauen Jalousien sind jetzt reinweiße Ikeavorhänge mit blauen Kreisen drauf. Daneben sein Fenster, sein altes Zimmer. Das Plissee wurde abgenommen und jetzt hängt da ein gelb-oranges Batiktuch, aber nur, wenn es dunkel ist. Garantiert nicht seins. Er wohnt nicht mehr hier. Ich wohne nicht mehr unter ihm. Und trotzdem steh ich hier. Als wär das sinnvoll.

Die Gedanken an das Innere seiner Wohnung, die grüne Deckenlampe, dann als einmal das Glas kaputt gegangen ist, ein Balkon, bekannte Menschen, Bilder von Fröhlichkeit, Zusammentreffen, die für mich nie wirklich fröhlich waren, und die Faustschläge ins Gesicht, die Hände an meinem Hals, das Auseinanderdrücken meiner Beine, das Zuhalten meines Mundes. Ich kneife die Augen zusammen, zerdrücke die Bilder mit meinen Augenlidern, drücke so lange, bis sie zerbrechen. Es ist absolut still. Es ist absolut friedlich. Hier im Hausflur ist einfach niemand. Ich höre auch keine Stimmen aus anderen Wohnungen, nur das entfernte, stetige Rauschen der Straße. Die Sonne beleuchtet das Treppenhaus aus dem Fenster im zweiten Stock in diagonalen Rechtecken. Sie verwandeln das helle Türkis der Wände in Ocker und vergolden die dreckigen Fußleisten. Da, wo der Türrahmen beginnt, reichen sie jedoch nicht hin.

Ich bin plötzlich so müde. Noch erschöpfter als vorhin. Meine Beine werden schwer und schwerer, sie ketten mich hier an und säuseln: Setz dich doch. Bleib.

Ich berühre das Schild mit dem abgeknibbeltem Namensaufkleber ganz langsam mit spitzem Finger. Kontakt. Nichts passiert. Immer noch still. Es ist ja auch niemand zu Hause. Das hätte ich gehört. So alt wie die Wände sind. Die Tür ist weiß gestrichen und vergilbt seit bestimmt über dreißig Jahren. Oben ist sie noch hell und wird nach unten hin immer gelber. Die Farbe ist dick, ich kann sehen, wo sie getränkt hat, vom gut gemeinten Überstreichen. Alle Türen hier haben Spuren von Stemmeisen, über und unter dem Knauf, mit denen man versucht hat gewaltsam einzubrechen. Nur längliche Kratzer sind übriggeblieben.

Ungefährliche, kleine Risse und tiefe Wunden durch mehrere Farbschichten hindurch bis aufs Holz. Die Farbe drum herum blättert immer weiter ab.

In der oberen Hälfte der Tür befinden sich vier Fensterkacheln. Dickes Glas, durch das man nur Helldunkel erahnen kann. Drei Scheiben sind rundlich gemustert. Die vierte ist geriffelt. Die Ränder sind staubig dunkel. Dahinter erkenne ich ein bisschen Licht, die Badezimmertür muss offen sein, sodass es vom Fenster in den Flur fallen kann.

Ich werde taub, bin eine Tote. Mit klopfendem Herzen lege ich meine Hand auf die Tür. Ich bin nicht tot. Zwei Finger auf Glas, drei Finger auf Holz. Kalt, warm. Ich erwarte eine Reaktion. Vielleicht, dass es mich erdet. Tut es aber nicht. Nur Haut und Welt. Gibt mir gar nichts. Gibt mir nichts hier zu sein. Auf diese Tür zu starren. Nur die Gewissheit, dass sie nicht mehr aufgeht, dass der Schlüssel in meiner Jackentasche nicht mehr zu der Wohnung im Erdgeschoss passt.

Die Treppe knarzt unter meinen Schritten, wie es nur Altbautreppen können. Sie klingen dumpf und holzig. Und hallen trotzdem nach. Es ist genug für heute. Ich muss gehen. Und morgen wiederkommen.

Anneke Lubkowitz

Alleen und Frauen

Das Haus an der Ecke, das die letzten Monate über in einem Kokon aus Plastikplanen steckte, hat jetzt bodentiefe Fenster und ein ausgebautes Dachgeschoss. Jeden Morgen, wenn ich mit der S-Bahn daran vorbei fahre, denke ich an das kreisrunde Stück blauen Himmels, das eines Tages durch die Decke meiner alten Wohnung blitzte, als dort das Dach neu gemacht wurde. Jahrelang hatte ich jeden Abend ein Eigentümliches Schlurfen im Raum über mir gehört, in dem eigentlich niemand wohnte. Als das Trampeln der Bauarbeiterstiefel das Schlurfen vertrieb, ging auch ich. Ich zog in den Wedding, in eine Wohnung im zweiten Stock, und dachte oft an die seltsamen Geräusche auf dem Dachboden zurück. Ich hatte, entschied ich, meine eigene viktorianische »Verrückte auf dem Dachboden« gehabt, wie in »Jane Eyre«. Wohin sie verschwunden war, als die Bauarbeiter kamen, blieb mir ein Rätsel.

In »The Madwoman in the Attic«, einem Klassiker der feministischen Literaturwissenschaft, lesen Sandra Gilbert und Susan Gubar die Figur der auf den Speicher gesperrten tobenden Frau als Anspielung auf die Rolle der Schriftstellerin im viktorianischen Zeitalter. Als Frau sei diese stets im Zwiespalt gefangen gewesen zwischen der von ihr erwarteten Rolle als »Engel des Hauses« und der eines weiblichen »Monsters«, das sich gegen diese Unterdrückung auflehnt. Die Autorin von »Jane Eyre«, Charlotte Brontë, hatte ihr Buch unter dem Pseudonym »Currer Bell« drucken lassen, um ihr Geschlecht im Unklaren zu lassen. Vor dem Hintergrund der damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse wirkt die wütende Doppelgängerin in ihrem Roman tatsächlich wie ein Rachegeist.

Irgendwann fiel mir auf, dass die rasende Eingesperrte nicht nur ein Gegenbild zum Ideal der viktorianischen Frau darstellt, sondern auch zur

Figur des Flaneurs, die sich in der gleichen Zeit zu entwickeln begann und bald eng verknüpft war mit dem männlichen Schriftsteller. Die Unsichtbarkeit, die dem flanierenden Literaten das freie Umherstreifen durch die Straßen der stetig wachsenden Großstädte ermöglichte, war ganz offensichtlich eine andere als die der in der Dachkammer der Gesellschaft Eingesperrten. Auch wenn Frauen mittlerweile deutlich weniger Einschränkungen ausgesetzt sind, wenn sie sich im öffentlichen Raum bewegen – sei es als Spaziergängerin oder als Autorin –, als das zu Brontës Zeit der Fall war, offenbart ein Blick auf den Berliner Stadtplan, dass in Sachen Gleichstellung und Diversität das neunzehnte Jahrhundert unserem gar nicht so fern ist. Geht man nach Straßennamen, ist die Sichtbarkeit von Frauen in der Öffentlichkeit auch im einundzwanzigsten Jahrhundert keine Selbstverständlichkeit.

Wenn Gilbert und Gubar vorschlagen, die Texte viktorianischer Schriftstellerinnen »doppelbödig« zu lesen, nämlich mit einer sichtbaren, »offiziellen« und einer verborgenen, subversiven Bedeutung versehen, stellt sich die Frage, ob das nicht auch auf den Stadtplan übertragen werden kann. »Straßennamen können ein Instrument der Geschichtspolitik und der Erinnerungskultur sein«, schreibt Wikipedia und ich denke an alternative Geschichtsschreibung, an Umwege und das Abschweifen von dem, was die nigerianische Schriftstellerin Chimamanda Ngozi Adichie einmal die »eine einzige Geschichte« genannt hat.

Als ich dieses Mal an dem schicken Eckhaus vorbeigehe, dessen Dachkammer einem Exorzismus unterzogen wurde, überkommt mich ein komisches Pathos und ich balle in Gedanken an die Vertriebene heimlich die Faust in meiner Tasche. Meine heutige Mission gilt ihr. Ich werde so lange umherlaufen, bis ich auf eine Straße stoße, die nach einer Frau benannt wurde. Mein Kompass soll der Zufall sein: Auf dem Weg ins Stadttinnere will ich stets Straßen folgen, die nach einer Person benannt sind, wenn das nicht möglich ist, assoziativ entscheiden, welche Richtung ich einschlage. Ich hoffe, auf diese Weise das Verborgene oder Verdrängte zum Vorschein zu bringen – »street haunting«, »Straßenheimsuchung«, nannte Virginia Woolf das rauschhafte Gehen durch die Stadt. In der ersten Straße, in die ich einbiege, erweist sich mir Google als zweifelhafter Verbündeter. Das oberste angezeigte Suchergebnis zu »Steege«, dem Namensgeber dieser Straße, ist »Ingrid Steeger nackt«. In der Liste der Straßen- und Platznamen im Wedding, die ebenfalls auf Wikipedia zu

finden ist, steht nichts davon, dass die Steegerstraße 1973 »kurzfristig« und offenbar inoffiziell in »Ingrid-Steeger-Straße« unbenannt wurde, wie ein Fotoband zum Wedding verrät. Informationen dazu, in welcher Form und warum diese Umbenennung erfolgte, kann ich nicht finden. Bei der Jahreszahl denke ich ganz kurz an die Frauenbewegung in den Siebzigern. Der Google-Eintrag macht jedoch deutlich, dass der Umbenennungs-Scherz wohl eher als Ausdruck jenes altbekannten heterosexuellen männlichen Begehrens zu verstehen ist, das sich in Flaneurtexten – von Baudelaire bis Gomringer – wiederfinden lässt: Die Stadt als Geliebte. Mit seinen hohen Pappeln hat der mittlere Grünstreifen der Steegerstraße immerhin etwas Bukolisches an sich; irgendwie ambivalentes Gebüsch, verstohlene Blicke, ein Stapel Videokassetten auf einer Bank.

Das Aufeinandertreffen von Bornholmer, Grüntaler und Osloer Straße bringt mich kurz in Verlegenheit, offenbar waren hier zum Zeitpunkt der Benennung Ortsnamen in Mode. Das Einzige, was mir einfallen will, ist, dass Norwegen in Sachen Gleichstellung in Europa als Vorreiter gilt, also folge ich der Osloer. Ich kreuze die vielbefahrene Prinzenallee, deren Namen ich nicht als Personenbezeichnung gelten lasse, und die Panke. Ein paar Fußgänger kommen mir entgegen und ein Radfahrer, der laut Techno hört und einen riesigen aufblasbaren Kraken in seinem Anhänger spazieren fährt. Fast übersehe ich die Heinz-Galinski-Straße, die mich weiter ins Stadttinnere führt. Ich komme am Jüdischen Krankenhaus vorbei, zu dessen Inventar der auf dem Gehweg stehende Raucher zu gehören scheint. Das ursprünglich in Mitte errichtete Jüdische Hospital wurde ab 1782 von dem jüdischen Arzt und Philosophen Markus Herz geleitet. Er war der Ehemann von Henriette Herz, in deren Salon das Who's Who der Frühromantik ein- und ausging. Die literarischen Salons jener Zeit haben mich schon immer fasziniert. Ich gebe zu, das Bild, das sich in meinem Kopf einstellt, wenn ich mir diese Salons vorstelle, ist verfälscht von eigenen Erinnerungen an Abende in schlecht beleuchteten Bars, in denen sich zwischen hitziger Diskussion und Händeschütteln plötzlich das Gefühl einstellte: Hier, in diesem Durcheinander von Stimmen, entsteht etwas. Man kennt das von Social-Media-Hypes. Soziale Netzwerke anno 1780. Jean Paul hat deinen Post geteilt. Möchtest du Alexander Humboldt zu deiner Freundesliste hinzufügen? Caroline Schlegel hat deinen Post kommentiert. #WerthersLeiden.

Zweifellos gab es in Herz' Salon weniger Hashtags und mehr Polstermöbel. Dennoch ist es wohl nicht zu viel behauptet zu sagen, dass Solonièren wie sie und Rahel Varnhagen auch heute als brillante Netzwerkerinnen durchgehen würden. Herz machte den jungen Schleiermacher mit Schlegel bekannt, »überzeugt daß ein näheres Verhältnis Beiden förderlich sein würde«. Sie ermutigte Schleiermacher, seinen ersten Text in der Zeitschrift *Athenaeum* zu veröffentlichen, und lektorierte später seine bekannte »Rede über die Religion«. In ihrer Autobiographie beschreibt Herz eine Karikatur, die sie auf einem der häufigen Spaziergänge mit Schleiermacher durch Berlin zeigt. Die hochgewachsene, kräftige Henriette auf der einen und der schmale, zierliche Friedrich auf der anderen Seite veranlassten den Zeichner dazu, den Gelehrten als »Knicker«, als zusammenfaltbaren Schirm, in der Hand seiner Freundin darzustellen. Dass Herz Schriftsteller und Philosophen wie Schleiermacher in die Tasche zu stecken schien, ist freilich ein sehr provokantes Bild. Die oft von Frauen geleistete grundlegende Arbeit hinter den Kulissen des Literaturbetriebs ist übrigens bis heute eine weitestgehend unsichtbare. Was für die Nachwelt zählt, ist letztlich der eine, meist männliche Name, der auf dem Buchdeckel steht. Und dem Straßenschild. Bereits 1875, 41 Jahre nach seinem Tod, wurde eine Berliner Straße nach Schleiermacher benannt. Die Namensgebung des Henriette-Herz-Platzes am Hackeschen Markt erfolgte erst im Jahr 2000.

Ich überquere die Schulstraße und biege in die Martin-Opitz-Straße ein. Schmalen Gehweg, schlichte Wohnhausfronten, die sich nach Kräften zu bemühen scheinen, jegliche Assoziation mit dem Barock von sich zu weisen. Beim Scrollen durch die Wikipedia-Liste zum Familiennamen Opitz stoße ich auf die Historikerin Claudia Opitz-Belakhal, die zu Frauenbiographien im achtzehnten Jahrhundert und davor geforscht hat. Als ich abends am Computer einen Aufsatz von ihr überfliege, lerne ich, dass Martin Opitz ein Zeitgenosse der französischen Autorin Marie de Gournay war, einer Schülerin Montaignes, die eine kommentierte Fassung von dessen Essays veröffentlichte. 1565 geboren, hatte Gournay als Frau nie den Vorzug institutioneller Bildung genossen. Stattdessen brachte sie sich in der Bibliothek ihres Vaters selbst Latein bei, begann, die lateinischen Klassiker zu übersetzen, und veröffentlichte neben einem erfolgreichen Roman auch philosophische Abhandlungen. 1622 erschien ihre Streitschrift »Zur Gleichheit von Männern und Frauen«, in der sie die These vertrat, dass der

Ursprung der Ungleichheit von Mann und Frau allein auf Erziehung und Bildung zurückzuführen sei.

Während ich auf dem Display Gournays leicht spöttisches Gesicht betrachte, überkommt mich ein seltsames Staunen, das ich mir nur dadurch erklären kann, dass ich mir auf einmal all der ungeschriebenen Wikipedia-Artikel zu Frauen, die gänzlich in Vergessenheit geraten sind, bewusst werde. Ein ähnliches Schwindelgefühl erlebte ich, als ich bei Recherchen zu einem anderen Thema auf die These stieß, dass Shakespeares Werke gar nicht von William selbst, sondern von seiner Kollegin Emilia Lanier verfasst worden seien. Vermutlich ist die Theorie des weiblichen Shakespeares nur eine letzte Zuckung der Forschung zu einem Autor, über den einfach schon alles gesagt worden ist. Dass sich hinter einem männlichen Autorennamen oft eine Frau oder mehrere verbergen, bleibt jedoch eine historische Tatsache. Wer dazu einiges zu sagen hätte, ist Luise Gottsched, die zu den wichtigen Stimmen der Frühaufklärung zählt und nach deren Mann die Straße benannt ist, die sich auf meinem nachmittäglichen Spaziergang praktischerweise direkt von der Martin-Opitz-Straße abzweigt. Bei den Gottscheds ist sich die Forschung weitestgehend einig, dass Luise, die heute aber vor allem für ihre Dramen bekannt ist, literarisch begabter war als ihr Mann. Als Ehefrau bestand ihre Haupttätigkeit jedoch darin, diesem zuzuarbeiten.

Wie die Germanistin Barbara Hahn in ihrer Studie »Unter falschem Namen« beobachtet, stellte Autorschaft Frauen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert vor besondere Herausforderungen. Folgt man Hahns Argumentation, ist es kein Zufall, dass die Gottschedstraße so heißt und nicht den vollen Namen Johann Christoph Gottsched verwendet, obwohl nur dem Nachnamen nach theoretisch auch Luise gemeint sein könnte. Der »eine Autornamen«, der überzeitliche Bekanntheit kennzeichnen sollte (siehe Goethe, Schiller, Schlegel), war laut Hahn das Privileg des männlichen Autors, während die Namen weiblicher Autoren, nicht zuletzt da sie den Namen ihres Mannes annehmen mussten, stets als »Derivate« gekennzeichnet waren, wie es etwa bei der »Gottschedin« der Fall war. Das Beifügen umständlich vieler Vornamen (Luise Adelgunde Victorie Gottsched) ist ein weiteres Beispiel dafür. Autorinnen veröffentlichten oft anonym oder unter einem Pseudonym, um ihr Geschlecht zu verbergen, was nicht zuletzt eine Identifikation des »einen Namens«, der ein umfassendes Werk zusammenhielt, verhinderte. Dies waren feine, aber nichtdestotrotz

wirkungsvolle Hindernisse, die die öffentliche Wahrnehmung und Rezeption erschwerten. In Bibliothekskatalogen findet man heute deutlich mehr Werke über Johann Christoph Friedrich als über Luise Gottsched.

Freilich ist von dieser Ungerechtigkeit in der Gottschedstraße wenig zu ahnen, das schimmernde Kopfsteinpflaster und die unscheinbaren Mietshäuser wirken friedlich, nur an einem Baugerüst hängt ein Protestplakat: »Klare Kanten gegen Spekulanten«. Hier biege ich in die Bornemannstraße ein – noch eine Ein-Namen-Literatenstraße, wobei wir uns nun schon deutlich wegbewegen von den ganz großen Vertretern der deutschsprachigen Literatur. Tatsächlich sind die nächsten Straßen ganz frei von intellektuellen Verweisen, ich schlendere durch die ebenso idyllisch gelegene wie benannte Ufer- und Wiesenstraße, schlage einige Haken, schaue auf die Uhr. Ich bin seit über einer Stunde unterwegs und meinem Ziel keinen Schritt näher.

Als ich wenig später in die Liesenstraße einbiege, bin ich erleichtert, immerhin klingt »Liese« wie ein weiblicher Vorname und mittlerweile bemerke ich eine Blase am rechten Fuß. Aber nein, ein kurzer Blick aufs Smartphone verrät, dass diese Straße nach einem Carl Adolf Friedrich Liesen benannt wurde, der zwar nicht die Relevanzkriterien von Wikipedia erfüllt hat, offenbar aber die jener Behörde, die 1833 für die Benennung von Straßen zuständig war. Ich stehe auf der Bezirksgrenze zwischen Gesundbrunnen und Mitte, wo früher die Mauer verlief, und wie immer in solchen Übergangszonen dünnt sich die Stadt hier aus. Wo ich hinschaue Friedhöfe, immerhin auch der Dorotheenstädtische, der mir hoffentlich die Richtung weist. Eine falsche Fährte des Stadtplans, wie sich herausstellt. Hinter den Liesenbrücken erwartet mich die Scheringstraße, die nur weiter zur Gustav-Meyer-Allee führt. Einige Straßen weiter entscheide ich mich für die Lortzing- statt der Voltastraße, da mir vom Schaufenster der Apotheke an der Ecke »Linda« entgegenleuchtet. Vielleicht habe ich jetzt Glück. Mein aleatorischer Kompass führt mich durch Graun- und Griebenowstraße nach Prenzlberg hinein. Wie um mein Vorhaben zu verspotten, hat jemand auf einem Stromkasten am Arkonaplatz ein zerlesenes Taschenbuch aufgestellt, auf dessen Cover drei Mädchen in coolen Klamotten und der Schriftzug »Girl Power« zu sehen sind. Ich bin seit bald drei Stunden kreuz und quer durch die Stadt unterwegs und habe immer noch keine Straße gefunden, die nach einer Frau benannt wurde.

An der Zionskirche biege ich in die Veteranenstraße ein, da sie wenigstens nach Menschen benannt ist und nicht nach Orten, und bin sehr froh, dass es hier für einige Minuten bergab geht. Ich überquere die Brunnenstraße, und während ich überlege, hier einfach abzubrechen und nach Hause zu fahren, fällt mein Blick auf die Elisabethkirchstraße. Strikt genommen ist sie nach der Kirche, um die sie führt, und nicht nach der Heiligen selbst benannt, aber das ist mir jetzt egal. Mit großer Erleichterung setze ich mich in die U-Bahn und google unterdessen, wie eigentlich die Benennung von Straßen erfolgt. Ich finde heraus, dass eine Bezirksverordnung von 2004 vorschreibt, Frauennamen »so lange in Anwendung zu bringen, bis Gleichstand zwischen den Geschlechtern in der Benennung von Straßen und Plätzen erreicht ist«. Meine Recherchen ergeben auch, dass ich mir den denkbar ungünstigsten Ausgangspunkt für mein Experiment gesucht habe: Offenbar scheint der Wedding der einzige Berliner Bezirk zu sein, in dem es keine nach berühmten Frauen benannten Straßen gibt – oder gab; im April 2018 wurde ein Abschnitt der Limburger Straße immerhin nach den Widerstandskämpfern Elise und Otto Hampel benannt. Auf meinem Spaziergang habe ich die Straße knapp verpasst, als ich von der Osloer in die Heinz-Galinski-Straße abbog. Ebenfalls im April 2018 wurde die Umbenennung einiger Straßen des Afrikanischen Viertels beschlossen, die die Namen bekannter Figuren des deutschen Kolonialismus tragen. Unter anderem soll der Nachtigalplatz nun nicht mehr an den Afrikaforscher und Kolonialverwalter Gustav Nachtigal, sondern an Emily und Rudolf Duala Manga Bell erinnern, die dem Kolonialismus Widerstand leisteten. Es ruckelt, während ich unter den Straßen entlangfahre, über die ich eben noch gegangen bin.

**Erstmal Mund auf und raus und danach
heimlich schämen**

Svenja Gräfen

Schritte machen

Ich laufe, und währenddessen zählt eine App auf meinem Telefon Schritte. Kilometer und Treppenstufen. Manchmal versuche ich mir das zu erklären. Das Gerät ist fähig, kleinste Bewegungen wahrzunehmen, Schwingungen. Meistens nehme ich es einfach so hin. Vielleicht recherchiere ich es irgendwann einmal vernünftig. Ich laufe, schiebe und schaue später gespannt nach, ob ich mehr Strecke zurückgelegt habe als am Tag zuvor.

Das Kind ist jetzt vier Monate alt. Mir kommt es vor, als wäre es hundert. Monate. Mindestens. Vielleicht sogar Jahre. Wahrscheinlich, weil ich es bereits in Gedanken hatte, im Kopf, als es noch gar nicht auf der Welt gewesen ist. Das nun existente Kind, das unüberhörbar, unübersehbar auf der Welt ist, überschneidet sich mit meiner Vorstellung eines Kindes. Das Gesichtchen, der winzige Körper, der allmählich an Gewicht zulegt. Man kann dabei zuschauen. Und ich zumindest denke, dass ich mir genau dieses Gesichtchen, diesen winzigen Körper vorgestellt habe, früher. Wann immer ich darüber nachgedacht, Möglichkeiten durchgespielt, mir eine bestimmte Art von Zukunft ausgemalt habe, gedanklich.

Bei Ariane ist es anders. Ariane kam die Idee spontan. Als wäre ihr zweiunddreißig Jahre lang entgangen, dass Leute Babys kriegen. Dass es Kinder gibt. Aus denen Erwachsene werden. Mit der Zeit. Als hätte ich nie davon gesprochen und als wäre es eine Art Trend, von dem sie zufällig gelesen hätte. Du, das machen jetzt alle. Das ist momentan *das Ding*. Ariane sagte plötzlich: Ich will, dass wir ein Kind kriegen. Lass uns so schnell wie möglich ein Kind kriegen. Ihre Augen leuchteten, und in mir knallten zwei Emotionen gegeneinander. Ich fühlte mich übergangen, nicht ernstgenommen mit meinen Wünschen, die ich durchaus mehrfach schon

geäußert hatte, ich war sauer, dass diese Idee jetzt als die ihre galt, und ich war gleichzeitig unendlich froh.

Wir ketten den Kinderwagen im Hausflur ans Geländer der Treppe. Mit zwei Fahrradschlössern. Ich weiß, dass auch das beste Schloss geknackt werden kann, aber es ist unmöglich, das Ding in den vierten Stock zu tragen. Das geht nicht. Am Vormittag lege ich das Baby hinein in den Wagen, schließe ein Schloss auf und drehe am anderen die richtigen Zahlen ein. Ich ziehe den Wagen rückwärts durch den länglichen Flur. Mit meinem Hintern stoße ich die Haustür auf. Meistens bin ich dann schon klatschnass geschwitzt. Am Anfang schmerzen meine Handgelenke. Ich baue schnell einiges an Armmuskulatur auf. Es ist komplizierter und anstrengender, einen Kinderwagen zu schieben, als ich je für möglich gehalten hätte. Es ist Sport. Eine Leistung. Und es verbaut Möglichkeiten. Zumindest mir. Ich sehe es nicht ein, damit in einen Bus einzusteigen, der losbraust, noch bevor ich mich irgendwo festhalten kann. Und wenn irgendwo der verdammte Aufzug streikt, dann gehe ich eben woanders entlang. Ich habe mir viele Wege erschlossen. Zur Kinderärztin sind es vierzig Minuten zu Fuß. Oder siebentausendzweihundertachtundsechzig Schritte.

Manche Menschen fassen in den Kinderwagen, einfach so, betatschen das Baby, wenn es schläft. Ich weiß nicht, warum das immer so schnell geht. Ich brauche bloß kurz in die andere Richtung zu gucken, und schon hängen Hände im Wagen, an der empfindlichen Haut meines Kindes. Wenn Ariane dabei ist, zetert sie los. Sag mal, spinnst du, ruft sie und fuchelt mit den Armen. Sie duzt und verschreckt und verjagt ältere Damen und Kinder und alle möglichen Leute gleichermaßen. Ich selbst weiche jedem Gespräch aus, jedem Geplänkel, ich schiebe den Wagen weg von grenzüberschreitenden Personen, ich sage höchstens: Ich muss los. Manche Menschen schauen mich mitleidig an. Ich weiß, dass es daran liegt, dass ich mitgenommen aussehe. Wenig Schlaf, und bei kleinster Anstrengung schwitze ich im Gesicht. Mir kleben Haarsträhnen an der Stirn. In Kombination mit dem Kinderwagen löst das Blicke aus, die ganz seltsam herabschauen. Es ist allerdings nicht so, dass niemand hilft. Wenn ich dann doch mal eine Treppe runter muss, beispielsweise. Oder es eng ist in einem Geschäft. Die Menschen treten zur Seite und ziehen den Bauch ein, reißen auffordernd die Augen auf und fragen, ob es wohl gehen wird. Oder sie klatschen in die Hände, krepeln Pulloverärmel hoch und packen an. Tatkräftig. Sie tragen den Wagen samt Inhalt treppauf, treppab und

versichern dabei, dass sie das gern machen, kein Problem. Sie fühlen sich ritterlich dabei, das ist ihnen anzusehen. Ariane würde das hassen. Ich erzähle ihr nichts davon. Ariane würde das Baby packen, es in einem Arm halten und mit dem anderen den Wagen die Treppe runterzerren. Oder hoch. Je nachdem. Aber Ariane ist auch in Grundsätzen angespannt, unter Menschen, das muss man schon sagen, und ich muss auch sagen, dass ich's verstehe. Ich glaube, sie war noch kein einziges Mal allein mit dem Wagen unterwegs, und wann immer wir es zusammen sind, mit dem Wagen, mit dem Kind unterwegs, kommen die Fragen. Absurderweise. Ich verstehe das wirklich nicht. Es wäre ja wesentlich naheliegender, nach einem Vater zu fragen, wenn eine Frau ganz allein einen Kinderwagen schiebt. Aber dann wird immer bloß hineingefasst und angetatscht. Mit Ariane zusammen kommt die große Musterung. Die Menschen sehen sich um, sie halten Ausschau nach einem zugehörigen Mann im näheren Umkreis. Sie halten uns für Schwestern. Freundinnen. Wo ist denn der Papa? Sie fragen mit einem Lächeln, manchmal erkenne ich darin so etwas wie Vorahnung. Gier, regelrecht. Ariane schnaubt. Sie schüttelt den Kopf. Sie wählt zwischen verschiedenen Antwortmöglichkeiten: Den gibt's nicht, das Kind ist geklont. Der ist leider grade gestern verstorben. Ich kann gern einen Link schicken, das Sperma ist spitzenmäßig.

Ariane und ich sind selten zu zweit unterwegs mit dem Kind. Sie arbeitet ja auch, und sie kümmert sich zuhause. Sie kann das gut. Ich bin lieber unterwegs, muss ich sagen, ich laufe lieber, als dass ich in der Wohnung hocke. Oder zwischen Wänden auf und ab gehe wie so ein Tier. Ich drehe meine Runden, mache tausende Schritte und einiges an Kilometern. Ich raste auf Parkbänken inmitten von Müll und Zigarettentummeln, ich murmele automatisiert Entschuldigungen, wenn ich wem den Wagen in die Hacken fahre. Das passiert. Auf vollen Gehwegen, in Einkaufsstraßen passiert das nun mal. Ab und zu muss ich stehen bleiben und warten, bis eine Gruppe von Teenagern mit mickrigem Bartwuchs vorbeigezogen ist. Sie machen sich meistens recht breit. Ich schiebe das schlafende Kind an Läden vorbei, in denen ich mich früher betrunken habe. An verrammelten Fenstern von Clubs. Ich laufe durch Industriegebiete, in denen kaum wer unterwegs ist. Bloß ein paar Autos fahren dort langsam vorbei, Steinchen knirschen unter den Reifen. Ich bin früher viel Fahrrad gefahren. Als ich noch in der Ausbildung war, täglich zwanzig Kilometer. Ich kenne all die Gefahrenstellen, die zu hohen Bordsteinkanten oder die Kreuzungen, an

denen es häufig zu Unfällen kommt. Auf dem Fahrrad saust man allem davon, nimmt kaum Details wahr. Zu Fuß ist das anders. Ich kenne jetzt Schaufenster, Infotafeln, Klingelschilder, öffentlich zugängliche Hinterhöfe, winzige Parks, die nicht auf Karten verzeichnet sind. Ich schaue mir alles genau an. Ich präge mir die Stadt ins Gehirn. Zwischendurch stille ich das Baby und lasse ein winziges Händchen meinen Zeigefinger umklammern. Ich schaukele das Baby im Arm und mache dazu passende Geräusche. Ich summe und plappere. Ich bin schon da, mit meiner gesamten Aufmerksamkeit bin ich beim Kind. Kümmere mich und ordne Bedürfnisse ein. Aber es kehrt eben Routine ein, und die gestattet mir ein Erkunden.

In den ersten Wochen war mir unwohl und ich rechnete fest damit, dass mir auch draußen eine Decke auf den Kopf fallen würde. Dass ich schnell gelangweilt wäre von immer gleichen Wegen. Vom Warten an Ampeln, vom Schaufensterbummeln, von eingefahrenen Runden. Es ist nicht so, dass die Optionen unendlich sind. Außerdem hatte ich viel weniger Energie, am Anfang, es dauerte, bis mein Körper sich umgestellt, bis er verstanden hatte, dass es jetzt weniger gibt, weniger von allem. Weniger Schlaf, weniger Körperpflege, weniger Aufmerksamkeit, weniger Ruhe, weniger Sex, weniger Essen. Sogar weniger Essen. Manchmal frühstücke ich mittags eine dreiviertel Tafel Schokolade.

Vergangene Woche bin ich pro Tag im Schnitt fünfzehn Kilometer gelaufen. Spätnachmittags bin ich zurück. Gegen fünf kommt Ariane und bahnt sich aufgeregt flüsternd einen Weg zur Wiege. Wenn das Kind wach ist, drückt sie es an sich. Trägt es lange durch die Gegend. Läuft vom Schlafzimmer in die Küche, dann ins Bad, dann wieder ins Schlafzimmer, wo sie sich vor dem Spiegel positioniert und das Baby zum Hineinsehen zu bewegen versucht. Zwischendurch stellt sie mir Fragen. So unterhalten wir uns. In verschiedenen Räumen, wir müssen oft nachfragen, weil wir uns akustisch nicht verstehen. Was? Was? Was hast du gesagt? Ich lehne im Türrahmen und Ariane bewundert ihr Spiegelbild, Spiegelbild mit Kind, sie sagt, ohne den Blick abzuwenden: Lass uns doch was essen gehen, nachher.

Ich mache mir Sorgen, und Ariane ist außergewöhnlich guter Dinge. Sie räumt schon im Treppenhaus Zweifel beiseite. Wenn es schreit, geh ich kurz raus, sagt sie. Du sagst doch, heute war ein ruhiger Tag. Das wird schon werden, sagt sie. Wir laufen ein paar Straßen weiter, wir wollen in ein richtiges Restaurant, keinen zu lauten Imbiss, nichts mit einem Fettfilm in

der Luft. Ich weiß praktischerweise, wo sich welches Restaurant befindet, ich kenne die Straßen, kenne mich aus.

Natürlich wacht das Baby auf, als man uns gerade Getränke serviert. Ariane trinkt einen Schluck Radler, dann springt sie auf, behutsam hebt sie den kleinen Körper aus dem Wagen und geht in Richtung der Toiletten. Ich höre die Kohlensäure in meinem Mineralwasser sprudeln. Ich trinke einen Schluck aus Arianes Glas, und dann höre ich, dass jemand sagt: Hat der Vater mal einen freien Abend gekriegt, ja? Das sagt jemand. Am Nebentisch.

Es ist ständig eine Entscheidung zu treffen. Entweder wird es ungemütlich, unangenehm, oder man lächelt und nickt. Sagt: Hat er sich doch auch mal verdient! Lacht. Existiert dann in den Köpfen der fragenden Leute als eine völlig andere Person. Ich reagiere nicht und starre auf die Speisekarte. Als Ariane zurückkommt, schlage ich vor, vielleicht lieber wieder zu gehen. Ich sage: Mir geht's nicht so gut, und wir zahlen die Getränke. Draußen sage ich, dass ich wahrscheinlich bloß frische Luft brauche, und dass wir einfach ein Stückchen laufen sollten. Ich erzähle erst ein paar Straßen weiter von der Frage, und Ariane schnaubt los, sie regt sich auf, wie erwartet. Zu Recht. Ich glaub's nicht, sagt sie. Ich kann's nicht fassen. Kann man denn nicht mal in Ruhe was essen?

Andere Leute sagen, wir stellen uns an. Freunde und Freundinnen sagen das. Andere Eltern. Sie raten uns, wir könnten doch auch einfach erwidern, dass es keinen Vater gibt, weil da schon zwei Mütter sind. Das reicht doch, sollten wir sagen. Wer sich dann vor den Kopf gestoßen fühlt, ist selbst schuld. Wer dann einen blöden Kommentar bringt, den könnte Ariane ja immer noch anschreien. Es will euch ja niemand was Böses, sagen Freunde und Freundinnen. Wir sind ja nicht mehr in den Fünzigern, sagen sie und schütteln die Köpfe. Ihr müsst euch euren Raum einfach nehmen, sagen sie und strahlen, in ihnen schwillt Stolz, weil sie sich für sehr fortschrittlich halten.

Ich werde auch das Gefühl nicht mehr los, dass mich diejenigen anders anschauen, die ich schon eine Weile kenne, flüchtig, vom Sehen. Eine Kassiererin im Rewe. Die Sprechstundenhilfe bei der Ärztin. Der Apotheker. Ich habe das Gefühl, zuvor war es ihnen egal, Ariane und ich konnten tun und lassen, was wir wollten, Händchen halten, knutschen, im Park auf einer Decke liegen, Arm in Arm durch die Gegend flanieren. Das alles konnten wir tun, und jetzt schieben wir ein Kind umher, und der

weltoffene Kiez, die ganze verdammte Stadt guckt, als würden wir sie anschmieren, als brächten wir eine Ordnung durcheinander, als rüttelten wir gewaltsam am Weltbild.

Ariane behauptet, ich hätte vieles einfach nicht wahrgenommen, vorher, ich hätte die Blicke oft nicht gesehen. Ich hätte die Sprüche oft nicht gehört, auch beim Ausgehen, zum Beispiel. Beim Tanzen. Darf ich mitmachen? Hat eine von euch einen Schwanz? Braucht ihr nicht noch einen Schwanz? Auf dem Heimweg. Nehmt ihr mich mit zu euch? Und mehr, sagt Ariane, muss ich hier jetzt auch nicht reproduzieren. Du wunderst dich, sagt sie, über blöde Fragen und dass die Leute so gucken, aber das war doch schon vorher so, das ist noch nie anders gewesen.

Irgendwann einmal sag ich, übermüdet, verzweifelt: Lass uns doch aufs Land ziehen. Ich denke an das Haus meiner Mutter, das sowieso zu groß ist, und ich denke an Spazierwege durch Felder und Wald. Hügel hinauf und hinunter. An meine eigene Kindheit, und wie selbstverständlich alles war. Ariane ist zynisch und lacht. Aufs Land. Sagt sie. Aufs Land? Ich ziehe garantiert nicht aufs Land, wenn die Stadt schon nicht klarkommt, damit.

Beim Laufen rede ich mir ein, es wird sich schon alles beruhigen. Und es ist ja auch wirklich nicht schlimm. Es gibt keine Angriffe, keine Beleidigungen, so etwas, das wäre doch schlimm. Was wir hier erleben, sind neugierige Stadtmenschen, die gern Schwätzchen halten. Nicht mehr. Ariane geht zur Arbeit und ich gehe spazieren. Ich kenne den Kiez, den ganzen Stadtteil, ich kenne vieles darüber hinaus. In- und auswendig. Ich umgehe kaputte Fahrstühle und Treppen, wann immer es möglich ist. Ich betrete seltener Geschäfte. Ich gucke nicht mehr in die Läden hinein, in denen ich mich früher betrunken habe. Die Kilometerzahl am Ende des Tages ist grundsätzlich zweistellig.

Das Kind ist acht Monate alt, es fühlt sich an, als würde es bald schon eingeschult, als hätten wir es bald zum Sport und zum Musikunterricht zu bringen. Ich habe das Gefühl, es schon ewig zu kennen. Es schon ewig herumschieben, auch das. Bei Wind und Wetter bin ich unterwegs, ich habe kein Problem mehr mit Regenjacken und -hosen. Ich erledige routiniert Einkäufe, weil ich weiß, in welchen Läden ausreichend Platz ist. Ich schiebe das Kind durch die Drogerie und an Obst- und Gemüseständen vorbei. Ich presse die Lippen aufeinander und halte aus, wenn alte Tanten sich über den Wagen beugen, quietschen und hinein fassen. Innerlich zähle ich bis zehn, dann schiebe ich den Wagen einfach weiter. Manchmal

plaudere ich sogar etwas, inzwischen, mit einem der Gemüsehändler, der mich draußen bezahlen lässt, bar. Er erzählt mir, dass er vier Kinder hat, er erzählt mir, was er verdient. Ich erzähle ihm, wie viele Schritte ich mache, und ich erkläre ihm, dass ein Sensor im Telefon die kleinsten Bewegungen wahrnehmen kann, ich zeige ihm, wie die App funktioniert. Er fragt mich, ob ich eigentlich einen Mann habe. Ich sage, nein, ich habe eine Frau. Er klopft mir auf die Schulter und lacht. Er zieht kopfschüttelnd von dannen mit einem Karton voll Orangen. Ich greife nach einem Apfel und gehe, ohne ihn zu bezahlen.

Ariane kommt an den Wochenenden immer häufiger mit. Wir erkunden gemeinsam neue Gefilde, ziehen immer größere Kreise. Sobald jemand fragt oder guckt, setzt Ariane jetzt ein seliges Lächeln auf. Manchmal zieht sie Grimassen. Auch ich halte inzwischen den Blicken stand. Ich starre zurück, so lange, bis mein Gegenüber dann aufgibt. Es funktioniert jedes Mal. Wir gehen danach schneller, es ist aber nicht so, als würden wir davoneilen mit gesenkten Köpfen, weil etwas unangenehm wäre. Um einer Situation zu entfliehen. Vielmehr verwandeln wir unseren Zorn in Energie. Wir laufen ihn weg. Schwitzen ihn aus. Wir machen mehr Schritte in kürzerer Zeit.

Julia Lauter

Wie man eine Stadt erobert

Trödeln, herumlungern, ziellos durch die Stadt streifen – in Indien ist das für die Hälfte der Bevölkerung nicht selbstverständlich, sondern gefährlich. Um den öffentlichen Raum zu erobern, tun Frauen in Mumbai, Pune, Delhi und Lahore genau das: Sie gehen spazieren, als Zeichen des Protests.

Neha Singh läuft sich frei. Zügigen Schrittes verlässt sie die hell erleuchteten Straßen Andheris und biegt in eine kleine Gasse ein, die Richtung Küste führt. Zwischen den Häusern und Verschlängen des Fischerdorfes hindurch bahnt sich die zierliche Frau ihren Weg durchs Dunkel, bis sie schließlich im Schwarz der Neumondnacht vor einem nach Fisch und Abwasser stinkenden Flusslauf stehen bleibt. Es ist kurz vor Mitternacht. Außer Neha Singh sind jetzt nur noch Männer auf der Straße. Viele Männer.

Sie schaut ans andere Ufer, dessen Umrisse im Schein ein paar vereinzelter Straßenlampen zu erkennen sind. Madh Island heißt die Landzunge, die im äußersten Nordwesten Mumbais ins Arabische Meer ragt. Man hört nur das leise Gluckern des schwarzen Wassers, das Gebell einiger Hunde, sonst nichts. In der 20-Millionen-Einwohner-Stadt, wo der Lärm sonst wie eine schwere Decke über dem Alltag liegt, verheißt Stille nichts Gutes. Wo es still ist, ist man alleine. Und alleine ist man schutzlos. Singh drückt ihren Rücken durch – ihre schmale Statur, die fast hüftlangen Haare, lassen sie von Weitem wie ein junges Mädchen wirken. Hier, um kurz vor Mitternacht, in der Peripherie der Stadt, sieht die Spaziergängerin etwas verloren aus. Allein in der Nacht, ist die Furcht ihr größter Feind – sie schüttelt sich, hebt den rechten Arm und winkt in die Dunkelheit der Bucht.

Der Fährmann am anderen Ufer wirft den Motor des Bootes an. Neha Singhs nächtlicher Spaziergang hat gerade erst begonnen.

Singh ist die Erfinderin einer Bewegung, die das Spaziergehen zur Protestform erklärt hat. »Ich liebe Mumbai, die Strände, die Parks, die Fischerdörfer – aber ich habe mich nie ganz als Teil der Stadt gefühlt«, sagt sie. Die 36-jährige Kinderbuchautorin und Theaterregisseurin sagt, für Mädchen und Frauen sei die Stadt von ungeschriebenen Gesetzen und unsichtbaren Grenzen geprägt. »Sie bestimmen, wo ich mit wem sein kann, was ich tragen darf, wie ich mich verhalten muss, um als respektable Frau zu gelten«, erklärt Neha Singh.

Denn auch in Mumbai, der liberalsten Stadt Indiens, sind die Straßen voller Männer, alt und jung; Sie laufen herum, lachen, bummeln, trinken Tee und diskutieren lautstark die Lage der Welt. »Frauen haben in diesem Bild keinen festen Platz«, sagt Singh, »wir eilen durch diese Szenen, auf dem Weg zur Arbeit, nach Hause, zum Einkaufen – selbst wenn wir nichts zu tun haben, tun wir geschäftig, um nicht verdächtig zu wirken. Jede Frau in Bombay kennt das Gefühl.«

2014 fiel ihr ein Buch in die Hände, »Why Loiter« (Warum wir uns herumtreiben) – eine Recherche der Journalistin Sameera Khan, der Soziologin Shilpa Phadke und der Architektin Shilpa Ranade, die den Zugang zum öffentlichen Raum in Mumbai untersucht hatten. Indem sie über mehrere Jahre Interviews mit hunderten Frauen aus den unterschiedlichsten sozialen Milieus in Mumbai führten, entzaubern sie den Mythos von Mumbai als grenzenlose Stadt für Frauen. »Warum sind so viel weniger Frauen auf den Straßen als Männer, zu allen Zeiten und in allen Ecken der Stadt? Warum tragen Frauen hier Pfefferspray, Schlagringe und andere Waffen in ihren Taschen mit sich herum? Warum haben Frauen auch in dieser Stadt das Gefühl, sie müssten ihren Aufenthalt auf der Straße rechtfertigen?« Die Autorinnen zeigen in ihrem Buch, dass die Bewohnerinnen Mumbais genau wissen, wo die ihnen auferlegten Grenzen verlaufen. Am Ende ihrer Recherche steht die These, dass das Herumlungern in Parks, auf Straßen, an den Stränden ein erster *Schritt* zur Transformation der Stadt sein kann. Neha Singh las das rund 200 Seiten starke Buch innerhalb von zwei Tagen. Danach wollte sie nichts als raus auf die Straße, um sich herumzutreiben. »Das war für mich der erste Schritt in die Freiheit«, sagt sie heute.

Nach einer kurzen Überfahrt springt Neha Singh von dem kleinen Fährboot ab und geht vorbei an kleinen Hütten hinauf zum Wärterhäuschen, an dem sie die Überfahrt bezahlt. Es ist 00:15 Uhr. Singh schiebt 10 Rupies über die Theke, zahlt ungerührt von den durchdringenden Blicken des Wärters. Hier beginnt die einzige Straße auf Madh Island, eine staubige, unbefestigte Piste, die jetzt fast völlig verwaist ist. Einzig an einem Kiosk stehen noch zwei Männer, ein Dritter sitzt im Staub daneben, zwei Hunde zu seinen Füßen, ein schwarzer und ein weißer. Zielstrebig läuft Singh auf die Gruppe zu, kauft eine Zigarette und lässt sich vom Kioskbetreiber Feuer geben.

Am Tag sind hier viele Menschen unterwegs, die den Strand im Norden von Mumbai besuchen wollen. Doch nun, in der Nacht, sorgt das Auftauchen einer jungen Frau für Aufruhr. Die Männer starren sie an, blicken über ihre Schultern hinweg auf die Straße, ob da noch wer kommt, die Atmosphäre ist angespannt. Neha Singh nimmt einen ersten Zug ihrer Zigarette, bläst den Rauch hoch in die Luft. Sie kennt das, das Starren, das missbilligende Schweigen, die unangenehme, manchmal bedrohliche Stille. Sie dreht sich um und fragt den Kauern nach dem Namen der Hunde. »Kaallee, (Schwarzer)«, sagt der Herr mit schwerer Zunge und nickt mit dem Kopf in Richtung des schwarzen Hundes. Nach dem weißen Hund gefragt, lallt er »Auch Schwarzer«. Neha Singh lacht laut auf, tätschelt die Köpfe der beiden Hunde. Nun lächelt auch der Trinker. Die junge Frau mit dem durchdringenden Blick weiß ihr Gegenüber zu entwaffnen. Nicht mit Fremden zu sprechen, sei einer der schlechtesten Ratschläge, der ihr als Kind eingebläut worden sei, sagt Singh. Wenn die Furcht sich wie eine Mauer zwischen sie und die Welt zu schieben droht, nimmt sie heute Anlauf und springt.

Den gegenseitigen Argwohn zu bekämpfen, kann schon mit einem einfachen Parkbesuch beginnen. Bei ihrer ersten Aktion vor vier Jahren legte sich Neha Singh gemeinsam mit einer Freundin mittags in einen Park im bürgerlichen Teil des Vorortes Kandivali, um dort auf der Grasmatte ein Nickerchen zu halten. Was harmlos klingt, löste schnell einen Tumult aus. Die Gruppe der starrenden Passanten wuchs minütlich, der Gärtner – um ihre Sicherheit und die öffentliche Ordnung besorgt – redete mit Engelszungen auf die Frauen ein, um sie zum Gehen zu bewegen. Sie blieben liegen. »Wir wollen uns nur entspannen, Onkel«, sagte Singh zu ihm. Danach kam der Gärtner alle fünf Minuten und fragte, ob sie fertig

entspannt hätten. Neha Singh lacht ihr lautes Lachen, wenn sie davon erzählt: »Wir waren total überrascht, wie einfach wir mit unserer Anwesenheit Unruhe stiften konnten – und dabei hatten wir auch noch Spaß.«

Nachdem sie Fotos von ihrem Nickerchen auf Facebook gepostet hatte, ging alles sehr schnell: Viele Frauen schrieben sie an, wollten mitmachen. Neha Singh richtete eine WhatsApp-Gruppe, dann eine Facebook-Seite und schließlich einen Blog unter dem Titel »Why Loiter« ein.

Heute treffen sich in Mumbai alle vier Wochen Frauen, um gemeinsam rumzuhängen. 2000 Spaziergängerinnen sind Teil dieser Bande. Die Idee hat sich in ganz Indien und bis nach Pakistan verbreitet: Es gibt mittlerweile politische Spaziergänge in Delhi, Hyderabad, Lahore, die Gruppen sind zwischen einigen hundert und über 10.000 Menschen groß. Die Frauen spazieren tagsüber und nachts, allein oder in Gruppen, sie spielen Cricket, fahren Fahrrad, gehen mit geschminkten Lippen auf die Straße, mit kurzen Röcken, ohne BH. So durchbrechen sie, Schritt für Schritt, Spaziergang für Spaziergang, die Grenzen, die ihnen ihre Mütter, ihre Eltern, sie sich selbst auferlegt haben. »Je mehr Frauen draußen rumhängen, desto sicherer wird die Stadt für Frauen«, sagt Neha Singh.

Wie groß die Bedrohung für die Frauen auf den Straßen Indiens ist, ist schwer zu fassen: Nicht nur, dass Gewalt gegen Frauen in den Städten und auf dem Land sehr unterschiedlich ist (66 Prozent der Inderinnen leben auf dem Land, die Zahl der angezeigten Vergewaltigungen liegt außerhalb der großen Städte bis zu sieben Mal höher), das Risiko ist auch in den einzelnen Bundesstaaten und zwischen den sozialen Schichten sehr unterschiedlich. Reine Zahlen helfen da nicht weiter: In Indien (1,3 Milliarden Einwohner) wurden im Jahr 2016 knapp 39.000 Vergewaltigungen zur Anzeige gebracht, drei Vergewaltigungen pro 100.000 Einwohner. In den USA wurden im selben Jahr zehn Mal mehr Vergewaltigungen angezeigt. Statistisch lässt sich das Stigma der indischen Vergewaltigungskultur nicht beweisen – es sind die Erzählungen von alltäglichen Belästigungen auf der Straße, am Arbeitsplatz, in der Familie, die einen Einblick in das Problem geben. Die öffentliche Debatte darüber wurde maßgeblich von einem Vergewaltigungsfall angestoßen, der weltweit Schlagzeilen machte: Im Dezember 2012 wurde eine junge Frau von einer Gruppe von Männern brutal vergewaltigt und gequält, sie starb an den Folgen. Der Fall löste

landesweite Proteste aus – die Sicherheit von Frauen (vor allem im urbanen Indien) wurde zum öffentlichen Streitthema.

»Im Privaten wurden Frauen und jungen Mädchen noch intensiver eingeschärft, dass die Stadt da draußen gefährlich für sie sei«, sagt Sameera Khan, eine der Autorinnen von »Why Loiter«. »Viele Familien nahmen die Debatten zum Anlass, ihren Töchtern den Zugang zum öffentlichen Raum zu verwehren – oft genug taten das die Frauen aus Furcht auch schon selbst.« Mit jedem neuen, grausamen Mord- oder Vergewaltigungsfall wirkte die Welt da draußen, außerhalb der Wohnungen, der Büros, Cafés und Einkaufszentren, noch bedrohlicher. Die Botschaft an die Frauen des Landes ist eindeutig – einer der Täter im Delhi-Fall brachte sie in seinem Geständnis auf den Punkt: »Man kann nicht mit einer Hand klatschen. Man braucht zwei Hände dafür. Ein anständiges Mädchen würde niemals um neun Uhr abends draußen rumlaufen.«

Es ist ein Uhr nachts, Neha Singh schlendert langsam an der Küste von Madh Island Richtung Norden, immer weiter hinaus aus der Stadt, vorbei an verlassenem Stränden. Links der löchrigen Fahrbahn stehen kleine Wellblechhütten, rechts wuchert ein undurchdringlicher Dschungel. Am Horizont glimmen in einiger Entfernung die Lichter der größeren Apartment-Häuser. Auf der düsteren Küstenstraße sind nur ein paar Straßenhunde zu sehen, sie hetzen von links nach rechts und durchschneiden die Stille mit ihrem Kläffen und Heulen. Je riskanter, desto besser – nach diesem Motto wählt Neha Singh die Routen ihrer Spaziergänge aus. Unbeirrbarkeit, so nennt es Neha Singh. Sturheit, so nannte man das wohl in ihrer Familie.

Neha Singh wuchs behütet als Kind der aufstrebenden Mittelschicht auf. Das Leben war annehmlich, aber die Traditionen erdrückend: »Als Tochter lebte ich im Zeichen der ständigen Entschuldigung. Während meine Eltern bei der Geburt meiner Brüder Süßigkeiten verschenkten, weinten sie bei meiner.« Neha Singh streicht sich ihr Haar aus dem Gesicht, legt die Strähnen mit einer eleganten Drehung über die Schulter. Ihre Züge sind entspannt, doch in ihrem Blick lodert eine Wut, die dort seit ihrer Kindheit brennt. Darüber, dass sie, egal wie sehr sie sich bemühte, die Unbill der Eltern nicht tilgen konnte. »Alles Gute ist in unserer Gesellschaft männlich assoziiert, welcher Platz bleibt da für Frauen«, fragt Neha Singh. Ihre Wut trägt sie nun auf die Straßen Mumbais.

Die Spaziergängerin läuft an Verschlägen vorbei, in denen in Decken gewickelt die Fischer schlafen. Die Müllhaufen und Gestrüppe am Straßenrand sind ständig in Bewegung, es wimmelt von Ratten. Neha Singh geht mit gebührendem Abstand in der Mitte der Straße. Aufrecht wie eine Ballerina, durchschreitet sie betont selbstbewusst das Dunkel. Nur vereinzelt sitzen Männer am Straßenrand – wenn sie nicht aufs Wasser starren, starren sie Neha Singh an. Je weiter sie sich von der Stadt entfernt, desto klarer wird: Hier ist Singh auf sich selbst gestellt. Wenn etwas passiert, wenn sie jemand angreift, wird ihr hier niemand helfen.

Neha Singh wird von ihren Mitbürgerinnen aufgrund ihres Auftretens und Aussehens als Angehörige einer privilegierten Schicht erkannt: Ihre schwarze Culottes-Leinenhose gilt als westliche Kleidung, der auffällige Nasenring nicht als traditionell indisch, sondern als modisches Accessoire. Wenn sie spricht, verrät ihre Wortwahl ihren Bildungsstand. Das kann von Vorteil sein, weil potenzielle Angreifer eher Konsequenzen fürchten als bei Übergriffen auf arme Frauen – andererseits kann ihr selbstbewusstes Bummeln auch als Provokation aufgefasst werden.

Sicher ist: Die Grenzen der Stadt verlaufen für Frauen aus unterschiedlichen Gruppen und Schichten der Gesellschaft an unterschiedlichen Linien. Während sich Frauen der Ober- und Mittelklasse Freiheiten kaufen können, in dem sie in Taxis durch die Stadt fahren und ihre Freizeit in exklusiven Einkaufszentren und klimatisierten Cafés genießen, müssen Frauen aus ärmeren Schichten und marginalisierten Gruppen grundlegendere Kämpfe austragen.

Die Grenzen verlaufen aber nicht nur zwischen arm und reich, sondern auch zwischen religiösen Gruppen: In den Metropolen geht die Gentrifizierung Hand in Hand mit der Ausgrenzung von Minderheiten, die durch die hindu-nationalistische Regierung unter Druck gesetzt werden. In Mumbai ist es für Menschen mit muslimisch assoziierten Namen in vielen Stadtteilen fast unmöglich geworden, Wohnungen anzumieten – »Muslime unerwünscht«, heißt es in vielen Immobilienangeboten. Religionsreine Viertel, Apartment-Komplexe und Wohnanlagen gelten als sicherer.

»Diese Wagenburg-Mentalität nützt weder den Frauen, noch der Gesellschaft«, sagt Sameera Khan. Die Autorin, die in den letzten Jahren zu einer wichtigen Stimme der feministischen Bewegung in Indien avanciert ist, ist selbst Mutter zweier Töchter. Auch wenn sie die alles durchdringende Angst davor, dass ihren Kindern etwas zustoßen könnte,

kennt, ermutigt sie ihre Töchter, die Stadt zu erkunden und den Risiken zu trotzen. »Meine Angst schafft keine bessere Stadt«, sagt Khan, »aber vielleicht tut es der ungetrübte Entdeckergeist meiner Töchter.« Khan und ihren Co-Autorinnen geht es um die Transformation der Stadt. Wer sich rauswage auf die Straßen, in die Parks, an den Strand, der knüpfe eine neue Beziehung zwischen sich, den Mitmenschen und der Stadt. Die herumlungernenden Frauen sagen, all das beginnt mit einem Spaziergang.

Doch die Situation auf den Straßen ist unberechenbar. Vor einem Jahr, erzählt Neha Singh, lief sie mit vier Frauen um zwei Uhr nachts durch Jogeshwari, einem Vorort von Mumbai unweit von Madh Island. Sie spazierten an einer großen Straße entlang, hielten einen der fliegenden Verkäufer an, um sich von ihm Kaffee ausschenken zu lassen. Die Frauen palaverten mit dem Kaffeeverkäufer, als plötzlich etwa dreißig Männer auf der Straße auftauchten – manche zu Fuß, manche mit Motorrädern. Sie stellten sich im Kreis um die Frauen auf, starrten sie an. Die Furcht kroch an ihnen hoch, doch die Frauen versuchten, sich nichts anmerken zu lassen, unterhielten sich weiter miteinander, tranken ihren Kaffee. Als sie nach einigen Minuten zahlen wollten, sagte der Verkäufer, dass die Rechnung schon beglichen sei und nickte mit dem Kopf in Richtung einer der Männer: 1,80 Meter groß, muskulös. Die vier Frauen blieben unschlüssig stehen, der Puls raste, die Hände schwitzten.

Bevor die Angst den Kopf erreichte, rief Neha Singh: »Hallo, wie geht's?« Die Männer schauten verduzt, steckten die Köpfe zusammen, Singh rief weiter: »Mein Name ist Neha.« Die Männergruppe begann, heftig zu diskutieren, schließlich rief der Hüne zurück, die Frauen sollten weitergehen. Das weckte Neha Singhs Trotz. »Wir gehen nicht, bevor wir nicht mit euch reden konnten«, ruft sie. Schließlich kam der Rädelsführer zögernd auf die eingekreisten Frauen zu. »Warum habt ihr den Kaffee bezahlt?«, will Neha Singh wissen. »Das ist unser Viertel, unsere Straße«, erklärte der Mann, »ihr seid unsere Gäste. Deshalb haben wir euch eingeladen.« Neha Singh stellte sich und ihre Freundinnen vor und bat die Männer, es ihnen gleichzutun. Und tatsächlich nannte dann reihum jeder seinen Namen – die Männergruppe zerfaserte sich in einzelne Personen, Männer mit Gesichtern und Geschichten, die beschämt kicherten unter den Blicken der vier Frauen in ihrer Mitte. »Wisst ihr, dass ihr uns mit eurem Auftritt sehr erschreckt habt?«, fragte Neha Singh am Ende der zaghaften

Unterhaltung. Sie hätten einfach nicht gewusst, wie sie sich den fremden Frauen sonst nähern können, sagten die Männer.

Neha Singh glaubt, dass diese Art von offenem Austausch auf den Straßen Indiens ein erster Schritt sein könnte, um die Gewaltprobleme im Land zu lösen: »In einer hyper-maskulinen Gesellschaft wie unserer, mit patriarchalen Strukturen, misogynen Traditionen und sexueller Unterdrückung, ist die Fremdheit zwischen Frauen und Männern gefährlich.« Man müsse reden, um diese Grenzen einzureißen, sagt sie. Auch auf die Gefahr hin, dass schlimme Dinge passieren können. »Wir tun nichts Falsches, wenn wir hier laufen. Und wir sind nicht daran schuld, wenn wirklich mal etwas passieren sollte.« Diese Klarheit gebe ihr und den anderen Aktivistinnen viel Kraft, sagt Singh.

Widerstand gegen diese Bewegung kommt von der Polizei. Von Polizisten werden die Aktivistinnen regelmäßig angehalten, diffamiert und bedroht, erzählt Singh. Oft würden die Gruppen für Sexarbeiterinnen gehalten und weil diese in Indien illegal sind, erhoffen die Polizisten sich Bestechungsgelder. »Dass wir keine Sexarbeiterinnen sind, merken sie schnell. Vor allem, weil wir uns nicht einschüchtern und verjagen lassen«, sagt Neha Singh. Ihre Aktionen bewegen sich in einer rechtlichen Grauzone: Auf der einen Seite ist es das Grundrecht der Frauen, sich frei zu bewegen – gleichzeitig besagt die Sektion 122 des Bombay-Polizei-Gesetzes von 1951: Wer sich zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang auf den Straßen herumtreibt und das der Polizei gegenüber nicht zufriedenstellend begründen kann, kann mit Bußgeldern und bis zu einem Jahr Haft bestraft werden. Dieses gesetzliche Spannungsfeld gibt der Polizei die Berechtigung, die trödelnden Frauen aufzuhalten und zu befragen. »Oft halten sie uns lange auf, wollen uns zur Umkehr bewegen und uns in Rikschas setzen, die uns nach Hause bringen sollen. Wenn wir uns widersetzen, ärgert sie das – aber mehr ist bisher nie passiert«, erzählt Singh.

Das größte Unverständnis ernten die spazierenden Frauen jedoch in ihren Familien. »Besonders meine Mutter findet, ich sei undankbar und schätze die Freiheiten nicht, die ich bereits habe – sie sieht die Grenzen nicht mal, innerhalb derer wir leben«, sagt Singh. Wie sehr sie es liebt, nachts durch die Stadt zu laufen, die Ruhe, die kühle Luft, die leeren Straßen, all das kann die junge Frau ihrer Familie nicht vermitteln. Wie ihr geht es den meisten Herumtreiberinnen: Sie müssen zu Hause lügen, um spazieren

gehen zu können. Oft geben sie sich gegenseitig Alibis, um sich vor ihren Eltern, vor ihren Familien und Partnern zu rechtfertigen. Das Spaziergehen bringt ihnen neue Freiheiten, entfremdet sie aber auch weiter von ihrem Umfeld. »Wir leben die Utopie – mit all den Nachteilen, die das für die Realität mit sich bringt«, sagt Singh.

Nach zwei Stunden Spaziergang auf Madh Island kommt Neha Singh um kurz vor zwei Uhr wieder am Steg der Fähre an – gerade rechtzeitig für die letzte Überfahrt. Sie atmet tief ein und aus, ihr offenes Haar weht im Wind, der vom Arabischen Meer her in die Gassen der Stadt weht. »Nur, wer diese Momente kennt, kann verstehen, warum wir nachts spazieren gehen«, sagt Neha Singh. Das zwielichtige Madh Island, das Fischerdorf, die dunkle Bucht, all dies hat sie sich mit diesem Spaziergang erobert. »Das ist jetzt Teil meiner Stadt – von jetzt an kann ich jeden Tag und jede Nacht hierherkommen. Ohne Angst.«

Bettina Wilpert

Der Himmel ist überall

Meine Mutter sagt immer: »Der bayerische Himmel ist was ganz Besonderes.« Früher habe ich die Augen verdreht und sie nicht ernst genommen, ich dachte, der Himmel ist überall gleich.

Dieses Jahr war ich auf zwei Technofestivals in MeckPomm, es war Juni, die Nächte lang, um 11 war es noch hell, um drei dämmerte es bereits wieder, der Bass wummerte. Früher verabscheute ich flache Landschaften, jetzt liebe ich sie, es gibt mehr Himmel, und in MeckPomm ist er anders als in Bayern.

Ich hatte Angst, ich würde mir alles nur einbilden, so ein Schwachsinn, dann habe ich D. gefragt, die oft in Finnland ist, und sie meinte: Ja, natürlich sei der Himmel im Norden anders als in Bayern.

Im Süden gibt es wirklich diese bayerischen, dickbauchigen Wolken, in MeckPomm laufen die Wolken immer vor etwas davon.

Jetzt bin ich in Dublin und ich kann nicht darüber schreiben, weil – hallo: James Joyce. Wie kann ich durch diese Stadt gehen, sie beobachten, beschreiben und etwas Neues hinzufügen, was Joyce noch nicht in Ulysses getan hat. Ich traue es mir nicht zu. Da liegt wohl das Problem.

Das Licht hier blendet – nicht wie in Dunkeldeutschland, die Wolken verändern sich ständig, wahrscheinlich der Wind, das Meer. Sie formen über meinem Kopf ein Feld, das nie stehenbleibt, sich immer weiter ausbreitet, es gibt keine einzelnen Wölkchen, nur diese sich verteilende und formierende Armada, die die Farbe wechselt, weiße Wolken sehe ich nie, gewaschenes Regengrau treibt.

Hier, in den Ausläufern von Dublin, die sich anfühlen, als wären sie nicht mehr Teil der Stadt, fürchte ich mich vor Klischees, aber ich höre die

Freundlichkeit. Die Kassiererinnen sagen zu mir: Darling, Honey, Sweetie, Dear – how are you?

Eine Woche esse ich bei meiner Gastfamilie jeden Tag nur Fleisch, danach werde ich das erste Mal seit vier Jahren wieder zur Vegetarierin. Ich verlaufe mich und fühle mich eingesperrt, hier wo die Stadt endet, das hat nichts von der schönen Working-Class-Innenstadt von Dublin; im Vorort sehen alle Häuser gleich aus: Doppelhaushälften, zweistöckig, billig verbautes Material, sodass man hört, welche Serie die Nachbarn schauen oder zu welchen Tageszeiten der Vater nach Hause kommt. Die Doppelhaushälften sind in Gated Communitys, ich habe die Wahl zwischen: über den Zaun klettern und hoffen, dass mich niemand dabei sieht oder einen Umweg zum Tor laufen, was zehn Minuten länger dauert. Vor dem Zaun liegt ein Park, an dem nur nach Feierabend und sonntags, wenn die Leute nicht arbeiten müssen, etwas los ist. Viele haben Hunde, der Rasen ist so grün, nach diesem heißen deutschen Sommer, der verbrannte Erde hinterlassen hat, fasse ich einmal zur Probe das Gras an, ob es wirklich ist.

Hinter den braunen flachen Wohnhäusern beginnen idyllisch glitzernde Hügel, ich möchte spazieren gehen (ein sehr deutsches Wort, dafür gibt es im Englischen keine passende Übersetzung), doch so lange ich hier wohne, werde ich sie nur aus der Ferne sehen; ich habe viele Wege ausprobiert, das Ende von Wohnstraßen gesucht, bin über eine Baustelle geklettert, habe gehofft, durch den angelegten Park komme ich auf die Wiese außerhalb der Stadt, wo ich einmal ein Pferd stehen habe sehen, aber überall sind Zäune oder Bäume und Gestrüpp, ich würde mich verletzen, würde ich versuchen, sie zu übersteigen, zu durchqueren. So drehe ich meine Runden im Park, immerhin kann ich jetzt schon acht Klimmzüge, ich übe jeden Tag dort an den Fitnessgeräten.

In Dublin sitzen Möwen auf dem Brückengeländer, in Berlin hasse ich, dass man das Ende der Stadt nicht sieht. In der Dubliner Innenstadt gibt es nicht diesen abschätzig wandernden Blick, der prüft, ob ich dazu gehöre, es gibt keine Hipster, ich atme.

Ich war dieses Jahr in Gdańsk, Kopenhagen, Shanghai. Überall gibt es Leute, die Fahrrad fahren, die, die richtigen Sneaker tragen, es gibt Avocados und Yellow Latte. Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr in Städte reisen, ich schaue nach oben, die ratternde Dunkelheit, das orange Blinken von Flugzeugflügeln triggert meine Flugangst.

Ich bin auf dem Anarchist Bookfair, Mark Bray stellt das »Anti-Fascist-Handbook« vor. Die Amis betonen Antifa auf der mittleren Silbe »AnTifa«, das Publikum schmunzelt. Er erzählt von Heather Heyer, die im August 2017 in Charlottesville von einem Anhänger der Alt-Right-Bewegung überfahren wurde, von Trump und wie die Linke in den USA sich gegen den Backlash organisiert, von Polizeigewalt. Dann sagt er: »I dont need to tell you guys about the cops and the clan.«

Eine Woche vorher hat die Garda, die Polizei, ein besetztes Haus in Dublin brutal geräumt. Das Bündnis Take Back the City wollte eben dies tun und wollte mit seiner Besetzung auf den Leerstand hinweisen, den knapper werdenden Wohnraum. Mit Flex und Vorschlaghammer bahnten sich Männer in schwarzen Balaclavas ihren Weg. Sie waren keine Bullen, keiner weiß, wer sie waren.

Wenn ich die LUAS, wie die Straßenbahn hier heißt, nehme, fahre ich an Zelten vorbei, die zwischen Schienen und Zaun aufgestellt wurden. Ich passiere einen Obdachlosen, der mit Kreide auf die Straße schreibt: I did not choose to be homeless.

Diese Stadt an der Peripherie Europas ist die Zukunft. Hier zeigt sich, wie wir nicht leben wollen: Wir wollen nicht mehr als die Hälfte unseres Einkommens für die Miete verwenden, wir wollen nicht 1,5 Stunden in die Stadt pendeln, bei Facebook, Google, Adobe arbeiten, in der Mittagspause schnell ins Fitti. Der Obdachlose könnte mit seinen Sneakern und seinem Kapuzenpulli auch ein Student am Trinity College sein.

Ich gehe allein ins Kino, schaue »BlacKkKlansman«, einen Film über einen schwarzen Polizisten, der den Ku-Klux-Klan infiltriert, und ich verstehe jetzt den Satz, den Bray über die Cops und den Clan gesagt hat. Am Ende des Filmes schneidet Spike Lee die Bilder der VICE-Doku über Charlottesville, die Bilder, in denen Heather Heyer überfahren wird, und ich muss weinen und das Licht geht an, bin die einzige, die sitzen bleibt.

Ich stehe an der Westküste Irlands, an den Klippen und versuche, Amerika zu sehen. Noch nie hatte ich so viel Himmel und denke, das ist der beste Ort, um jemanden umzubringen oder Selbstmord zu begehen.

Anna Hetzer

flaneuses

nicht unter jeder lampe könnten wir stehen bleiben
wie doisneaus liebespaar und dann einfach weitergehn
als wärn wir schon immer so teil des bildes

solange jemand uns hinterherruft lesben. mannsweiber. kopfschuss

würden gern verschwinden, auf offenen alleen
nur sehn und beschreiben. ohne camouflagen zu tragen
scharfen blicken ausgesetzt zu sein in high heels, cappy, pinken
bomberjacken
röcken oder in zu großen hemden, boxer shorts ... weiß der geier
es dauert noch bis wir ganz in ruhe flanieren

plac zbawiciela

tramfahrt, plac zbawiciela
unter den säulen kaut eine
weißbrot mit gurke, eimer voll
tulpen zum verkauf

straßen verlassen
den kreisverkehr wie wasserarme
ein mühlrad im zentrum
der stadt

die kirchtür ein glottis-schlag
für gläubige stimmen
letzte fingerspitzen des winters
kratzen im nacken, schmilzen

in der sonne tee und tablet
plac hipsterów
wieviele kilometer
ist der kellner gelaufen

die ventilatoren über der bar
sind kurz vorm abheben
ein regenbogen abgefackelt
auf rot-weißen demos

das alte gebäude
aus dem die milchbar gerissen ist
wird von netzen gehalten
gegen bröckelnde balkone

posierende arbeiter
stehen spalier
in die fassade gemeißelt
ringsum arkaden

an der stralauer brücke

erste rohre über die grube geschraubt
von oben wie der blick auf zerklopfen beton
in dem das skelett aus baustahl frei liegt

die neustadt greift um sich. bald nicht mehr zu sehen
vermummte und ein berittener. ein herz
oder eine granate in der hand. *go forth*

pflastersteine gegen das vergessen. die mauer
einfach mit fußspitzen zu überqueren

am ufer mit pils sitzen die um ihr leben geschwommen sind

schönen abend noch, wünschen sich hausbesitzer
vor dem bahnhof, durch den die züge aus osteuropa pendeln

pässe voller stempel. die ruine an der ecke
ein zeitmarker, entfernt

flohmärkte und frittenbuden
jemand nickt in der bank ein

tempelhofer feld

über die landebahnen zieht der wind, eine harke
sträucher und trauben werden geteilt

flugzeuge kreisen übereinandergestapelt
in warteschleife. die bedeutung von betten
und von blumenbeeten

außerhalb der einflugschneisen. bleibt
in den ohren hängen, in den augen
ein orkan. die bedeutung von milch
wenn sie von GIs in den frachtraum geladen wird

münder voll mit rosinen. so voll
dass kein funkspruch mehr durchkommt

die frauen von uamdo

der geruch von geröstetem sesam schneidet
den nachmittag in davor und danach

sechs frauen klammern ihre marktrufe an eine leine
zum lüften neben die tüten

das gebet der nonne bleibt im hinterzimmer
während sie alle draußen auf um-

gedrehten schüsseln platz nehmen. auf schemeln
sich anekdoten erzählen und

so nebenbei eine blutwurst betrachten
wie sie stück für stück vom messer fällt

Leona Stahlmann

Schaumnest

Das Mädchen wird bald kommen. Vielleicht wird sie Essen mitbringen, das letzte hat es so gemacht, er hat sich gefreut. Noch liegt Erich im Bett. Der Raum ist kalt, die Gänsehaut der Beine schabt gegen die Bettwäsche. Fünfuhrhelle. Das Grau im Spalt des Vorhangs, der Tag noch nicht mehr als eine Nacht mit höherem Weißanteil.

Beim Aufstehen stolpert er über die Tatamimatten, er gibt der vordersten einen Tritt. Wie schwer diese Dinger sind, nur Stroh, und bewegen sich nicht einen Millimeter. Er fasst sich ins Kreuz und spuckt eine Grobheit in die stille Wohnung, die mit ihrem Wasserhahnzischen, der Klosettspülung, dem Lichtschalterklackern erst langsam erwacht.

Am Fenster trinkt er Kaffee, die enge Straße steht voll von Flieder und Müllbeuteln, beide blühen mit gewalttätigem Violett auf dem Pflaster, und die Kluften zwischen den eng stehenden Häusern sind gefüllt mit diesem neuen Licht, das immer weißer wird. Kein Mensch zeigt sich. Noch kein Geräusch hat seinen Abdruck in der neuen Luft hinterlassen.

Wie er dachte, dass das Schreien der kleinen Japanerin, die aussah wie aus Zucker gedreht, ihren kleinen Körper sprengen würde. Wie er ihren nassen Mund angestarrt hatte, ein zierliches O und drumherum schwarze nasse Haarschnörkel, und aus dem O schrille, hohe Töne kamen, und wie er ihren kleinen Kopf dann wieder unter Wasser gedrückt hatte, weil er so erschrocken war und ihm nichts Besseres einfiel, und wie er sie so hielt, lange. Der Film, der daraus entstanden ist, hat viele tausend Klicks im Internet bekommen und Erich und die kleine Japanerin eine ganze Menge Geld dafür. Schade, dass er wohl nicht mehr wieder nach Japan kommen wird in diesem Leben. Aber St. Pauli ist auch gut, er liebt sein Viertel, seine Wohnung, seine Tage.

Erich schmunzelt. Er genießt die Stille, bevor die Türken ihre Obstlieferungen kriegen, die Kneipenbesitzer ihre Läden ausfegen, die Schiffe vom Hafen herübertuten.

Körpersprache, das ist auch: was der Körper spricht. Das Gluckern und Zischen, das Knacken und Knirschen; das Brodeln der Chemie der Gedärme. Die Kaffeeschwärze rumort in seinem noch vom Schlaf gespannten Unterleib, und die Säure der Bohnen gärt an seinem Rachen. Er trinkt die Tasse trotzdem aus und spürt das Koffein aufbranden, umso stärker, je älter er wird. Die Tasse in seinen breiten Händen zittert und er stellt sie ab, fährt sich wie prüfend über die beuligen, noch muskulösen Schultern, den Trichter des Oberkörpers, gut trainiert, er macht jeden Tag seine Übungen mit den Hanteln, sonst kann er die Frauen und Männer nicht stabilisieren, wenn sie von der Decke hängen und plötzlich nicht mehr können und die Seile in Kniekehlen und Arminnenseiten schneiden. Aber jetzt muss er Pause machen mit den Hanteln, den Seilen und den Menschen darin, das hat der Arzt gesagt nach dem Infarkt. Eigentlich. Aber eigentlich soll er auch keinen Kaffee trinken.

Auf der gegenüberliegenden Seite der Reeperbahn, nur einige hundert Meter Möwenfluglinie hinweg über die wenigen noch übrig gebliebenen Schwulenkinos, die sich in jeder Saison vermehrenden bunten Kioske für Touristen, die arabischen Männercafés mit getönten Scheiben, aus denen fruchtiger, feuchter Rauch quillt, läuft Muriel los. Sie ist schon wieder zu spät dran für die Morgenschicht; sie darf den Job nicht verlieren, gerade ist ihre Zimmermiete wieder erhöht worden, zum zweiten Mal in diesem Jahr.

Ihr Zimmer liegt hoch über St. Pauli, und sie kann vom Fenster aus das Stadion sehen und an den Spielsonntagen wird das Gebrüll der Fanchöre vom Wind herübergetragen, der oft satt ist vom kommenden Regen und im Sommer, wenn die Kreuzfahrtschiffe im Hafen anlegen, die Zunge pelzig macht vom Schiffsdiesel, wenn Muriel sie herausstreckt und ein bisschen wartet. Sie hat oft Zeit, auf der Fensterbank zu sitzen und dem Hamburger Wind die Zunge entgegenzudrücken; an den Abenden, nach dem Dienst, ist sie allein, nur ihre Mitbewohnerin klopft manchmal an die Zimmertür und sagt, dass es noch Reis und Gemüse in der Küche gibt und dass sie sich etwas davon nehmen kann.

Muriel ist nicht gern allein, aber noch weniger gern hat sie die falsche Gesellschaft; und so nimmt sie sich an dem meisten Abenden der Woche einen Teller mit matschigem Reis und Zucchini mit Tomatensauce aus der

kleinen Küche und isst am Fenster, den Blick aus dem fünften Stock ihres Altbaus auf die Dachterrasse des Hauses nebenan gerichtet, auf die abends das Licht der großzügigen Wohnung fällt, zu der sie gehört.

Einmal hat sie beobachtet, wie das Paar, das in der Wohnung lebt, in einer Sommernacht einen Gast hatte, eine Frau. Alle drei sind sie nackt auf die Dachterrasse gelaufen, mit Weingläsern in den Händen, sie haben sich geküsst, der Mann seine Frau und die Besucherin, und die Besucherin dann seine Frau. Sie standen zusammen unter der Regenwalddusche, die man zwischen dichten Pflanzenwedeln hindurch erahnen konnte, und Muriel konnte das Plätschern und das Lachen bis zu sich herüber hören. In dieser Nacht blieb das Licht drüben an, bis es hell wurde.

Die Abwesenheit von Dunkelheit im Viertel hat Muriel sofort gemocht, als sie aus einer überschaubaren Stadt im Süden hergezogen ist. Viele haben ihr erzählt, St. Pauli sei schmutzig und habe viele düstere Ecken, in denen sie, ein hübsches Mädchen um die Zwanzig, besser nicht stehenbleiben solle; aber auch im dritten Jahr ist St. Pauli für Muriel der hellste und schönste Teil dieser Stadt, trotz des Lärms und der englischen Touristen auf Junggesellenabschied, und in den vielbeschriebenen düsteren Ecken passiert gar nichts, nur manchmal beugen sich Männerköpfe dorthin und übergeben sich mit spitzenden Geräuschen und unter dem Gelächter der anderen.

Die Lichter der Ampeln, Laternen und Neonschriften zeichnen in Muriels Nächte ein zusammenhängendes Netz, eine Karte aus Licht, der sie nachgehen kann und die sie nach Hause führt. Anderswo sind die Nächte wie Träume von Blinden oder so, wie Muriel sie sich vorstellt: ohne Form, ohne Leuchtspur, die die Notausgänge markiert.

Muriel eilt über die Davidstraße. Sie rennt nicht, aber sie läuft sehr konzentriert, guckt auf ihre Füße, wie die Spitzen ihrer Sneaker aufsetzen und abrollen zwischen dem, was die Wellen nächtlicher Begehrlichkeiten angespült haben mit ihren Gischtkronen aus Bierschaum: zersplitterte braune Astra-Flaschen, nasse Zigarettenfilter mit verwischten roten Halbkreisen, schrumpelige Häutchen wie Wurstpellen, in denen etwas Trübes schwappt, hier und da Konfetti und eine glitzernde Haarspange. Die Flyer der Clubs, die die Anreißer verteilen; würde Muriel all die Ausrufezeichen auf den Zetteln einsammeln, die kostenlosen Eintritt und ein erstes Freigetränk in die Nacht schreien, sie hätte genug Ausrufezeichen zusammen, um den Rest ihres Lebens nie wieder eines selbst schreiben zu

müssen. Und von den Freigetränken wäre sie sicher ein halbes Leben lang betrunken. Aber Muriel trinkt nicht, nie.

Kurz bevor sie rechts abbiegt in die Straße, in der Erich wohnt, bückt sie sich plötzlich und hebt einen der Flyer auf, die Bar heißt Menschengarten und ist nicht weit von Muriels Wohnung entfernt. Der Flyer verspricht Punkmusik und einen Kümmel gratis, und eine Meerjungfrau ist darauf gedruckt; sie trägt einen vornehm gewirbelten Oberlippenbart über einem breiten Kussmund, ihre Brust ist flach und ihre Schwanzflosse schillert in Regenbogenfarben, der Schoß unsichtbar, geschlechtslos. Sie zwinkert. Muriel stopft den Flyer in ihren Anorak, stapft hastig weiter, bloß nicht zu spät kommen, wer weiß, was das für ein Typ ist: Der letzte Herzinfarktpatient ist nach dem Infarkt zu Hause fast an Langeweile gestorben, in seiner Glaskastenloftwohnung in Eppendorf eingesperrt wie ein müder Goldfisch in einem viel zu großen Aquarium, und hat sie sofort beim Chef angeschwärzt, wenn sie Minuten zu spät kam. Sie klingelt.

Er setzt einen neuen Kaffee auf, als die Klingel schrillt; ziemlich blechern ist sie und alt, und manchmal bleibt das Klingeln ganz aus, der Besitzer des Hauses kümmert sich nicht mehr, er will sie alle am liebsten auf die Straße setzen und das Gebäude luxussanieren, Hafenlage ist begehrt. Selbst Erich bekommt mehrmals im Jahr diese Briefe, die höflich formulierte Drohbriefe sind. Er bekommt sie, der seit vierzig Jahren hier wohnt, seine Wohnung gut in Schuss hält und auch mit seinen 67 noch selbst das Treppenhaus wischt, die Heroinsüchtigen von der Eingangstreppe scheucht und die vergessenen Spritzen vorsichtig einsammelt, damit die Hunde des Viertels nicht hineintreten.

Das neue Mädchen kommt die Treppe hochgepoltert, sie guckt auf Erichs Küchenuhr und keucht entschuldigend: »Sorry, ich weiß, ich bin zu spät, ich bin Muriel, nächstes Mal bin ich pünktlich.«

Erich lacht und sagt: »Ich bin Erich und ich habe Zeit«, und drückt ihr einen Becher mit Kaffee in die Hand.

Muriel wirft ihm einen überraschten Blick zu und sagt zögernd: »Ich glaube, Sie sollen keinen Kaffee trinken«, und er antwortet listig: »Und ich glaube, du solltest nicht zu spät kommen.« Dabei schiebt er ihr einen Küchenhocker zu und zündet sich die erste Zigarette des Morgens an. Muriel schluckt, überlegt, guckt die Zigarette an, setzt sich. Malt kleine Kreise mit den Fingern auf die Plastiktischplatte. Fragt schließlich, als Erich keine Anstalten macht, sie in ihre Aufgaben einzuweisen, und ruhig

vor sich hin pafft: »Kann ich auch eine haben?« Erich grinst breit und beginnt, die Zigarette im Mundwinkel hängend, für Muriel zu drehen.

»Bei den Socken kannst du mir helfen«, sagt er später, während Muriel die Brötchen aufschneidet, die sie mitgebracht hat, und sie mit Lachs und Zwiebelringen und Meerrettich belegt. Den Lachs hat sie ausgesucht, weil er angeblich gut fürs Herz ist und der Pflegedienstleiter ihr gestern nur ein »Herzinfarkt, geh ihm halt ein bisschen zur Hand hier und da« zugeworfen hat, als sie nach ihrem neuen Patienten gefragt hat.

»An die Füße komm' ich nicht mehr so gut ran, die sind so weit unten. Irgendwie viel weiter unten, als ich sie in Erinnerung hatte«, Erich gluckst vergnügt über den eigenen Scherz.

Muriel nickt: »Okay«. Sie wischt sich einmal die Hände an den Jeans ab, folgt Erich ins Schlafzimmer. Und bleibt entgeistert im Eingang stehen.

Erich sitzt auf dem Bett, die eine Matratze auf dem Boden ist, »Futon!«, Erich klopft einladend darauf, »Schön hart«. Aber das ist es nicht, woran Muriels Blick sich festsaugt wie eine Napfschnecke an einem Stein. Es ist die andere Raumhälfte.

Sie steht vor einem Gestänge aus dicken Bambusrohren. Die Rohre reichen bis unter die Decke, sie folgt ihnen mit sich weitenden Augen, dort sind sie mit Schrauben fixiert, und zwischen den Rohren und Schrauben hängen große und kleine Metallringe. Das ganze Schlafzimmer ist mit geflochtenen Matten ausgelegt. An der Wand über Erichs Bett hängt eine ungerahmte Schwarz-Weiß-Fotografie. Sie zeigt den geöffneten Schoß einer Frau, aus der Blumen sprießen, als sei die Frau eine Vase aus Fleisch. Die Frau hängt gefesselt von einer Zimmerdecke. Neben der Fotografie steht eine Truhe aus Holz. Muriel guckt genauer hin, etwas lugt über den Rand der Truhe. Es ist ein Stück Seil.

Erich folgt ihren Augen und grinst breit, als er sie größer werden sieht beim Anblick seines Gestänges, der Fotografie, der Seilkiste. Er schätzt das Mädchen auf etwas über 20; sie kann keine Jungfrau sein. Manchmal hat er das Gefühl, dass die Jungen heute verklemmter sind, als seine Generation das war; und das, obwohl es im Internet nichts gibt, was es nicht gibt, jede Erotik ist auserzählt, jeder geheime Fetisch öffentlich ausgestellt und zum Download angeboten.

Statt aber einen Schritt rückwärts zu machen wie das letzte Mädchen vom Pflegedienst beim ersten Besuch, guckt sich diese hier alles ganz in

Ruhe an. Sie sieht eigentlich nicht beunruhigt aus, stellt Erich fest, eher neugierig, auf eine wissenschaftliche Art.

»Was ist das alles?«, fragt sie endlich.

Erich erklärt, und Muriel hört zu und fragt weiter, wenn er aufhört. Dass er *Bakushi* ist. Was das denn sei. Jemand, der *Shibari* praktiziere. Was *das* nun sei. Japanische Fesselkunst, erotisch, er habe das in den 80ern gelernt von einem Meister in Japan. Seitdem verdiene er sein Geld damit, er fessele jeden, Männer und Frauen und auch die zwischen den Geschlechtern, sein Nachbar sei Transvestit und trete in einer der Shows in der Großen Freiheit auf an Samstagen, zur Entspannung ließe der sich gern an Sonntagen mal fesseln, er käme dann vorbei auf einen Kaffee und ein bisschen Bondage, und dafür passe er auf Erichs Balkonpflanzen auf, wenn er einmal im Jahr zum Urlaubmachen in den Süden fliege.

Aha. Bondage. Muriel nickt, das Wort kennt sie, von den Flyern, die auf dem Kiezboden kleben, und von den Schaufenstern der Erotikshops.

»Die werden immer weniger«, beklagt sich Erich. »Jedes Jahr schließen drei oder vier, stattdessen Würstchenbuden für die Touris und Nippesläden mit so aufblasbaren Riesenpenissen, die die Leute sich dann auf den Kopf setzen, bevor sie vor die Kneipen pissen und dann kotzen.«

Muriel hat angefangen, Erich Socken überzuziehen. Sie sind grün und haben schon lichte Fersen, und während Muriel sie gedankenverloren über Erichs Füße rollt, die erstaunlich klein und weich sind, kommt ihr eine Idee.

Als sie ins Viertel gekommen ist, hat sie sich zum ersten Mal zu Hause gefühlt, frei und angekommen: St.Pauli ist für sie eine Stadt in der Stadt. Hamburg ist streng, Hamburg ist reich und arbeitsam und hat gläserne Fassaden, hinter denen bis spät in die Nacht gut angezogene Menschen an Computern sitzen; auf St. Pauli gibt es auch Glas, aber das liegt splittrig auf dem Gehweg und glimmert spitz in der Morgensonne, wenn sie zur Schicht rennt, und wenn das Licht sich in einem bestimmten Winkel bricht und Muriel Glück hat, wirft es ein farbiges Prisma auf den Boden, der meist regennass ist.

Weil Muriel hier lebt, muss sie sich nicht erklären. Die meisten sehen in ihrem Desinteresse an Sex eine Abgeklärtheit, die ihr Wohnort zu bestätigen scheint; auf St. Pauli ist alles erlaubt, hier kann man alles sehen, alles fühlen, natürlich, so denken die anderen, kann einem da schon mal die Lust daran abhandenkommen, über Sex zu reden, vielleicht sogar die Lust im Allgemeinen. St. Pauli ist noch immer so übersexualisiert, dass es auch für

Muriel reicht, es reicht dicke. Muriel braucht kein einziges sexuelles Gefühl in diesem Viertel, das erledigt der Kiez für sie, die Stripschuppen, die ihr rotes Licht in jede Nacht pumpen von Montag bis Sonntag, die glänzenden goldenen Dildos in den Auslagen, die Frauen in der Davidstraße, die von September bis März Daunenjacken tragen müssen, um in ihren dünnen Leggings nicht zu erfrieren und die Pfefferspray in kleinen Täschen unter den Jacken tragen. Die operierten Spanierinnen in der Schmuckstraße, die gurren, wenn man vorbeigeht, sie gurren, dass ihnen die noch immer ausgeprägten Kehlköpfe die gepuderten Kehlen hochhüpfen.

»Würdest du mich mal fesseln?«, fragt Muriel Erich, sie geht zum Du über, so eine Frage kann man nicht förmlich stellen.

Erich sieht sie prüfend an. Er durchschaut mich, denkt Muriel; aber Erich sagt nur: »Eigentlich darf ich nicht«, und zeigt mit dem Daumen auf die Herzgegend.

»Oh.« Muriel versucht, nicht enttäuscht zu klingen.

Sex fehlt ihr nicht, aber Nähe, das schon: Körper, die sich einander zuwenden, ohne dass gleich das passieren muss, was man ihr an allen Ecken entgegenschreit, selbst tonlos im Internet, wenn wieder eines dieser Fenster mit viel Hautfarbe aufpoppt. Sie weiß nicht, wann jemand sie zuletzt berührt hat – ihre Mitbewohnerin ausgeschlossen, die sie zur Begrüßung umarmt.

Erich sieht, wie Muriels Kopf ein bisschen tiefer sackt, er wundert sich, er gibt nach.

»Gut«, sagt er, »Komm schon, du Fliegengewicht. Dich schaffe ich noch.« Er unterdrückt ein Stöhnen, als er vom Bett aufsteht, er streckt sich und zieht einige Hanfseile aus der Truhe, die er Muriel in die Hand legt.

»Ich will aber nicht mit dir schlafen«, stellt sie klar und streicht über die Seile, die viel rauer sind, als sie es sich vorgestellt hat; »Und ich ziehe mich auch nicht aus, so wie die da«, Muriel deutet auf die Fotografie an der Wand.

»Keine Sorge«, um Erichs Augen brechen sich Lachfalten. »*Dafür* bin ich sowieso nicht fit genug.«

Als Muriel zehn Minuten später an Hand- und Fußgelenken an Erichs Zimmerdecke schaukelt, fühlt sie sich so leicht wie schon lange nicht; sie fühlt nichts als Entspannung, ihr Gewicht wird getragen, es ist, als trügen die Bambusrohre und Ringe die Schwere mit, die nicht körperlich ist, Muriel lacht, sie spannt die Muskeln an, wie Erich es ihr gezeigt hat, damit

die Seile ihr nicht wehtun, sie lässt den Kopf nach hinten fallen und lacht Erich von unten an, und nachdem sie wieder Boden unter den Füßen hat und die Lachsbrötchen gegessen sind, fragt sie Erich, ob sie beim nächsten Mal nochmal darf.

»Klar«, sagt Erich, »Irgendwie muss ich ja in Übung bleiben.«

Sie schütteln sich zum Abschied die Hand.

»Aber nächstes Mal keinen Lachs, bitte«, schickt er ihr an der Tür hinterher. »Ich hasse Lachs.«

»Was dann?«, fragt Muriel.

»Frikadellenbrot«, sagt Erich, »Und komm mir jetzt ja nicht mit meinem Herzen«, und Muriel verspricht es und spurtet die Treppen hinunter, ihr eigenes Herz flattert gegen ihren Brustkorb, dass es sich beinahe anfühlt wie ein Schluckauf.

Auf dem Heimweg folgt sie einem Impuls, lässt die Reeperbahn im Rücken und läuft zum Hafen, zielstrebig und ohne zu schlendern, wie die Touristen es neben und hinter ihr tun, sie läuft zügig bis zu einem unauffälligen Laden mit blau gestrichener Tür hinter dem Fischmarkt und betritt Pedersens Aquaristik & Angelbedarf. Wenig später steht sie vor der Ladentür, eine durchsichtige Tüte in der Hand, die oben zugebunden ist; darin schwimmen zwei rote Fische mit großfächerigen türkisen Flossen, die an manchen Stellen ausgefranst aussehen; die Vorderflosse des einen Fisches hängt wie in Fetzen herunter. Muriel versucht, die Tüte gerade zu halten, während sie über den Kiez geht; St. Paulis Lichter streifen die Tüte und die Fischaugen, und wo Fischmesser über Fischteller kratzen, beschleunigt Muriel umsichtig ihre Schritte.

Zu Hause gießt sie die Fische in eine große Glasschüssel; ein richtiges Aquarium will sie morgen besorgen, nach der Schicht, eine Nacht wird es wohl so klappen. Die beiden siamesischen Kampffische, das hat das Schild bei Pedersen verraten, bleiben erst einmal wie betäubt im Wasser stehen und wedeln unschlüssig mit den prächtigen Flossen. Muriel steht eine Weile davor und beobachtet ihre neuen Mitbewohner; dann merkt sie, wie müde sie ist. Sie pellt sich den Pullover vom Körper und sieht die Abdrücke von Erichs Seilen auf ihren Handgelenken; sie fasst vorsichtig darauf und fährt das Muster nach. Muriel schläft tief bis zum Abend.

Auf der Dachterrasse gegenüber wird es hell, Muriel wacht davon auf; sie richtet sich im Bett auf und strubbelt sich durch die Haare. Die Fische!

Ob es ihnen gut geht? Sie hat vergessen, Futter zu kaufen, auch das muss sie morgen unbedingt besorgen.

Ohne Licht anzuknipsen, guckt sie zum Glasbehälter auf ihrem Schreibtisch. Erst beim zweiten Hinsehen findet sie die Fische: Sie stehen beide dicht an der Oberfläche und drehen dort unruhig Kreise. Muriel steht auf und späht in das Glas. Die Fische schwimmen unter einer Schicht, die aussieht wie dichter Schaum. Sie wirken sehr beschäftigt. Muriel fällt ein, was Pedersen erklärt hat: Dass siamesische Kampffische Schaumnester bauen, wenn sie sich vermehren wollen. Dort legen sie ihre Eier ab und bewachen dann das Nest, bis die Jungen schlüpfen. Muriel klopft einmal sanft gegen das Glas und öffnet das Fenster.

Auf der Dachterrasse steht das Pärchen, sie halten wieder langstielige Gläser in der Hand; Muriel hört leise Jazzmusik von drüben aus der Wohnung dringen. Die Frau bemerkt Muriel, sie knufft ihren Mann in die Seite und zeigt auf Muriels Fenster. Die Luft ist schön, sie will nicht vom Fenster verschwinden; während Muriel überlegt, ob sie das Fenster schnell schließen und sich wieder ins Bett legen soll, heben die beiden auf der anderen Seite die freien Hände und winken.

Muriel blickt auf die Fische, die jetzt ruhiger und sehr regelmäßig ihre Kreise unter dem Schaumnest ziehen.

Sie hebt die Hand und winkt zurück.

Ronya Othmann

mit schweren gardinen hast du die fenster
verhangen. es ist immer eine möwe die das
ende des wassers ankündigt. du aber, bist
eingesponnen in andere netze. in die konturen
dieser tage, das an und abschwellende licht. im
kalender einen strich. es leuchtet auf. jemand hat
dir geschrieben. wer hier spricht trägt die
definitions-macht nicht lange, wie nerz aber auch
immer wie eine krone und die seidenstrümpfe dazu
sind nur dekoration. den übergang zu den vororten.
da streifst du nur zufällig. du suchst nichts und alles
zieht sich, entlang der sbahnlinie, der weg zur arbeit, was
hast du zurückgelegt. und bist trotzdem hier einkokoniert
in diesem raum, im weiten kleid, das deine müdigkeit definiert,
und das einsickern des wassers in den sand. es regnet. und die
nachbarn haben gar nichts gesehen und du das eine mal
zu viel, und du siehst es immer noch an diesen geweißelten
wänden, an den innenwänden deines blickes, an den
innersten innenwänden deiner augäpfel siehst du noch.
den grüspan streu ihn aus, an den grenzen dieses landes
und an denen deines körpers. es regnet doch nur.

ab und an zuckert es und du zuckst zurück,
reckst kurz zu. niemand prognostiziert einen
namen. dem du nicht hörig bist, passgenau
dem zungenschlag nach, dieser behörde. und
nicht, wie dein vater dich nannte. genannt haben
dich viele. und viel mehr ist nicht übrig davon, als
eine haarlocke. dreimal hat man dich gerufen, auf die
verformung hin. wie dieser lösstoff im tee, der den zucker
knapp verfehlt. *dein süßer name*, psalmieren, im park dann
tauwetter, eine begrünung finden, für dieses ausgestreute salz.
das war dir neu, begrünungen sucht man doch immer.
zum tee warst du zu spät, aber ganz eingedeutscht
schon, in diesem andauernden regen, rief man dich zuhause.

es strahlt ab wie eine wärme, von dieser wange aus. steht
ein gesicht meinem entgegen. ich aber traue nur geschlossenen
lidern. als ginge ich eine lichtabweisende straße, in der mitte.
mein unbehaustes gehen trage ich zu tale. verschnürt es mir
gegen den wind den mantel, frage ich nicht lange. hier lauern
ganz andere tiere. in dieser abglut des körpers von atem zu atmen.
was ich zerrede, steht mir nicht zu. zur ortszeit dann, strotzt sich
sicht. scheint doch schneit nicht. ich schnitt, nein schnitt mich.

I

bis zum ende der straße habe ich gewartet. das
grün war kaum auszuhalten. der frau vom amt erzähle
ich, ich bin noch jung, aber meine hände sind rau. sie trägt
deine brille und deine schuhe. das gold in meinen händen lockt
dich nicht auch nicht der tee, all der zucker. wovon soll man
sprechen, wenn man nackt ist. wohin erstreckt sich diese stadt.
nachts streue ich fische aus. ich sage mir, eine katze wird sich
schon finden, eine, die mir folgt nach hause.

II

jeden montag schiebe ich salz durch die straßen. ich habe genug
geschaufelt. sieh dir das an, meine hände sind rot. streugut, eine
spur für füße, für augen. an meinen schuhen haftet der januar wie
eine weiße kruste. er folgt mir in die wärmestuben. ich will
etwas kristallines sagen. aber das kratzen der schaufeln, das knarzen
in den schritten wie schotter, der bricht. dunst, als ob ich atmete. ich
kippe auf dem heimweg, spätnachts. dass ich nicht rutsche, dafür
ich gesorgt. habe

III

was übrig bleibt, wenn man das fell gegen den strich
bürstet: ich ordne die plastiktüten der größe nach, schiebe
den karren. ich warte an still gelegten bahnhöfen. meine
katze ist in ein anderes haus gezogen. ich bin zu müde, um zu
kontrastieren. mir fällt nichts ein, außer –, dein geschorenes
haar finde ich an allen knotenpunkten, ausfallstraßen, nahverkehrsadern
es ist die falsche fährte. die karten beschreiben den weg zur wassertränke.
mir fehlen die kamele, um zu bestreiten, dass –. ich hebe mich auf und
bespreche mit der kommunalen landschaftspflege. hier gibt es nichts
zurechtzuschneiden, wegzufegen in den rinnstein, kopfstein,
asphaltierstein.
sie hat sich zurechtgelegt einen schleichweg, meine treulose katze, durch
park und weiter. ich sehe nicht durch. meine flüche habe ich den
restlos aufgebraucht.

**Gehe fluchtartig
geradeaus und versuche,
meine Gesichtsmuskeln
zu entspannen**

Cornelia Manikowsky

Abend im Sommer

Sie erinnerte sich nicht mehr, warum sie losgegangen war, was sie dazu veranlasst hatte, aus dem Haus zu gehen, es hatte keinen bestimmten Grund gegeben, sie hatte nur durch die Stadt gehen wollen, ein Abendspaziergang, Stimmen und Musik aus geöffneten Fenstern, Fahrgeräusche gelegentlich vorüberfahrender Wagen, das Klacken der Absätze auf dem Asphalt. Mera hatte die Geräusche bereits im Körper, das Gefühl des Gehens bereits in den Beinen gespürt, als sie noch am Schreibtisch gesessen hatte, am Nachmittag und am frühen Abend, hatte an die vom Asphalt zurückstrahlende warme Luft, den leichten Wind beim Überqueren einer Straße und den kühlen Schauer auf ihrer Haut gedacht. In ihren Ohren die Stimmen anderer Passanten, das Verhallen der Worte in den Nebenstraßen und das Knirschen des Sandes auf den Gehwegplatten; das Näherkommen, Vorübergehen und Verschwinden. Sie würde durch die Straßen gehen, ein vorüberfahrender Wagen, die erst lauter und dann leiser werdende Musik, schwarze Schuhe, ein dünnes Sommerkleid, der Spiegel eines Schaufensters; Schritte, die sich beim Überholen verlangsamten, Blicke zu den Seiten, bis wieder nur das eigene Gehen, das Klacken und Schaben, die mal schneller und mal langsamer werdenden Schritte auf dem Pflaster zu hören sein würden, sie sich selbst durch die Straßen gehen hörte, die Stille und die Wärme und den Sommer spürte, vor einem Schaufenster stehen blieb oder in eine Toreinfahrt hineinsah, eintauchte in Straßen und Häuser, Grünanlagen und Plätze, die Konturen verschwanden, zerflossen, sie die Zeit vergaß, die Stadt, das Gehen und die eigenen Schritte – wenn sie nur nicht bereits beim Hinuntersteigen der Treppe festgestellt hätte, dass sie zu lange gezögert hatte, dass sie den Moment des Aufbruchs zu lange hinausgezogen hatte, dass es zu spät geworden war, um ziellos und schlendernd aufzubrechen, zu

spät um loszugehen, ohne an den Rückweg, die Dunkelheit, die menschenleeren Straßen zu denken, und wenn sie dann nicht doch aufgebrochen wäre, die Gedanken und die Uhrzeit beiseite geschoben hätte, bis die Schritte schnell und heftig, ein Stakkato aufeinander folgenden Aufstampfens und Tretens, ein Marschieren und Hacken und Stampfen geworden waren und sie hastig und schnell durch die Stadt gegangen war, die Beine in eckigen und harten Schritten voreinander gesetzt hatte, so dass alle anderen Geräusche verschwanden und nichts mehr zu hören war als die Demonstration des eigenen Gehens durch die leeren Straßen der Stadt. Sie vergaß, die Umgebung aufzunehmen, die weiche Luft, die von den Gebäuden abstrahlende Wärme, vergaß, die Passanten als Einzelne wahrzunehmen, sie mit Blicken zu streifen oder anzusehen, die Gedanken vielleicht einen Moment den Schritten eines Passanten folgen zu lassen, sich treiben, ziehen zu lassen, vielleicht auch einzelne Straßen hinterher zu gehen, sich anzuhängen, um schließlich geradeaus weiterzugehen, an Hofeingang, Haustür oder Querstraße vorbeizugehen, in denen sie die leiser werdenden Schritte noch hörte, so dass sie also stattdessen beschlossen hatte, noch schnell in ein lange geöffnetes Café zu gehen, den Platz, auf dem das Café lag, und das Café selbst zu ihrem Ziel machte, mit zügigen Schritten weiterging, Straßen überquerte und Grünanlagen mied, bis die Straße sich öffnete, sie auf den Platz kam, sich sofort setzen und in der Gesellschaft der Sitzenden verschwinden wollte und gleichzeitig das Zögern in ihrem Körper spürte, vor den Stimmen und dem Lachen zurückschreckte und umso langsamer wurde, je näher sie herankam, nicht eindringen mochte in die feste Gruppe der Cafébesucher, die bereits saßen und von ihren Plätzen aus jeden ihrer Schritte beobachteten oder beobachten konnten, so dass sie einen Moment versucht gewesen war, vorüberzugehen, das noch in ihrem Körper befindliche Tempo wiederaufzunehmen und ihre Schritte vorbeizulenken, als läge der Platz nur zufällig auf ihrem Weg, als käme sie nur zufällig hier vorbei, dann aber doch mit gebremsten Bewegungen auf die Tische zusteuerte, mit den Augen nach einem freien Platz Ausschau hielt, fürchtete, sich als Einzelne zu einer der lachenden Gruppen zu setzen, und schließlich das Ende eines langen Tisches entdeckte; gut zwei Meter Raum zwischen ihr und dem Paar an der gegenüberliegenden Seite des Tisches:

... sie hat sie immer wieder nass gemacht, mit Wasser oder mit Spucke, hat einen dicken Tropfen Spucke in den Handteller getan und sie darin hin-

und hergedreht, oder sie hat sie abgeleckt, vorsichtig zwischen Daumen und Zeigefinger geklemmt und dann mit der Zunge abgeleckt, um sie schließlich ganz in den Mund zu stecken und abzulutschen damit sie wieder glatt wurde, glänzte, wie neugepellt aussah, wie am Vormittag, als sie eine ganze Schüssel voller Knoblauch geschält hatten und sie mit ihren kleinen Kinderhänden geholfen hatte, die feine Haut abzuziehen ... Mera lenkte ihr Ohr auf andere Geräusche, versuchte, sich abzuwenden, wegzudrehen von dieser harten und lauten Frauenstimme am anderen Ende des Tisches, lauschte den Schritten nach, dem Klacken und Knirschen und Klappern, Ledersohlen auf einem sandigen Weg überlagert von zwei Stühlen, die über den Boden gezogen wurden und deren lose Sitzflächen im Takt der Pflastersteine auf die Metallgestelle schlugen, bis sie mit einer schwungvollen Bewegung zum Tisch gedreht wurden, zwei Personen sich fast gleichzeitig auf die Stühle fallen ließen, im Ausatmen und Fallenlassen ein lautes ah oder oh oder endlich von sich gaben, dann schwiegen und man unter den Gesprächen der Cafébesucher und dem Klappern des Geschirres im Inneren der Bar endlich das gedämpfte Klirren der im Wind gegeneinander schlagenden Blätter der Pappeln hören konnte. Sie betrachtete die anderen Gäste des Cafés, den Platz und die Serviererin, beobachtete, wie sich die Serviererin die Haare in der Spiegelung der Scheibe ordnete, wanderte mit den Augen weiter, auf den Boden. Etwas Blaues leuchtete unter einem der Nachbartische herüber: Ein Ball, ein kleiner blauer Ball, vielleicht ein Flummi, ein Kind musste ihn verloren oder vergessen haben. Eine Windböe fuhr in die Plastikabdeckung des Baugerüsts auf der anderen Seite des Platzes, blähte die Plane zu einem sackartigen Gebilde auf und ließ sie sogleich wieder in sich zusammenfallen und gegen das Gerüst schlagen, so dass die Gespräche für einen Moment verstummten, sich die Gesichter in Richtung der Baustelle drehten, während die Hände reflexartig über die plötzlich aufgetretene Gänsehaut auf den Oberarmen fuhren, als der Wind schon wieder nachgelassen hatte und ein, zwei Sekunden Stille hinterließ, während derer ihre Augen den Mann am anderen Ende des Tisches ansahen, die dunklen Haare und die dunklen Augenbrauen, die sie direkt vor sich gesehen hatte, als sie sich hingesezt hatte und der Körper langsam ruhiger geworden war.

Das Café war gut besucht. Paare und Gruppen, doch kaum eine Einzelperson, sie betrachtete das Paar am Nebentisch und das Paar ihr gegenüber, den Mann mit den dunklen Haaren, der jetzt auf den Tisch sah,

und die unablässig sprechende Frau, deren knochige Hände im Rhythmus des Sprechens auf den Tisch schlugen, auf dem sie mit Geldbeutel, Schlüsselbund und Handy einen Bereich abgezirkelt hatte. Es war immer noch warm, fast heiß, die Hitze steckte noch in den Wänden der Häuser, steckte noch in den Körpern der späten Cafébesucher, ließ sie sich träge bewegen und verlangsamt sprechen, wenn der Wind jetzt auch regelmäßig über den Platz strich, frische Luft und Abkühlung mit sich brachte. Mera griff nach ihrem Glas, schob die Beine vorsichtig unter den Tisch, plötzlich froh, doch noch losgegangen zu sein, tauchte ein in die Geborgenheit der Cafébesucher, verschwand in der Menge der Sitzenden. Sie erinnerte sich des Kinderballes unter dem Nachbartisch, wollte sich zur Seite beugen, mit dem Oberkörper unter dem Tisch verschwinden, jemand lachte auf, Mera vergaß den Ball, lauschte auf das laute und schrille Lachen, der Ursprung der Stimme war nicht zu orten, verschwand. Sie hatten ihr den falschen Wein gebracht, weißen statt roten, der Kellner war an einem der Nebentische beschäftigt, sie sah sich nach der Serviererin um, sah die leicht vorgeschobenen Hüften auf der oberen Treppenstufe zum Eingang der Bar, den in den Türrahmen gelehnten Rücken, vergaß den Wein, trank weißen statt roten, die Hüften schoben sich noch ein wenig vor, unterstrichen die Vorrangstellung des rechten Beines, stellten es noch mehr vor oder aus und ließen sich langsam nach oben tasten, den zurückgelehnten Oberkörper finden, das in der Schwebe gehaltene Lächeln und den Rauch der Zigarette, die sie in der rechten Hand hielt, jedoch nicht zum Mund führte, so dass der Rauch senkrecht und in kurzen Windungen neben dem Körper emporstieg, während sie auf die Gäste sah, ohne auf die ungeduldigen Blicke zu reagieren, bis sich der Ausdruck ihrer Augen veränderte, die Hand mit der Zigarette zum Mund fuhr, sich der ganze Körper anspannte und straffte, im Ziehen an der Zigarette ein leichtes Lächeln über ihr Gesicht zog, sie gleichzeitig die Brust vorschob, die Anordnung erneut veränderte, in das Bild eingriff, die Augen der Cafébesucher streifte, den Kellner ansah und einen kurzen Moment lang die Verbindung zwischen den Augen der Serviererin und dem auf den Eingang der Bar gerichteten Blick des Kellners deutlich wurde, während der Körper umso stärker hinter dem Rauch der zur Seite gehaltenen Zigarette hervortrat, als eine Stimme neben Mera ein Pils und eine Cola sagte, der Kellner den Oberkörper wegdrehte, die Bestellung auf einen Block schrieb und Mera aus den Augenwinkeln bemerkte, wie die

Serviererin die Zigarette auf dem Treppenabsatz zertrat, sich umdrehte, im Inneren der Bar verschwand und das Bild zerriss.

Mera lehnte sich zurück, streckte Arme und Oberkörper, zog den Nachbarstuhl zu sich heran, legte einen Arm auf die Lehne, versuchte, das Bild wieder zusammenzusetzen, versetzte Serviererin und Kellner an den Tresen, sah Hände, die über den Schultern des anderen nach Gläsern oder Tellern griffen, Arme, die sich im Vorübergehen um eine Taille legten, einen Kopf an der Schulter des anderen, ließ sich durch die Geräusche des Cafés, das Klacken der Schritte und das laute Geräusch der Espressomaschine weiterräumen, das Tänzeln zwischen Tresen und Gästen, zwischen Küche und Kasse, einander berührender Hände und Augen. Die Plane schlug erneut gegen das Gerüst, sie strich sich das Haar aus dem Gesicht und erinnerte sich an den Mann am gegenüberliegenden Ende des Tisches, erinnerte sich an den Blick, den sie aufgefangen hatte, nachdem sie sich hingesetzt hatte, tastete sich über Tisch und Oberkörper voran und spürte die harte Frauenstimme im selben Moment wieder in sich eindringen, ihre Gedanken ergreifen, als könne sie die Grenze ihres Körpers außer Acht lassen, sich in jede Pore ihres Körpers bohren. Sie richtete sich auf, spürte den Schwung noch in ihren Gliedern, als ihre Augen schon in die Augen ihres Gegenübers fielen und während die großen knöchigen Hände bereits in regelmäßigen Abständen auf den Tisch schlugen, Absätze und Ausrufe markierten, ihr Gehör zerteilten, ihren Kopf und Körper durchschnitten. Der Ball, sie wollte schnell den Ball fixieren, nach dem Ball greifen, ihn in die Hand nehmen, spürte bereits die glatte Oberfläche, das feste und doch elastische Material –, sie wurde überrannt, hörte nur noch Blut und Schleim und Knoblauch, bis zu den Achselhöhlen, auf dem T-Shirt, der Hose, auf Kinn und Wangen und in den Haaren – weil sie es hatte umarmen müssen! Weil sie den glatten Körper des Tieres zwischen die Arme hatte nehmen müssen! Die kleinen Kinderarme weit in den Körper des Tieres hatte hineinstrecken müssen, um es von allen Seiten zu erreichen, die Innenseite der Beine, den Brustkorb, die Rippen, die einzelnen Wirbel, wenn es ihr auch wehgetan hatte, die glatte Oberfläche zu verletzen, Salz, Gewürze, Knoblauch, diese körnige Masse in die feste Oberfläche zu drücken, auf den klebrigen Leib aufzutragen, bis er sich ganz grob angefühlt hatte, sandig und schmutzig, und der Geruch nach Fleisch und Blut durch den Geruch des Knoblauchs überdeckt wurde.

Er hatte dunkle Augen und dunkle Haare und saß ruhig und konzentriert neben der Frau mit den knöchigen Händen, vielleicht auch steif und unbeweglich, erstarrt oder eingefroren, im Moment festgehalten, fixiert; Mera konnte die Augen nicht mehr abwenden, musste ihn unentwegt ansehen, wohin mit Hand und Arm, Weinglas und Oberkörper, die Bewegungen plötzlich ruckartig und zögernd zugleich; sie spürte den Körper weich und nachgiebig werden, eine grenzenlose Masse, aus der jemand die Knochen, das Gestell, das das Ganze gehalten hatte, herausgenommen haben musste, so dass sie sich an Stuhl und Tischplatte festhalten musste, die Finger fest in das Holz presste und doch keinen Halt fand, auf nichts Hartes oder Festes traf, gleichzeitig die schrille Stimme der Frau vernahm, das Durchdringende und Fordernde, das immer noch stärker wurde, obwohl es ihr längst nicht mehr steigerungsfähig schien, obwohl die Stimme längst hätte umkippen, sich überschlagen müssen in ein schrilles Schreien oder Kreischen ohne Worte und ohne Sinn – sie erinnerte sich erneut ihres Aufbruchs; der Widerhall der Schritte in ihrem Körper, warme Luft auf ihrer Haut – sie war durch die Stadt gegangen, das Bild zweier Augen hinter einer Windschutzscheibe, synchrone Griffe ins Haar, das Lachen, als sie den Wagen längst hinter sich gelassen hatte, doch das Gefühl des eigenen Haares noch zwischen den Fingern spürte. Die Frau hatte wieder zu sprechen begonnen, von einem Fest, von einer Terrasse und Lampions und einem großen Grillplatz, auf dem ein ganzes Schaf gegrillt wurde, die Stimme war schriller und schriller geworden. Und sie hatte das Lächeln und Herübersehen und den Griff in die Haare und nach dem Weinglas, all die kleinen Handbewegungen und Gesten, die ihr zur Verfügung standen, gegen diese Stimme setzen müssen, spürte die dunklen Augen auf ihrem Körper, spürte, wie sich die verschiedenen Ebenen in ihrem Kopf überschneiden und überkreuzten, wie die Gegenstände zwischen ihnen zusammenschrumpften, der Abstand schwand, so dass sie die plötzliche Schutzlosigkeit ihrer Körper bis in die letzten Glieder spürten, ein Gemisch aus Angst und Aufregtheit die Bewegungen wegtrug, die Körper ihre Steifheit verloren, sie nicht mehr zu lächeln oder zu lachen brauchten, sich einander entgegenstreckten, wenn die Frau nicht weiter gesprochen hätte, mit harter und abgehackter Stimme die Worte aneinandergereiht, aus sich herausgespuckt hätte, so dass der Tisch wieder auf seine eigentliche Größe zurückwuchs, Gläser und Aschenbecher wieder deutlich zu erkennen waren, ihre Oberkörper in die Lehnen zurückfielen,

der Arm sich wieder in den Schoß legte – sie hatte eine rundum glatte Zehe bekommen wollen, ohne Einschnitte und Verletzungen und ohne hastig abgeschnittene Spitze, die das Abziehen der feinen Häutchen erleichtert hätte, so dass sie ein Gemisch aus Spucke und Dreck und Knoblauch an den Händen hatte, das sie schnell an den Hosen abwischte, ehe sie die Zehen den anderen Gästen zeigte, sie vorsichtig mit den Fingern der Rundung der Außenseite und der Wölbung der Innenseite nachfahren ließ, ich –

Der Wind hatte wieder aufgelebt, hatte die Stimme aussetzen oder Mera aufmerken lassen, etwas hatte sich verändert, die Cafébesucher waren leiser geworden, Blätter trieben über den Platz, Servietten wirbelten hoch, der Wind war schärfer und nachhaltiger geworden, und Mera griff nach ihrer Jacke, registrierte das Grollen, das schon eine Weile hörbar gewesen sein musste, beobachtete die hastigen und gleichzeitig unsicheren Bewegungen um sie herum, die anderen Gäste, die rasch nach Gläsern und Geldbeuteln griffen, die Gespräche unterbrachen oder bewusst fortsetzten, die Stühle von den Tischen abrückten und doch sitzen blieben, die Körper hin- und hergerissen, teils aufmerksam, zum Aufstehen bereit und gleichzeitig sich jeder plötzlichen Bewegung, jeder Veränderung der eigenen Haltung widersetzend, formlos und muskellos, durch Lehen und Armstützen gehalten, unwillig, das abrupte Ende eines heißen Sommerabends hinzunehmen, die großen und schweren Regentropfen ernst zu nehmen, die ersehnte Erfrischung plötzlich ablehnend, unbeweglich, als erwarteten sie ein Zeichen, etwas, das sie unwiderruflich gezwungen hätte, ihre Sachen zusammenzusammeln, Glas und Teller, und vielleicht auch noch den eigenen Stuhl zu ergreifen und schnell in den Innenraum der Bar zu gehen. Der Kellner und die Serviererin standen in der Tür, sahen auf die Gäste und auf den Himmel, blickten in immer schnellerem Wechsel hin und her, obwohl der Himmel längst dunkel war, die Gäste keine Entscheidung fällten, als erneut ein Windstoß über den Platz fegte, die Plane aufblähte, so dass alle Gespräche verstummten, bis die Regentropfen herabprasselten, ein dichter Schauer niederging und mit einem Schlag sämtliche Gäste des Cafés hochstürzten, auf die schmale Eingangstür der Bar drängten, Oberkörper und Rücken gegeneinander stießen, jemand in einer heftigen Bewegung die Arme emporriss, endlich Regen! Abkühlung!, schrie, die anderen im Chor auflachten, Kellner und Serviererin und Cafébesucher gegen Tische und Stühle stoßend stolpernd in den Raum drängten und inmitten dieses Lachens und Schreiens und Kicherns die harte Stimme der Frau zu

vernehmen war und Mera sich selbst auf der Eingangstreppe wiederfand, den Rücken an den Türflügel gedrückt und in der Hand noch die Rundung des kleinen blauen Balles spürte, die feste und doch nachgiebige Oberfläche, über die ihre Finger gestrichen hatten, bevor sie sich an der Tür wiedergefunden und erneut begonnen hatte, an die Uhrzeit und den Rückweg zu denken. Der erste Wolkenbruch hatte sich über dem Platz entladen und sie war mit den anderen auf den Eingang der Bar zugestürzt, hatte den kleinen blauen Ball über die Steine rollen sehen, hatte sich gebückt und war mit jemandem zusammengestoßen, eine dunkle Gestalt direkt neben ihrer Schulter, eine Hand an ihrer Hand, so dass sie gemeinsam den Ball oder die Hände in die Höhe gehoben hatten, sich eng aneinandergedrückt aufgerichtet und auf die Treppe zugesprungen waren, bis die Muskeln sich gelöst hatten, der Ball zu Boden fiel und in schnellen, kurzen Sprüngen die Stufen hinabsprang und auf den Platz rollte, an einer vorstehenden Kante hängenblieb und mit einem kurzen Zittern zur Ruhe kam.

Mia Göhring

Flirren

Zwischen den Gehwegplatten sehe ich von allem mehr. Kippen und Taschentücher, Pommesreste, Brötchenstücke und Bäckertüten, Scherben und Taubenkacke.

Die meisten Mülltonnen werden auf den Bürgersteigen stehen gelassen. Ich lese das als Minimalprotest. Sie stehen da als Zeichen von Dringlichkeit. Eine tote Krähe hält einen Flügel ausgebreitet wie einen Fächer. Menschen, die mit Wasserschläuchen und Eimer voll mit Seifenwasser versuchen, die Flächen vor ihren Läden sauber zu halten. Die nassen Stellen trocknen in Sekundenschnelle. Ich denke an Menschen, die sich ihre Wege bahnen durch gigantische Müllkippen und durch den Unrat stapfen wie durch Schlacke, im Storchenschritt, mit angezogenen Knien.

Noch sehen die Straßen ordentlich aus und wäre der Geruch nicht, würde der Müll weniger auffallen. Die Straßen sind dreckiger, aber der Müll ist noch kein eigenes beherrschendes System geworden. Er liegt gut verteilt und häuft sich nur an den Stellen, an denen es vorgesehen ist: um Müllbehälter herum, an Altglascontainern, auf Mülldepots in den Hinterhöfen. Es sind kleine Veränderungen. Von Tag zu Tag.

In den Hinterhöfen sieht es schon anders aus. Hinter meinem Haus wächst täglich das Gebirge aus Säcken. Es hat viele Schichten und es werden mehr, blau, grün, gelb und schwarz, matt und glänzend. Die Biomülltonnen werden als Brutkästen von der Sonne aufgeheizt, darin Maden über Maden, und sobald ein Deckel angehoben wird, schwirrt ein Fliegenschwarm in Richtung des azurblauen Himmels.

In einer Einfahrt bleibe ich stehen und beobachte Kinder, die den Deckel jeder einzelnen Mülltonne im Hof öffnen. Sie sind zu viert. Das Mädchen filmt und zwei Jungen sehen zu, wie der Größte unter ihnen eine Hand in

die Tonne hält. Er zieht sie wieder heraus und hat etwas zwischen den Fingern. Er hält es triumphierend in die Kamera. Ich vermute eine Made. Heute Morgen habe ich einen Pfirsich gegessen, darin war auch eine Made. Mein Plan war zum Abendessen Reis zu kochen. Das lasse ich.

Die Hitze hält schon lange an. Im April hatte sie schlagartig eingesetzt. Der Winter hatte sich bis in den März ausgedehnt, die ersten Apriltage waren sein Abklingen. Es taute und genau drei Tage lang sah ich Frühblüher. Dann wurde es heiß.

Die Hitze verlangsamt alle Vorgänge. Sie verstärkt Eindrücke und trübt, macht appetitlos und gelangweilt. Sie provoziert Reizbarkeit und Feindseligkeit. Jetzt bin ich weder gereizt noch feindselig. Ich schlafe. Ich schlafe in Etappen. Nachts liege ich häufig wach, und wenn ich meine Zehen aneinander reibe, spüre ich Dreck zwischen ihnen. Ich zähle keine Minuten oder Stunden, das habe ich mir schon lange abgewöhnt. Auch auf die Uhr schaue ich nicht. Sobald es hell ist, stehe ich auf. An den unterschiedlichsten Orten, zu unterschiedlichsten Zeiten überfällt mich dann Tagesmüdigkeit. Mein Körper holt sich tagsüber, was er nachts nicht bekommt. Ich verwehre es nicht. Ich dämmere weg. Das Aufwachen aus diesem Tagesschlaf ist jedes Mal wie das Heraustreten aus einem Tunnel, in dem kaum Licht ist und die Luft steht. Erst fallen die Füße in die Lücken zwischen den Bahnschwellen, und sobald man sich an die Lücken gewöhnt hat, stolpert man über die Schwellen. Man fällt, so oder so. Ich wache also auf aus tunnelartigem Schlaf in einem Zustand, der für eine Weile dünnhäutig macht, und öffne die Augen. Die Sonne steht hoch. Nur zwanzig Seiten. Hundert ist mein Ziel bis zum Nachmittag. Das muss ich schaffen, auch wenn heute kein guter Tag ist.

Ich muss nach Hause. Allen, die mir entgegenkommen, weiche ich aus, bevor mir ausgewichen werden kann. Mittagssonnenlicht konkurriert mit der Beleuchtung hinter den Schaufenstern und Tageslicht verliert, selbst im Sommer. Ich bin nicht hungrig, aber der Kühlschrank ist leer und der Hunger kann kommen, sobald es dunkel wird. Trotz der Tropennächte. Ein voller Kühlschrank würde zeigen, dass ich warte und mich vorbereite, doch das tue ich nicht.

Die Fassaden werden heller und sandsteinfarben und die Geländer der Balkone, eben noch metallene Streben, werden zu Nachbildungen ionischer Säulen. Keine Balkontür, kein Fenster sind geöffnet. Diese Wohnungen sind klimatisiert. Es ist stiller hier als anderswo, es gibt kaum Verkehr. Die

Vorgärten sind eingezäunt und unbetreten, die Rasenflächen unnatürlich grün und Rosen blühen grell im Halbschatten der Gebäudemauern. Die Straße ist von Bäumen gesäumt, auf den Bürgersteigen blenden die Bänke, die weiß gestrichen sind, und die dunkelgrünen blenden nicht. In den Hauseingängen gibt es keine Klingelschilder, keine Hinweise auf die Namen der Bewohner, dafür hängen dort polierte Codeschlösser und darüber, in die Wände eingelassen kleine Kameralinsen. Die Leute sitzen nur auf den weißen Bänken, die dunkelgrünen sind zu heiß, den ganzen Tag haben sie die Sonne aufgesogen.

Es wird so kommen: Hier werden die größten Anstrengungen unternommen, die gleichzeitig am wenigsten sichtbar sein werden. Reinigungskolonnen, die nachts arbeiten, private Firmen, die von Privatleuten engagiert werden und den Müll zum Stadtrand bringen. Diese Straßen sind der Gradmesser. Beschönigt und gepflegt, aber alles, was hier sichtbar wird, kann nicht mehr verleugnet werden. Andere Teile der Stadt könnten da schon längst unter Müll begraben sein. Was anderswo in großem Ausmaß akzeptabel ist, ist es hier nicht mal im Kleinen.

Zwischen den Bänken sind Blumenrabatten angelegt und die Blumen sind nach Farbe geordnet gepflanzt. Von hell nach dunkel, bunte Flecken im Grau. Trotz der Hitze ist keine verwelkt, sie müssen täglich ausgetauscht werden, um so frisch zu bleiben. Vielleicht sollte ich mich beim Städtischen Gärtnerverband bewerben, nur zum Übergang. Die Jobs dort scheinen aussichtsreich zu sein. Ich hocke mich hin und berühre eine der Blumen. Dann noch eine und die nächsten zehn neben ihr. Sie sind nicht echt.

Jede Straße, die ich nehme, ist etwas schmaler als die vorige und außer einigen Blumenkästen mit verdorrten Geranien darin gibt es kaum noch Bepflanzung, nur zufällig Gewachsenes. Ich nähere mich der Peripherie. Der Weg bereitet davor vor. Es dauert etwa eine Stunde, bis ich das Gebäude erreiche, das die Viertel voneinander trennt. Der quadratische Bau, die Bezirksfeuerwehr, ist braun und großporig gemauert. Auf dem Vorplatz ist jetzt im Sommer ein Pavillon aufgebaut, unter dem die Feuerwehrleute ihre Pausenzeit rumkriegen.

Ich biege nach links, in meine Straße. In den Erdgeschossen befinden sich Ladenwohnungen und Imbisse, die mit Abbildungen von Pommes, Pizza, Schnitzeln und Hamburgern in intensiven Farben werben. Irgendwo dazwischen grinst das Portrait des vermeintlichen Inhabers, der einen überfüllten Teller in Richtung Straße hält. Am besten nie irgendwo

reingehen, wo mit Bildern von Essen geworben wird. Daran muss ich ständig denken, aber ich halte mich nie daran. Es gibt mehrere Zeitungs- und Tabakgeschäfte. Und Casinos. Ihre Außenwände sind beklebt mit Bildern von Vegas. Palmen, Springbrunnen und Frauen mit Ballonbrüsten, die starr lächeln. Egal, welcher von ihnen ich mich nähere, je näher ich komme, desto pixeliger wird ihre Haut, die von weiter weg makellos aussieht. 80er-Jahre-Look. Die letzte Casinofassade sticht heraus. Sie ist mit schwarzer Folie beklebt und wirkt deswegen eleganter, darauf Pik, Karo, Herz und Ass. Es folgt meine liebste Ladenreihung: ein Industriebäcker, mit dem immergleichen Sonderangebot, dann Haircut, Sonnenstudio BROWN, wobei das O eine Sonne mit Strahlen und Gesicht ist, Back&Snack und ein Bestattungsflorist, in dessen Schaufenster eine kleine Nachbildung von Pierrot in seinen wallenden Gewändern vor einem Strauß weißer Lilien schaukelt. Mein Haus schließt die Reihe. Unscheinbar, schäbig und auf eine verfälschte Art wirkt es mediterran, durch die Balkone zur Straße hin und den bröckeligen Stuck. Es steht fehl am Platz. Ein Überbleibsel aus einer anderen Ära, von der ich nicht sagen könnte, welche es gewesen sein soll. Vergangen und ohne Stolz in der Erinnerung. Kein Haus in dieser Straße ähnelt meinem. Das Haus gegenüber gleicht mehr einer überdimensionierten Garage oder einer Legebatterie als einem Mehrfamilienhaus. Fenster nicht größer als A3-Blätter, meint Ida dazu und sie hat recht. Mit den Fenstern haben wir Glück, große Fenster mit spröden Rahmen, alt und schön, aber zugig. Glück, das wir auch nicht vergessen, wenn wir auf das Haus gegenüber schauen und die zwei Alten beobachten, die alle paar Stunden die Straße überblicken, stangenweise Selbstgestopfte rauchen und sich von Guckloch zu Guckloch Gesprächsfetzen zuwerfen.

Am Ende der Straße steht das Ufo. Es leuchtet blauweiß und ist hereingebrochen zwischen die Häuserschlucht. Es stürzte leer auf den Asphalt und zufällig genau dorthin, wo noch Platz war. Dann lag es brach, bis es erst inspiziert und dann bevölkert wurde. Irgendjemand kam auf die Idee, darin eine Tankstelle zu eröffnen. Die Frau, die dort manchmal am Nachtschalter arbeitet, sie kann so beeindruckend lächeln, jetzt mal im Ernst, wie von einem anderen Stern, so selig, wenn sie durch die Scheibe auf den leeren Vorplatz schaut. Sie tut dann immer ein paar Sekunden so, als können sie einen nicht hören, und antwortet verspätet, wenn man seine Bestellung gerade nochmal wiederholen will, aber durch den Lautsprecher hört sie besser als alle, die draußen stehen. Hinter der Tankstelle kommt

nicht mehr viel. Die Straße führt nach einigen Kilometern zur Autobahn, die die Stadt umrundet. Es gibt noch die Brache, auf der an Sonntagen Schutt abgeladen wird. Immer mal wieder lebt da eine Familie. Ein Mann, eine Frau und vier Kinder habe ich bis jetzt gesehen. Sie durchsuchen den Müll und später, wenn es dämmt, schlagen sie ihr Zelt auf und machen ein Feuer aus den Holzresten, die sie finden. Ich würde gerne mal zu ihnen gehen, doch sie haben mich nicht darum gebeten. Außerdem glaube ich, sie schweigen fast immer, und mit Fremden zu schweigen ist eine Herausforderung, der ich mich nicht stellen will.

Vor der Haustür widerstrebt es mir reinzugehen. Der Schlüssel passt natürlich ins Schloss. Wenn doch etwas mal eben nicht eintreten würde und ich gezwungen wäre meine Runde nochmal abzulaufen, wieder und wieder, bis es dunkel geworden wäre und der Schlüssel wieder passen dürfte.

Drinne ist es kühler. Die eine Hälfte der Wohnung geht nach Norden, es scheint kaum direkte Sonne rein. Ich koche Kaffee. Auch hier riecht es süßlich, dabei ist das Fenster geschlossen. Ich lüfte nur nachts, dann stinkt der Müll im Hinterhof etwas weniger. Aber es hilft nichts, der Gestank hängt überall. Auf dem Küchentisch liegt ausgedruckt seit ein paar Tagen der Vortrag, den ich lesen wollte. »Zum Verhältnis von Historiografiegeschichte und Geschlecht«. Sogar den Bleistift habe ich schon daneben gelegt, zum Unterstreichen, zum Anmerken. Das kommt mir so unmöglich vor, ich muss das alles weglegen, auf den Schreibtisch, in die Schublade. In meinem Zimmer stapeln sich die Bücher, die noch zu lesen sind. Ich habe Angst zu verdummen, weil ich so in die Tage lebe, zumindest montags, dienstags, freitags und an den Wochenenden. Die stupide Arbeit im Supermarkt ist kein guter Ausgleich. Mit der Produktpalette an Fertiggerichten kenne ich mich allerdings bestens aus.

Bald kommt Ida. Ich denke endlich und meine es nicht richtig. Ich trinke den Kaffee ohne Milch, die ist schlecht. Ein Onkel von mir, der eine der vielen Brüder meiner Mutter, der, der ihr wie aus dem Gesicht geschnitten ist und dem ich deswegen wie aus dem Gesicht geschnitten bin, arbeitet bei der Stadtreinigung. Oder arbeitete dort, was er inzwischen macht, weiß ich nicht. Er war immer so alterslos. Er könnte inzwischen sechzig sein oder Ende sechzig oder erst vierzig. Auf die schlechteste Art verändert er sich nie. Den mal anzurufen und zu fragen, wie das alles weitergehen soll und was er den ganzen Tag so macht. Wenn er nicht sowieso schon im Ruhestand ist. In seiner kleinen Quadratwohnung mit dem Fliesentisch vor

dem Fernseher sitzt und alle paar Minuten in die Glasschale mit all den Süßigkeiten greift, die ich immer schon zum Kotzen fand. Schaummäuse und Schokoküsse und Mon Chéri und Überreste aus dem Coloradomix.

Da saß er nach Schichtende jeden Nachmittag und sah sich Berichte über Kriegsopfer in Afghanistan an und danach die Tour de France und vor seinem Fenster hätte eine Bombe einschlagen könne, er hätte genauso teilnahmslos rausgeschaut und die letzten Reste Schaummaus mit der Flüssigkeit im Mon Chéri runtergespült.

Leyla Bektaş

Güerita

Ich laufe Francisco Sosa hinunter, es ist früh am Morgen, rechts und links erstrahlen die kolonialen Fassaden in ihren Rosa-, Rot-, Blau- und Gelbtönen. Dicke, alte Bäume am Wegesrand, die Wurzeln bohren sich in den Gehsteig. Niemand kommt mir entgegen. Ein Platz mit einer niedrigen Kapelle, strahlendes Gelb mit weißen Verzierungen, sie ist ein bisschen schief und uneben und ich stehe lange vor ihr und finde sie schön. Nie hätte ich gedacht, dass der Distrito Federal so aussieht. Ich kannte Ansichten von oben, eine Stadt, die im Smog verschwindet. Nicht einen stillen Platz, Spatzen in den Baumwipfeln. Ich laufe weiter, Häuser mit Blumenschmuck vor den Fenstern, Bienenwabenmuster, Messingtafeln. Dann ist Francisco Sosa vorbei und ich lande vor einer mehrspurigen Autostraße. Die Autos rasen von links nach rechts an mir vorbei, nirgends ist ein Übergang für Fußgänger zu sehen. Ich setze meinen Weg diesseits der Straße fort und mir wird heiß, die Sonne brennt sich in meinen Kopf, keine Bäume mehr. Die Höhe lässt meine Finger anschwellen. Ich laufe entlang der lauten Straße, Autos sausen in entgegengesetzter Richtung an mir vorbei und ich habe das Gefühl zu schwanken. Irgendwann ein mehrspuriger Kreisverkehr. Keine Ampeln. Links von mir hält ein grüner Bus, der einen Schwall Menschen ausspuckt, sie stellen sich zu mir und ich überquere mit ihnen die Straße. Eine Metrostation. Es riecht nach Gegrilltem, auf einer Metallplatte brät eine Frau schmal geschnittenes, rotes Fleisch, das sich auf der heißen Platte grau färbt. Von irgendwoher kommt Musik. Ich fühle mich an einen Film erinnert, aber weiß nicht an welchen. Ich laufe weiter. Ich laufe und laufe. Kurz vor einer Tankstelle ein Stand mit Eis, an dem ein Mann im Anzug etwas kauft. Meine Beine sind heiß, mein Kopf schwer und ich frage ihn nach dem Weg zum Campus der UNAM. Er sieht mich kritisch an und

fragt, ob ich wirklich vorhätte, zu Fuß zu gehen. Dann zeigt er zögernd, fast widerwillig, in die Richtung, in die ich gehe, und erklärt, dass die UNAM zu Fuß schwer zu erreichen sei. Der Mann, der das Eis verkauft, verfolgt schweigend unseren Dialog. Ich kaufe ihm eine Wasserflasche ab. Er lächelt. *Suerte, güerita*, höre ich ihn von hinten sagen.

Später steige ich in die Metro, denn es soll regnen und ich habe noch keinen Regenschirm. Ich fahre zurück, von Copilco nach Coyoacán, zwei Stationen, für die ich zu Fuß drei Stunden gebraucht habe.

Ich habe den falschen Bus genommen – die Nummer stimmte, nur die Destination war eine andere. Ich ahne es schon, weil der Fahrer rechts bleibt, wir überqueren die Hauptstraße, in die ich sonst links eingebogen wäre. Die Häuser hier wirken anders, irgendwie farbloser, auf der Straße wenig Leute, jedenfalls keine jungen Frauen, das fällt mir gleich auf. Ein Typ, der wie ein Student aussieht, steigt an der nächsten Kreuzung aus und ich folge ihm und denke, manchmal trennt die Welten nur eine feine Linie. Er verschwindet in einer Seitenstraße und ich traue mich nicht, ihm weiter zu folgen, also laufe ich die Straße, über die wir kamen, einfach wieder zurück. Ich versuche so zu tun, als liefе ich hier jeden Tag lang, als würde ich jeden Tag aus diesem Bus aussteigen und einfach wieder umkehren. Niemand auf der Straße und doch fühle ich mich beobachtet. Ich komme an einer Reihe von Autowerkstätten vorbei. Es ist Mittagszeit. Einige Männer sitzen im Achselhemd vor den Garagen, essen Tacos und starren mich an. Sagen diese Blicke mir, dass ich hier falsch bin? Naye hat gesagt, jenseits von Copilco wird es hässlich. Daran muss ich jetzt denken. Wie hieß es noch, wie hieß es noch, dieses Viertel? Die Blicke kommen mir bohrend vor, vielleicht feindselig, ich weiche ihnen aus, gehe fluchtartig geradeaus und versuche, meine Gesichtsmuskeln zu entspannen.

Ich verlasse das einbetonierte Gebäude durch das Drehkreuz, grüße die Polizisten hinter Glas zum Abschied. Vorbei an den Zierkakteen, über die Straße, die tricky ist, Autos kommen hier jederzeit wie aus dem Nichts herbeigerast, dann die Fußgängerbrücke. Treppen hoch, auf dem Weg ein Bettler, der Geruch von Abgasen, während ich den Ajusco überquere, am anderen Ende der Mann mit seinem Sohn, ein Pappbecher vor ihnen, am Anfang hab ich ihnen immer was gegeben. Jetzt sind meine Münzen abgezählt. Treppen runter, er erwartet mich schon: *güerita, venga, Copilco Copilco Copilco* schreit er. Seine Haare sind zu Stacheln gegelt. Von jedem abfahrenden Busfahrer bekommt er ein paar Pesos in die Hand gedrückt.

Manchmal hängt er sich noch außen an die Tür für einen Moment, sie unterhalten sich, dann springt er ab, zählt seine Münzen.

Wie jeden Tag fragt er mich, wo ich hinwill. Taxqueña. Ich warte ein Stück weiter vorn, neben dem Parkplatz des Superama, an einer Stelle, die abschüssig ist, und das Regenwasser rast in einer Rinne an mir vorbei. Zum Glück hat es schon geregnet, obwohl es erst dämmt, denn den Regenschirm habe ich wieder nicht dabei. Hinter mir fahren die Autos vom Parkplatz des Superama weg. Sie wollen zurück auf den Ajusco, massive Autos, robuste Autos, sie fahren so dicht an mir vorbei, dass ich schnell ein paar Schritte zurücksetze, denn einen Bürgersteig gibt es natürlich nicht, und zu Fuß bin ich schlecht gestellt, wenn die Fahrbahn frei ist, sie fahren einfach drauf los.

Der Bus mit der Aufschrift Taxqueña hält immer nur kurz, man muss schnell sein, auf sich aufmerksam machen, sonst fährt er weiter. Ich winke und er hält so, dass ich durch die Regenrinne laufen muss, mit nassen Schuhen steige ich ein. Der Busfahrer schaut leer an mir vorbei, ich sage *Pacífico*, er kassiert stumm die abgezählten Münzen. Ich drehe mich um, die Menschen, die im Bus sitzen, sehen müde aus, wo kommen sie her, ich kann mir nicht vorstellen, dass sie überhaupt irgendwoher kommen oder irgendwohin gehen. Das Licht ist aus, nur eine Neonröhre brennt über dem Sitz des Fahrers und ich fühle mich wie in einer Höhle.

Ich laufe nach Hause und lasse die Leute an mir vorbeiziehen. Seit Naye mir von ihrer Paranoia erzählt hat, die sie überkommt, wenn sie Stimmen hinter sich hört, habe ich diese Paranoia jetzt auch. Ich laufe langsamer, die Stimmen verschwinden in einer Nebenstraße, ich atme auf. An einer Straßenecke eine Gruppe Männer, die mich ansieht. Ihre Blicke kommen mir nah, zu nah und das ist das Problem, denke ich, immerzu kommen mir Personen von draußen, ihre Blicke oder ihre Körper einfach zu nah, sie durchdringen die Sphäre, die ich für persönlich halte, unaufgefordert, ohne zu fragen.

Dieses *güerita*-Gesicht, ich kann es nicht abstreifen.

Warum solltest du? Von den Marktverkäufern wirst du als Erste bedient, kein Ort, an dem du nicht auffällst, an dem man nicht auf dich aufmerksam wird. Weil du *güera* bist. Du spürst die Blicke von weitem und lange im Rücken. Keiner, der nicht gern mal mit dir ausgehen würde. Der sich nicht mit dir sehen lassen möchte. Der nicht einmal gerne mit einer *güera* zusammen wäre.

Ich laufe nach Hause und wünsche mir Licht. Ich bin alleine, sage ich mir, das siehst du doch an deinem Schatten, keine Dopplung, keine Schritte, niemand außer mir. Einige Fenster der Straße, auf die ich zugehe, sind erleuchtet. Die Anwesenheit anderer Menschen beruhigt mich, ich sehe sofort, ob ich ihnen vertrauen kann. Andere Frauen auf der Straße beruhigen mich. Zu dieser Uhrzeit sehe ich nur Männer.

Ich laufe nach Hause und habe Angst Angst Angst, ich drehe mich nicht um, ich schaue nur auf meinen Schatten, der vor mir wippt, dann neben mir, dann kurz verschwindet. Das ist der schlimmste Moment, der Moment, in dem mein Schatten nicht zu sehen ist. Aus den Brachflächen rechts und links von mir strömt die Dunkelheit wie aus dem Rachen eines Tiers.

Ich verlasse den Distrito Federal über Sandstraßen, über Wäsche im Wind, die auf den offenen Dächern trocknet, vorbei an den Metrostationen, die bis weit nach draußen reichen, vorbei an den fliegenden Händlern, ihren schnell aufgebauten Ständen am Straßenrand.

Ich reise alleine, Coyoacán liegt hinter uns und damit die Leierkästen, die gelben Fassaden, das Popcorn auf dem Platz.

Im Bus klappen Monitore aus der Decke, 20th Century Fox kündigt einen Film an. Die Fenster sind abgedunkelt, mit Gardinen bezogen, die kleinen Leselampen blenden. Ich betrachte Iztapalapa durch den Spalt in meiner Gardine. Als würde ich fernsehen, das Meer an Häusern, die Dächer, die unbefestigten Wege.

Iztapalapa, dort gibt es nichts zu sehen, hatte Naye zu mir gesagt, nicht für Leute wie dich.

Ich verlasse den Distrito Federal und zum ersten Mal erahne ich die Ausmaße der Stadt, die Millionen, von denen zwei in Iztapalapa leben. Ich hatte eine heimliche Neugier, diesen Stadtteil zu sehen, der als unbegehrbar gilt und buchte den Bus, der durch Iztapalapa fährt.

Die Häuser werden zu Hütten, noch immer ist kein Grün zu sehen. Das hier ist die Peripherie der Peripherie, denke ich, und wie so oft wünsche ich mir, ich wäre nicht ich, sondern jemand anders und verwerfe sogleich den Gedanken. Im Bus ist es kalt. Der Film, der läuft, ist zu laut eingestellt. Die Menschen im Bus schlafen. Durch das Fenster schaue ich eine staubige Straße hoch, ein Junge läuft in unsere Richtung und für einen kurzen Moment habe ich den Eindruck, dass sich unsere Blicke kreuzen. Im Himmel hinter ihm braut sich was zusammen.

Halina Mirja Jordan

Always Hungry

»Always Hungry« steht auf den zwei Zuckerherzen, die sich in Pastelltönen an mein linkes Schlüsselbein schmiegen. Die zarten Farben des Tattoos sind nicht durchgängig in der Haut geblieben, das lässt die Herzen aussehen, als würden sie schon eine ganze Weile dort liegen und trotz ihrer durchaus rotzigen Aussage langsam an Überzeugungskraft und vielleicht auch Bedeutung verlieren. Immer hungrig. Immer auf der Suche nach mehr, unersättlich. Mehr Zucker, mehr Salz meinetwegen auch mehr fucking Super Food.

Bedeck mich mit Chiasamen und sag mir, dass ich hübsch bin.

Am wohlsten fühle ich mich, wenn ich etwas im Mund habe. Manchmal kaue ich so lang auf bestimmten Worten und Phrasen herum, bis sie fad werden und eigentlich besser zum Ausspucken als zum Herunterschlucken geeignet sind. Rausrotzen oder Runterwürgen ist dann die Frage.

Ich verschlinge diese Stadt, ich nehme sie mir Bissen für Bissen, bis ich ganz ausgefüllt bin von ihr und sie nur mir gehört, zumindest temporär. Ich verspeise die Stadt, weil ich sie liebe und besiegen will. Scheiß auf die ganze Bäckerei, ich will auch den Späti und den Juwelier, die ganze Straße, den Kiez, alles. Mund auf und rein damit, always hungry, sag ich ja.

7.Klasse, Werte und Normen Unterricht: Stellt euch einen Ort vor, den ihr mit Freiheit verbindet! Wenig Originelles dominiert, das Meer, Berge, jaja. Ich tauche ab und bin am Time Square, kenn ich aus dem Fernseher. Buntes Neon, hunderte Menschen, alles bewegt und treibt, nur ich stehe still und lächle. Es ist dunkel natürlich, nachts schmeckt alles besser, weil es auch ein bisschen verboten ist. So stelle ich mir Freiheit vor. Immer noch.

Ich stehe in der engen Gasse auf den wackeligen Pflastersteinen und atme. Links von mir der charmante, vor Touridreck strotzende Kanal, rechts

die Fenster, von buntem Neonlicht geflutet und voller sexueller Verheißungen. Stehen ist ein Kraftakt, es ist Freitagabend und die Menschen drängen und schwappen über den ohnehin schon sehr begrenzten Platz. Es riecht nach Grass und Fast Food und Bier und ein bisschen nach Sex. Schon Appetit?

Ich beobachte die Menschen um mich herum und sehe das gleiche Bild wie jedes Wochenende, wenn die Sonne langsam untergeht und der Bezirk sirrend rot zu leuchten beginnt. Ich denke an den Biounterricht in der Unterstufe: Zellen haben eine semipermeable Membran und dann gibt es Diffusion oder Osmose. Beim ersteren geht es um einen Ausgleich, alle Stoffe wollen sich gleichmäßig verteilen. Bei der Osmose ist es andersrum, da dringt nur noch ein bestimmter Stoff durch und irgendwann ist der sehr hoch konzentriert. Oder so ähnlich. Mein Gedächtnis ist nicht so gut wie ich es gern hätte. Ich halte mich nämlich eigentlich für ganz schön schlau, schicke Zellen-Metapher! Aber dann frage ich mich doch ganz schnell kleinlaut, ob das so überhaupt Sinn ergibt und bin froh, dass niemand meine Gedanken lesen kann. Sehr bezeichnend für mich eigentlich. Erstmal Mund auf und raus und danach heimlich schämen.

Jedenfalls ist der Bezirk hier eben so eine Zelle, beschließe ich. Und die Geschlechter sind die Stoffe und die Tageszeit ist vielleicht diese Membran, diese Haut, die durchlässt. Die Membran der Rotlichtzelle verändert sich mit der Tageszeit. Nachmittags lässt sie alle durch, die durch wollen. Familien, Geschäftsleute, Gruppen von Freund*innen, Schulkinder... Doch je später es wird, desto gleichförmiger wird das Bild. Die Typen auf der Straße sind klar in der Überzahl, auch wenn die Membran nicht nur halb und nicht ganz undurchlässig ist. Auch nach 22 Uhr torkeln Junggesellinnenabschiede vorbei und manche Typen haben eine Lady im Arm.

Ich gehe los, werde Teil des Stroms und doch fühle ich mich anders. Meine Rolle in der Zelle ist eine unterscheidet sich von der der Menschen um mich herum. Das Mitochondrium ist das Kraftwerk der Zelle, meldet sich mein Hirn zu Wort, offenbar sehr stolz auf diesen Gedächtnisfetzen. Aha. Danke Hirn. Also ein Kraftwerk bin ich sicher nicht, aber powerful fühle ich mich schon. Irgendwie etwas erhaben über die Menschenmassen, denn die kennen das hier alle nicht so wie ich, die wissen nicht all das, was ich weiß, die sehen nur die Kulissen, ha!

Als Mädchen habe ich gelernt, mich draußen zu fürchten, vor allem nach Einbruch der Dunkelheit. Es hat mich viel Kraft und Zeit gekostet, das abzulegen. Denn die eigentliche Gefahr lauert drinnen. Aber das sagen sie dir nicht.

Draußen habe ich auf jeden Fall ein gutes Stück Selbstsicherheit und auch ein sehr gutes Gefühl dafür, wann mir ein Gegenüber tatsächlich gefährlich werden könnte. Das brauche ich in meinem Job auch. Ich scanne die vorbeilaufenden Typen und überlege mir, ob und wie ich den Dude ausknocken könnte. Das macht mir Spaß. Ich bewege mich sehr aufrecht und zielsicher. Das musste ich üben. Aber nun klappt es so gut, dass mir tatsächlich die meisten Leute trotz großem Gedränge ausweichen. Das gefällt mir.

Ich laufe an der Falafelbude vorbei, vielleicht gehe ich später rein, der Duft ist schon jetzt verlockend. Ich weiß, wenn ich ganz lieb lächle bekomme ich eine extra große Portion Hummus, von dem man später gar keinen fiesen Mundgeruch hat. Ich hab keine Ahnung wie Hamid das macht, denn ich schmecke den Knoblauch ganz klar raus. Hamids Hummus ist der absolute Renner, denn nicht zu riechen beim Küssen ist hier ziemlich gefragt. Ich glaube, Hamid ist schon bald sehr reich. Seine Bude ist immer gut besucht, natürlich von den Touris und Druffis, die sich über einen späten Snack freuen. Aber das meiste Geld macht Hamid an den wunderschönen Ladys, deren Job hammer anstrengend ist und eben hungrig macht.

Mittlerweile ist die Sonne untergegangen und das rote Sirren steht kurz vor dem Glühen. In diesem Bezirk ist es fast immer da, das Sirren, selbst in den ganz frühen Morgenstunden, in dem die Zelle nach langen Nächten von ihren Schatten befreit, gereinigt wird. Das Sirren lischt nie ganz, selbst wenn die Fenster leer stehen und die Straßen eher grau als rot daher kommen. Vielleicht ist es auch always hungry? Zumindest hat es immer irgendwie Appetit und will gefüttert werden. Richtig an Kraft gewinnt es aber erst, wenn es die Sonne und das Tageslicht als primäre Quelle der Erleuchtung ablösen kann. Dann mögen die Neonlichter in den Fenstern, den Bars, den Clubs und den Fressbuden vielleicht in allen Farben des Regenbogens knallen, aber zusammen ergeben sie dann doch irgendwie rot. Fick dich, Physik.

Ein paar Schritte weiter hat Daan seine Schicht begonnen. Von all den Bouncern ist er mir der Liebste, auch wenn unsere Freundschaft, wenn man

das so nennen mag, eher unromantisch begonnen hat. Zu Daans Aufgaben zählt es, nervige Touris davon abzuhalten ihre klapprigen Leihräder an den Pollern vor seinem Club fest zuschließen. Sieht scheiße aus.

Ich war ganz frisch im Job, vielleicht zwei Wochen dabei und wie immer und überall sehr knapp dran (not only always hungry. Auch always late). Und so hat es mich ordentlich angepisst, als Daan mich mit tiefer Stimme, auf Englisch mit dickem niederländischen Akzent darauf hinwies, dass ich mein pinkbesprühtes Hollandrad dort nicht parken könnte. Ich, wie gesagt spät, empfahl ihm entnervt vielleicht doch lieber seine Mutter zu ficken anstatt mir hier auf die Titten zu gehen. Anstelle sich jedoch auf den Weg in den Vorort von Amsterdam zu begeben, in dem seine alte und, wie er mir später versicherte, noch durchaus attraktive Mutter wohnt, ging er ziemlich direkt auf mich zu. Ich wusste, meine Fresse hatte mir nun wieder ein wenig Ärger eingefangen (Scham blitzt auf, wird aber weg geblinzelt). Angst hatte ich aber nicht, auch wenn Daans muskulöser Körper unter seinem schwarzen Anzug gut zu erahnen war. Er hielt mich für eine Touristin oder, noch schlimmer, eine Studentin aus dem Ausland. Da würde ich so schnell keinen über die Mütze kriegen.

Ich also trotzig seinem Blick standgehalten, er mindestens so angepisst wie ich, mal gucken wer hier gleich gewinnt. Doch dann kippt sein Blick und wandert in Richtung meines Ausschnitts. Typisch denk ich noch, freu mich aber doch über den gewonnenen Staring Contest. Bis es klick macht, er schaut auf das hässliche Schlüsselband, das ich um den Hals trage. Sobald die Schicht losgeht, ziehe ich das Band zu einer Schlaufe, knote es so an eine Gürteltasche und lasse die Schlüssel in meine Rocktasche sinken. Aber beim eiligen Hetzen aus meiner kleinen und dennoch fast nicht bezahlbaren Bruchbude, zwischen Tür und Tür liegen immerhin noch 25 Radminuten, kommt das Band zum Zeitsparen vom schiefen Nagel links neben der Haustür, direkt um meinen Hals.

Natürlich erkennt er sofort den Schriftzug und weiß, dass ich für W arbeite. Die Schlüsselbänder kann man nicht kaufen – würde hoffentlich auch niemand tun, die sind nämlich wirklich sehr hässlich–, nur die Menschen aus dem Club bekommen sie. Daan fängt unvermittelt an zu grinsen und wechselt ins Niederländische. Soso sagt er, du bist also W's Neue mit der großen Fresse. Er sieht den kurzen Moment des Erstaunens in meinem Blick und ergänzt: Es wird viel geredet hier, spricht sich alles rum, kleines Großmaul. Zwinker.

Mist.

Aber irgendwie finde ich ihn plötzlich nicht mehr so scheiße, er grinst nicht spöttisch, sondern ein wenig anerkennend, das wirkt bei mir. Er bietet mir eine Kippe an, ich will nicht unhöflich sein und stecke sie mir an, wir quatschen kurz über das Viertel, den Abend, der vor uns liegt und seine Mutter. Da fällt mir wieder ein, dass ich einen Job hab und ich viel zu spät bin. Ich will mich hastig verabschieden, da packt mich Daans Pranke an der linken Schulter, voll auf die hungrigen Zuckerherzen. Fahrrad weg da!

Seit diesem Abend freue ich mich über jede Schicht, die auf eine von Daan fällt, was meistens der Fall ist, da er eigentlich fast jeden Abend hier steht. Zu Beginn des Abends habe ich kaum Zeit, aber irgendwann nach Mitternacht mache ich meist einen Abstecher rüber zu ihm und wir rauchen und machen heimlich Blödsinn, denn eigentlich ist eine seiner Hauptaufgaben ernst drein zugucken.

Begrüßungsritual. Kitty, wenn du wüsstest was meine Mama heute anhatte, ein so heißes Teil ... Wie immer muss ich lachen, wir umarmen uns, Küsschen Küsschen.

Du siehst gar nicht so abgehetzt aus wie sonst und ist heute nicht eh Sophias Abend, will Daan wissen. Jaja, ich bin nicht zum Arbeiten hier heute, ich hab eine Mission. Ich muss nicht viel weiter erklären, kann ich auch gar nicht ohne sehr schnell sehr schüchtern zu werden und das passt nicht gut zu meinem Viertel-Ich. Oh Kitty, echt jetzt? Joana? Immer noch? Ja, immer noch.

Daan rollt mit den Augen, wünscht mir aber viel Glück. Du weißt schon, dass hier schon die ersten Wetten laufen, fragt er noch als ich schon halb im Weitergehen bin. Ich kann dir sagen, die meisten glauben nicht, dass du nochmal den Arsch in der Hose haben wirst, sie klar zu machen. Haha, sehr witzig. Und worauf hast du gesetzt, frage ich über meine Schulter hinweg. Frag meine Mutter, die weiß es!

Ich lache und überspiele kurz die nun noch größere Nervosität. Was, wenn Daan nicht nur blöd quatscht, was, wenn sich tatsächlich schon alle die Mäuler zerreißen. Was, wenn Joana davon gehört hat? Ich spüre, wie mir die Röte ins Gesicht kriecht und das Sirren freut sich über farbliche Verstärkung.

Joana. Unter all den Wunderschönen hier für mich mit Abstand die wunderschönste. In jeder Schicht finde ich immer einen Grund an ihrem Fenster vorbei zu gehen. Wenn sie nicht gerade zu tun hat, sitzt sie dort auf

einem chromblitzenden Barhocker, die langen Beine überkreuzt. Mit einer so geraden, so stolzen Haltung, dass ihre Brüste auch ohne den knappen Spitzen-BH stehen würden und dass alle die vorbei gehen, sich sofort zehn Zentimeter kleiner fühlen. Ich ganz besonders.

Wenn ich vorbeikomme tippt sie mit der Spitze ihrer Killerheels an die Glasscheibe. Ich bin mir nie ganz sicher, ob es eine freudige Kontaktaufnahme darstellt oder ich doch eher ein bisschen wie ein Fisch bin im Aquarium, der durch das Klopfen an der Scheibe animiert werden soll, endlich mal was Lustiges zu machen. Ich denke, dass sie sich ganz gern ein wenig über mich amüsiert. Jedes Mal tue ich ganz überrascht, habe es natürlich tunlichst vermieden in ihre Richtung zu schauen und versuche verzweifelt, es so aussehen zu lassen, als hätte ich nicht mal gewusst, dass ich gerade an ihrem Fenster vorbei laufe. Sobald es dann klopft, löse ich meinen Blick von den krummen Pflastersteinen und lächle sie schief an. Wenn Joana langweilig ist, winkt sie mich zu sich und lässt mich zu ihr in den kleinen Raum, der sich hinter dem Fenster, dem Barhocker und einem schweren Samtvorhang verbirgt. Das erste Mal, als sie mich herein bat, habe ich vor Aufregung volles Brett das Edelstahlwaschbecken gerammt, das gleich hinter dem Vorhang und damit auch wirklich denkbar bescheuert platziert ist. Joana hat laut gelacht und obwohl mir die Tränen in die Augen schossen vor Schmerz, lachte ich tapfer mit. Der dunkelblaue Fleck an meinem rechten Beckenknochen war noch eine gute Woche sichtbar. Ich habe ein paar Mal beim Duschen ganz fest darauf gedrückt, bis ich den Schmerz wieder fühlen konnte und für einen Moment nochmal gespürt hab, wie es sich anfühlte bei ihr zu sitzen.

Wir saßen auf ihrem Arbeitsplatz in dieser Nacht, rauchten zusammen und ich durfte die Farbe der Neonbeleuchtung aussuchen. Sie fragte mich, in welchem Licht ihre Haare schön blond und nicht so fahl weiß aussehen würden. Ich ging gewissenhaft alle Varianten durch, eine kleine Fernbedienung in der Hand. Irgendwann fand ich heraus, dass nicht nur die Farben, sondern auch die Grelligkeit verstellbar waren und alle Schattierungen auch in einer Art Pastellvariante zu haben waren. Das war selbst Joana neu, sie freute sich überschwänglich, als ich das klassisch rote Sirren in ein zartes Rosa verwandelte. Darin sahen ihre Locken wirklich sehr schön blond aus, fand ich. Joana drückte mir einen Kuss auf die Wange und ich sank durch die gummiüberzogene Matratze direkt in den Boden.

Seitdem habe ich nun schon einige Zigaretten bei ihr geraucht.

Auch heute funktioniert das Klopfritual. Ich sitze neben Joana, mit unversehrter Hüfte, aber heftiger Herzfrequenz.

Alles was wir miteinander teilen, spielt sich hier ab. In ihrem kleinen Arbeitsraum, bei rosa Licht und Zigarettenrauch und anstrengenden Technoversionen diverser Popklassiker aus den kleinen Boxen.

Schon so oft habe ich es in meinem Kopf durchgespielt. Wie würde es wohl sein, wenn wir uns außerhalb dieser kleinen Welt treffen würden. In ihrem schicken Apartment von dem sie mir Bilder auf dem Handy zeigt? Vielleicht. Heimliche träume ich mich in ihr riesiges Bett mit der teuren Satinbettwäsche.

So oft war ich schon kurz davor, endlich mal den Move zu machen. Aber im letzten Moment hab ich mich jedes Mal damit raus geredet, dass ich schnell zurück an die Arbeit müsse. Heute passiert mir das nicht. Heute habe ich frei und das weiß Joana, ich habe es ihr gleich gesagt.

Wir quatschen ein wenig Smalltalk ab und ich merke, dass langsam der Punkt kommt, an dem ich was sagen muss, sonst wird Daan seine Wette gewinnen.

Ich frage Joana, ob sie dieses Gefühl auch kennt, immer hungrig zu sein. Nein, nicht unbedingt so wörtlich auf Essen, hungrig auf alles eben. Auf die Stadt, auf Abenteuer, eben das Leben. Erst bekomme ich ein recht süffisantes Lächeln, dann denkt Joana einen Moment nach. Weißt du, vielleicht nicht Hunger, mehr so ein wenig Appetit?

Genauso unterscheiden wir uns, wird mir schmerzlich bewusst. Während ich mir diese Stadt mit beiden Händen ungehemmt reinstopfen will, setzt sich Joana in Ruhe an einen schön gedeckten Tisch, nimmt die Silbergabel in die linke Hand und *schiebt* sich dann ganz beiläufig und unglaublich sexy einen kleinen Bissen in den Mund. Mir wird schwindelig.

Judith Coffey

Am Bayerischen Platz

I

Das erste Mal habe ich Zeit. Warum war ich dort? Bin ich ziellos durch die Stadt gelaufen? Wollte ich irgendwohin und war zu früh dran? Oder hatte ich mich verlaufen? Irgendwie landete ich auf diesem grünen Platz und setzte mich auf eine Bank in der Sonne, und plötzlich waren da diese Schilder. Hoch oben, angebracht an den Laternenmasten. »Juden dürfen öffentliche Verkehrsmittel nur noch auf dem Weg zur Arbeit benutzen.« »Lebensmittel dürfen Juden in Berlin nur nachmittags von 4–5 Uhr einkaufen.« »Juden dürfen am Bayerischen Platz nur die gelb markierten Sitzbänke benutzen.«

Juden müssen, Juden dürfen nicht, es ist Juden verboten. Ein Schock, das plötzlich und ohne Vorwarnung zu lesen. Eine Art plötzlicher Schwindel. Vergangenheit und Gegenwart schieben sich ineinander. Oder übereinander. Manifestieren sich an ein- und demselben Ort. Hier war es. In meiner Stadt, in der ich mich täglich bewege. Mich auf Parkbänke setze. Einkaufen gehe. Und jetzt: Juden dürfen nicht ... Ich wusste das natürlich, das ist nichts Neues, und doch: Mit einem Mal wird es konkret. Ich bin gemeint, war gemeint, hätte gemeint sein können. Könnte gemeint sein. So wie dieses Schild sich in mein Leben schiebt, in mein normales alltägliches Leben, so haben sich diese unvorstellbaren Gesetze und Vorschriften und Verbote in das normale, alltägliche Leben meiner Großeltern und Urgroßeltern geschoben. Die Wut, die Empörung, die Trauer, das kenne ich. Aber diese Ungläubigkeit, die spüre ich zum ersten Mal in diesem Moment des Schwindels: Wie ist das möglich? Mitten hinein in die vertraute Stadt, die

nichts Bedrohliches hat? Wie konnten meine Großeltern wissen, dass es Zeit ist, auf die andere Seite der Welt zu flüchten? In gewisser Weise verstehe ich meine Urgroßmutter jetzt besser, die – wie viele andere – sagte: Ich hab niemandem was getan, mir wird schon nichts passieren. Und dann: Deportation nach Theresienstadt und von dort weiter nach Zamość. Den zweiten Transport hat sie nicht überlebt.

Die Schilder – das ist wie das eine Mal, als ich eine Straße in Mitte entlangradelte, von der Bibliothek oder vom Seminar kommend, mein erstes Semester in Berlin, alles war neu und aufregend. Und dann war da auf einmal dieses Gebäude, riesengroß mit Hakenkreuzfahnen beflaggt. Und davor Soldaten – Wehrmacht, SS, SA. Die marschierten. Ich wäre buchstäblich fast vom Rad gefallen. Natürlich war mir eine Sekunde später klar, dass es sich um Filmaufnahmen handeln musste, und doch: dieser Schwindel, als sich Vergangenheit und Gegenwart überlagerten und ich einen Moment lang nicht wusste, wo und wann ich bin.

Ich habe mir dann auch noch alle anderen Tafeln angesehen. Bin die ganze Runde um den Platz geschritten und habe konzentriert jede einzelne Tafel gelesen. Fast rituell, als wäre es meine Pflicht. Weil ich vergessen hatte, dass das alles hier geschehen ist? Weil ich mein Leben ganz normal in dieser Stadt leben kann, in der all das geschehen ist? Ich kann mich an keinen Text mehr erinnern, an keines der Verbote, die dort aufgelistet werden. Aber der Moment des Schwindels war ohnehin vorbei. Vielleicht hat die Runde um den Bayerischen Platz auch die Distanz zwischen Vergangenheit und Gegenwart wiederhergestellt. Hat die Vergangenheit auf ihren Platz verwiesen, damit ich in dieser meiner Gegenwart in diesen meinen Alltag zurückkehren kann. Und doch bleibt ein Rest von schlechtem Gewissen: Darf ich das? Darf ich hier in meiner Gegenwart leben, an diesen Orten, die von der Vergangenheit getränkt sind, ohne ständig daran zu denken?

II

Das zweite Mal bin ich auf dem Weg irgendwohin, haste vorbei, als sich das Schild in meinen Blick schiebt und mir einen Schlag in die Magengrube versetzt. Und ich denke: Genau so soll es sein. Die Menschen sollen vorbeilaufen und an ganz andere Dinge denken und dann soll ihnen das Schild diesen Schlag versetzen. Sie zwingen sich zu erinnern, wenn auch

nur kurz. Niemand soll vergessen dürfen. Niemand soll das Privileg haben, einfach vergessen zu können. Egal, ob sie wollen oder nicht: immer hinein in die Magengrube.

III

Und neulich, wieder, im Vorbeihasten. Immerzu vergesse ich, dass dort diese Tafeln hängen. Doch diesmal ein Gefühl von Empörung: Wie komme ich dazu, mir regelmäßig diesen Schlag versetzen zu lassen? Hat jemand beim Anbringen der Schilder darüber nachgedacht, wie sich eine Jüdin fühlen könnte, wenn sie an dieser Stelle jedes Mal, ob sie will oder nicht, an die Shoah erinnert wird? Ist das nicht eine Art von Gewalt, die mir hier angetan wird, indem ich gezwungen werde, mich zu erinnern? Indem ich gezwungen werde, in diesem Moment des metaphorischen Schlags, der sich verdammt körperlich anfühlt, Jüdin zu sein, mich als Jüdin zu denken? Die Schilder sind vielleicht nicht für mich gemacht, sondern für die anderen, die Gleichgültigen. Die, die sich erinnern müssen sollen. Aber ich, könnte man mich nicht damit verschonen?

Doch ich bin nicht vorgesehen. Eine Jüdin, die einfach so am Bayerischen Platz entlangläuft und dabei an das Arbeitstreffen denkt, zu dem sie gerade zu spät kommt? Ich bin nicht intendiertes Publikum für diese Schilder. Denn das Denkmal, so ist es im Internet nachzulesen, soll zum Nachdenken über die eigene potentielle Mittäter*innenschaft anregen. Das jüdische Publikum, das ist nicht vorgesehen. Es ist nur in der Vergangenheit real.

Sandra Burkhardt

Das Exterieur

Betrachterin sein. Dafür richte ich mein Gesicht zur Scheibe aus und schaue durch sie hindurch. Ich sehe einen Mann, der mir zugewandt an einem großen Schreibtisch sitzt und auf einen Computerbildschirm blickt. Er runzelt die Stirn, klickt mit der Maus und blättert in einem der schweren Ordner, die neben ihm liegen. Ich trete näher heran und kann an den Rändern entlang seines Kinns erkennen, dass er Make-up trägt. Er wirkt müde. Dann entdecke ich das Preisschild, das an seinem Schreibtisch klebt: 649,- € statt 799,- €. Lautlos gleiten die Scheiben auseinander. Der Mann blickt nicht auf, als ich über den glatten Marmorboden um seinen Arbeitsplatz herumgehe. Doch als ich mich langsam von ihm entferne, höre ich ihn leise singen: »Mein Herz ist klar, mein Herz ist rein. Ich spinne und singe so allein. Mein Herz ist klar, mein Herz ist rein. Mein Herz ist rein, mein Herz ist schwer. Die Ruh' ist hin, ich find sie nimmer, nimmermehr.« Der Raum öffnet sich in eine große Halle mit Marmorsäulen und langen, ausgeleuchteten Rolltreppen. Dazwischen reihen sich gläserne Vitrinen voll von glänzendem Schmuck aneinander, hinter einer jeden eine Verkäuferin. Sie arrangieren Perlenketten auf samtenen Kissen, stellen teuer aussehende Armbanduhren aus und blicken die vorbeisclendernden Besucher einladend an. Wer von den Hauptwegen abkommt und sich in den schmalen Gässchen zwischen den Vitrinen und dem Schmuck verliert, wird zur potentiellen Kundin und von ihnen angesprochen. Ich sehe ihre lächelnden Münder gebrochen und gekrümmt durch die Scheiben der Vitrinen, Ohrringe und Armbänder mit eingelassenen Edelsteinen, die Mäntel und Handtaschen der vorbeigehenden Personen, das Ziffernblatt einer Armbanduhr und deren Spiegelung, Lichtpunkte. Ich spüre, dass nichts davon für mich gemacht ist.

Auf der Suche nach den Toiletten nehme ich eine der Rolltreppen ins Untergeschoss. Sie führt an einer Zwischenetage vorbei, durch deren Glasfront ich in Büroräume mit grauem Teppichboden und Yuccapalmen blicken kann, Frauen und Männer arbeiten und trinken Kaffee. Dann verschwinden sie wieder aus meinem Blickfeld und es folgen schwere Kronleuchter und ein großer Springbrunnen. Die Beleuchtung ist gelb. Auf den giftgrünen Stühlen, die sich um den Brunnen herum gruppieren, sitzen überwiegend Seniorinnen und löffeln Eisbecher oder lesen Zeitung. Ich gehe zwischen ihnen hindurch, kaum jemand unterhält sich. An einer offenen Weinbar stehen Männer in Anzügen um einen Stehtisch und essen Lachssnacks. Ein blaues Leuchtschild an der Decke weist den Weg zum Aufzug, ein weiteres zum Notausgang. Eine Beschilderung zu den Toiletten gibt es nicht.

Vor einem Fruchtstand, an dem frisch gepresster Saft angeboten wird, tummeln sich mehrere Personen in Regenjacken, hinter ihnen liegt die große Glaswand einer Bank. Aufkleber weisen darauf hin, dass dieser Bereich videoüberwacht wird, und Werbeplakate zeigen lächelnde, erwachsene Personen, die Verträge unterschreiben: *Stellen Sie Ihr Depot mit unseren Experten auf den Prüfstand: – Individuelle Finanzplanung – Fundierte Beratung, jetzt auch zu FTFs’ – Objektive Produktempfehlung*. Hinter den Scheiben scheint die Zeit still zu stehen: Ein leerer Raum mit drei Geldautomaten, dahinter eine weitere Glaswand, Lichtreflexe, dann ein Schalter mit freundlichen Bankangestellten, die Regenjackengruppe in meinem Rücken und dazwischen wie ein Schleier mein eigenes Gesicht. Egal wohin ich blicke, es legt sich darüber, am Ende sehe ich immer nur mich selbst, ohne mich in all dem verorten zu können. Ich befinde mich immer irgendwo, denke ich, und mein Bewusstsein von Raum und von mir selbst wird grundlegend von der Tatsache beeinflusst, diesen Körper zu haben und mich mit ihm auf Standorte zu beziehen. Doch auf eine merkwürdige Art und Weise schichten und spiegeln sich hier die verschiedensten Räume in- und übereinander und es gelingt mir nicht, all diese Bilder in ihrer Gesamtheit zu erfassen. Von welchem Standpunkt sind sie zu betrachten, um nicht nur Lage um Lage sichtbar zu machen? Wo laufen die Aufnahmen der Kamera zusammen? Wo liegt der höchste Punkt? In einem Heißluftballon direkt unter der Kuppel zu schweben und hinabzublicken, die Ebenen und Etagen auseinanderzuziehen wie ein Akkordeon, einzuteilen in Zentrum und Peripherie: Ließe sich von dort aus

vorsichtig ein Rahmen umlegen, das Mauerwerk abfahren, auf dass das Gebäude an seinen Kanten wieder auftauche? Ließe sich im Überblick sagen: »Irgendwo dort bin ich: vor oder hinter Glas?«

Gerade rechtzeitig erkenne ich, dass eine Angestellte mich direkt anblickt. Erschrocken trete ich einen Schritt zurück, gehe weiter. Handtücher, Bettwäsche, Kerzen, alles bauscht sich zu gemütlichen Türmen. Ständer voll von BHs und Höschen. Drei weiße Schaufensterpuppen auf unterschiedlich hohen Podesten in identischer Pose, Kontrapost, schlank und in Spitzenunterwäsche, im Hintergrund zwei weitere, goldfarben, eine von ihnen mit halterlosen Strümpfen. Dazwischen eine Insel der Erholung: zwei graue Samtsessel an einem ausgeschilderten WLAN-Hotspot. Auf einem von ihnen sitzt ein Mann und spielt an seinem Handy. Ich gehe zwischen den Ständern hindurch, zupfe an einzelnen Wäscheteilen. Der Mann steckt sein Handy ein und geht weg. All diese Ware wendet sich an mich und sogar unbeobachtet habe ich das Gefühl, selbst Exponat zu sein, so als stoße sich der Raum an mir oder bringe mich erst hervor. Was ist hier sichtbar, was wird sichtbar gemacht? Wem zeige ich mich öffentlich? Wer sieht mich dabei, wie ich meine Unterwäsche auswähle und wem fällt auf, wenn ich das nicht tue? Und wie kann ich hier Wege gehen, die nicht bereits vorgegeben sind, wie kann ich an all den Blicken vorbeigehen und handeln? Ich schlendere weiter und es gelingt mir kaum einen ehrlichen Blick auf die Ware zu werfen. Lieblicher Gesang dringt von den Lautsprechern zu mir hindurch und klingt plötzlich vertraut: »Die Ruh' ist hin, mein Herz ist schwer. Wonach nur schau' ich aus dem Fenster hinaus? Wonach nur geh' ich aus dem Haus?«

Ich verlasse die Wäscheabteilung und frage eine Kassiererin, wo sich die Toiletten befinden. Sie greift unter den Tresen und händigt mir einen kleinen Schlüssel aus. Ich könne die Toilette neben den Umkleideräumen benutzen. Als ich zwischen den Kleiderständern hindurchgehe und nach der Umkleide Ausschau halte, habe ich das Gefühl, mich dabei unauffällig verhalten zu müssen.

Die Tür wirkt unscheinbar und trägt die Aufschrift *Mitarbeiter*. Als sie hinter mir ins Schloss fällt, befinde ich mich in einem schmalen, gefliesten Gang, an dessen Wänden Regale mit Duschvorhängen, Badvorlegern und Klobrillen stehen. Während ich sie langsam entlangschreite und die unterschiedlichen Entwürfe mit Wellenornamenten, Delfinen und Seesternen betrachte, wird die Luft um mich herum langsam feucht und

heißer. Ich gelange zu einer Reihe von Waschbecken mit unterschiedlichen Wasserhähnen und Seifenspendern, die Spiegel sind beschlagen. Links und rechts der Waschbecken geht der Gang in eine weite Halle über, in der dicht an dicht Duschen mitten im Raum und an niedrigen Plastikwänden stehen. Sie tragen Aufkleber mit *Einfach zuverlässig* und Infoposter zu unterschiedlichen Duschrückwänden und Abdichtungen. Brausendes Wasser ist zu hören und heißer Dampf steigt auf, zwei sich unterhaltende Frauen in Bademänteln laufen an mir vorbei und lächeln mir zu. Waren das Kundinnen? Ehe ich sie nach den Toiletten fragen kann, sind sie schon verschwunden. Ich kann mich kaum orientieren, gehe weiter, von irgendwoher ertönt ein Föhn. Kurze Zeit später treffe ich eine Frau, die um ihre Hüfte eine Tasche mit mehreren Kämmen und Scheren trägt und gerade einen Haufen brauner Haare zur Seite wischt. Sie gibt mir den Besen mit und weist mich weiter zwischen den Duschen hindurch. Die letzte befindet sich gegenüber einer offenen Küche mit grauen Armaturen und Kochinseln, die sich wiederum an eine überwiegend in Rot gehaltene Küche anschließt usw. Ich stelle den Besen ab. Kann ich mir ein Glas Wasser nehmen oder kostet das was? An den Griffen, Wasserhähnen und Dunstabzugshauben hängen kleine Preisschilder und auf den Arbeitsflächen liegen schmale Mappen mit Details zu den Bauteilen aus. Ich blättere in ihnen wie in Gemäldekatalogen: *La Toilette (Die Duschende)*, *La Buveuse assoupie (Die Trinkerin)*, oder *Die Kochende*, *Die Shoppende*. Hier kommt alles zusammen, denke ich. Nichts, was man braucht, liegt außerhalb und alles steht zur Verfügung. Jedes Objekt ist ein Angebot an mich und ich bin die Erfüllung seiner Funktion, ausgeführt zu werden. So wird es mich umwerten zu einer, die bezeichnet werden kann, einen Preis hat.

Ich blicke auf. Aus einer der Küchen ist Gelächter zu hören. Fünf Männer und Frauen, teilweise noch mit nassem Haar, stehen zusammen und unterhalten sich, trinken Rotwein, während sie Gemüse schneiden und in einem großen Kochtopf rühren. Ein Pappaufsteller neben ihnen zeigt zwei Paare und ein Kind im angenehm warmen Licht beim gemeinsamen Essen. Sie lächeln, einer von ihnen hält sein Smartphone in die Kamera: Das smarte LED Lichtsystem. Ich frage sie nach den Toiletten und sie sagen, ich solle den Aufzug hinter der übernächsten Küche nehmen und damit ins 4.OG fahren. Zum Abschied prostern sie mir zu.

Allein im Aufzug betrachte ich mich im Spiegel. Ich sehe meinen Körper, stehe ihm gegenüber. Dort ist er. Beim Gehen besetzt er den Raum

zwischen den Interieurs und die Dinge gehen plötzlich Verbindungen ein. Nur wo ist es geblieben, das sogenannte Exterieur? Worin sind die Interieurs eingelassen und wann haben sie begonnen, so fließend ineinander überzugehen, dass zwischen privat und privatisiert kaum noch zu unterscheiden ist? Welche Rolle spielt mein Körper in ihnen? All die Abschnitte und Etagen, die ich durchschritten habe. Auch von oben ist das Unten nicht zu sehen. Dient mein Gehen noch meinem Transport oder werden durch mich nur Verbindungen performt?

Der Aufzug hält in einem Elektrofachgeschäft, einem großen Raum, der mit dem gleichen grauen Teppichboden ausgelegt ist wie auch die Büros. Aufgrund der dunkelblau gestrichenen Wände wirkt er jedoch enger, erdrückender. An der Decke führen Lüftungsrohre und lange Leuchtstoffröhren entlang. Ein Werbeplakat zeigt die von einem prallen Portemonnaie ausgebeulte Gesäßtasche einer Jeans, darüber der gelbe Schriftzug *Schluss mit dicker Hose. Die Kundenkarte auch in der App*. Ich gehe den Gang mit den SD-Karten entlang und beobachte über die Regale hinweg wie einer der Mitarbeiter einen älteren Herrn beim Kauf eines Druckers berät. Es folgen die Adapter und AV-Kabel. Auf den Verpackungen ist ein Footballspieler, der aus einem Fernseh Bildschirm springt, zu sehen. Drei Gänge weiter zeigen Flatscreens in unterschiedlichen Größen Nachrichten, Motocross und Landschaftsaufnahmen. Ein Teenager sitzt vor einem Bildschirm in einem nachgebauten Rallyeauto und fährt ein Rennen, daneben wird gerade ein Zahnarztstuhl in die richtige Position gebracht. Der Patient sperrt seinen Mund auf, einer der Mitarbeiter stellt den Speichelsauger an und hängt ihn in seinen Mundwinkel. Wie gern würde ich das hier fotografieren. Ich gehe das Regal mit den Kompaktkameras entlang, die Preisunterschiede sind enorm. Ganz allein besinge ich den Window Shopper: »Mein Herz ist klar, mein Herz ist rein. Alle Neider schaun nach mir, du schaust nach dem Schmuck, den du dir nicht leisten kannst, der Ladenbesitzer schaut nach dir, damit du nichts klast.«

»Entschuldigung, suchen Sie etwas Bestimmtes?«

Der Mitarbeiter vor mir wirkt kompetent und sieht mich direkt an. Ich schaue nur, will ich sagen, und es ist klar, dass mein Interesse dabei der Ware, nicht aber dem Ort gelten sollte. »Die Toiletten«, sage ich stattdessen und er weist auf eine Metalltür am Ende des Raums. Während ich auf sie zugehe, frage ich mich, wie oft wohl genau dieser Weg – der Weg zur Tür,

der Weg zur Umkleidekabine, der Weg zur Kasse – bereits gegangen wurde. In jedem Raum gibt es ganz bestimmte Regeln für jeden Körper, ohne dass diese explizit zur Sprache kämen, denke ich. Den Körper sprechen lassen, ihn dem Raum entgegenstellen. Öffentlichkeit herstellen, wie geht das? Wo treffen der Inhalt des Sehens und das Auge aufeinander und wo trennen sie sich wieder?

Als ich die Metalltür hinter mir schließe, befinde ich mich in einem eleganten Treppenhaus mit glänzendem Steinboden und schmalen, goldenen Blumentöpfen, in denen riesige Pflanzenarrangements stecken. Eine Gruppe von vier Männern tritt aus einer der Türen zu meiner Linken. Bevor sie hinter ihnen ins Schloss fällt, kann ich gerade noch einen Blick in das Großraumbüro werfen, in dem in diesem Moment das Licht erlischt. Einer der Männer macht einen Scherz über ihren Chef, dann wünschen sie sich einen schönen Feierabend und verschwinden in unterschiedliche Richtungen. Ich blicke mich um. Eine gläserne Tafel zeigt mit entsprechenden Logos an, was sich in den unterschiedlichen Etagen befindet: Architekturbüros, Physiotherapiepraxen und Versicherungen. Mein Blick gleitet von der Beschriftung auf das Spiegelbild einer der Pflanzen, dann auf mein Gesicht. Ich betrachte es lange. Dort ist sie, ich kann sie sehen, denke ich. Sie denkt darüber nach, wer sie sieht und wen sie nicht sieht, wenn sich wieder etwas über ihr Gesicht und in ihr Blickfeld schiebt, in sie hinein. Sie fragt sich, wer hier spricht. Wer sagt, dass sie spricht, wenn sie »ich« sagt. Wer immer wieder auf sie verweist, wenn sie selbst ihre Umwelt beschreibt. Und da bekommt sie plötzlich ihr eigenes Ausmaß nicht mehr zu fassen: Mal ist sie klein, mal groß. Mal innen, mal außen. Man könnte sie aufheben, man würde sie wegwerfen. Sie ist an einem Ort platziert und in einen Ort verwandelt worden. Sie ist selbstreferenziell. Und sie singt: »Mein Herz ist klar, mein Herz ist rein. Ich spinne und singe so allein. Wonach nur schau ich ins Fenster hinein? Wohin nur kehr ich wieder heim?«

Material:

Clemens Brentano, *Der Spinnerin Nachtlied*

Johann Wolfgang von Goethe, »Gretchen am Spinnrade«, aus *Faust I*

Helen Jarvis, Paul Kantor, Jonathan Cloke, *Cities and Gender*

Rebecca Solnit, *Wanderlust. A History of Walking*

Lynne Tillman, »Madame Realism: A Fairy Tale«, aus *The Complete Madame Realism And Other Stories*

50 Cent, *Window Shopper*

**die zu uns sprechen
mit einem messer
als zunge**

Andra Schwarz

Überall zuhause sein allein

*Hier liegst du im offenen käfig zwischen betonpfeilern
fühlbar die rohheit der knochen als es mich überfährt
schnellzüge im rhythmus der herzschläge was zählt ein leben
zerschossene träume an den trassen die eigene masse
nächtliche räuber im schlaf eistaube zehen offenbar
das dröhnen & donnern des letzten verkehrs im nebel
verschollene streckt einer seine finger entgegen in zeitlupe
entflammtes gas und in den poren meine fluchtbewegung
im vorbeigehen schutzlos ohne zu wissen wer du warst*

*Du schiebst es vor dir her ein quadratmeter leben
im klappernden wagen durch ubahnschächte labyrinthe
jeden tag an den straßen extremitäten offenbar entblößt
steht eine figur ausgesetzt den blicken unterm lichtschirm
der mandorla im regen erstarrt auch im winter barfuß
mit schneeigen zehen umringt von quietschenden bahnen
sich nicht nähern können fällt ein vorhang dazwischen
verloren im dunkel die eigene stofflichkeit vergessen
in der nässe überall zuhause sein allein*

Seit tagen driftest du entlang an den straßen im gestotter
der bahnen krampft sich die lunge zusammen das zwerchfell
bleiben die augen nirgendwo hängen außer an dir im licht
fast gläsern werden im gedränge hamstergänge im rollstuhl
gefallener engel den wir stürzten aus dem leben bald grau
an den schläfen anämisch ausgesetzt wie ein säugling
eingeschlagen in decken nur gesicht und zwei hände
die zu uns sprechen mit einem messer als zunge
die fleischige wunde im mund die uns quält

Liegst unter decken auf folien schaumgummi matratten
lauerst schlaflos in höhlen im antlitz der brücken im park
umgeben von stalagmiten tropfenden wachs und knistern
knistern in büschen unter laub staubtrockenen ästen ähren
und ich in fell auf einem esel an einer lichtung in richtung
stadt folge einer melodie im dunkeln kurze wellen und
du fast wieder nüchtern kopfüber geboren geschoren
noch schorf an den schläfen führst Gespräche mit käfern
oder asseln am abend jagst schwarze katzen zur nacht

Dinçer Güçyeter

Byzanz will es ohne Kondom

Mit Gedichtzeilen von Lâle Müldür

Er starb nach einem langen Kampf. Mit dem Tod blühte eine Nelke in seinem Mundwinkel auf. Ich habe ihn in einem Paket in die Türkei gebracht. Die Männer am Flughafen sagten mir nach der Landung, ich könnte mein Paket da und da abholen. Das Paket und ich in einem Bus, Richtung Uşak. Nach dreieinhalb Stunden, es war ein langes Gespräch mit Papa, sind wir in dem Dorf angekommen. Hier ist er geboren. Nach seinem Wehrdienst ging er nach Deutschland. »Ich wollte nicht in diesem Dorf vergammeln«, erzählte er mir immer wieder. Fünfzig Jahre in Deutschland gelebt. Und dann ist er gestorben, einfach so. Gegen vier Uhr morgens fuhr der Bus in den Hof des Hodschas. Ich stieg aus und klopfte an seiner Tür. Seine Stimme kam von einer anderen Richtung, hinten vorm Kuhstall stand seine Silhouette.

»Ich weiß Bescheid, lass mich noch die zwei Kühe melken, dann bin ich bei dir«.

Es war Ende Februar, der tiefste Winter. Der Busfahrer wurde ungeduldig. Nach zwanzig Minuten kam der Hodscha, stellte den Blecheimer vor die Tür und gab mir seine Hand.

»Du bist der Sohn?«

»Ja, ich bin der Sohn.«

»Warte, ich ziehe mir eine richtige Hose an.«

Jetzt sehe ich sein Gesicht: Ein Matruschka mit 'nem Schnäuzer. »Der Teufel würde sich hier verlaufen«, murmelte der Busfahrer hinter mir und zündete sich eine Zigarette an. Nach was weiß ich wie vielen Jahren kam

der Hodscha, im Anzug und mit einem Käppchen auf dem Kopf. Ein Matruschka mit Käppchen und Schnäuzer. Papa liegt im Paket, nicht lachen! Der Busfahrer öffnet den Kofferraum, wir nehmen das Paket und tragen es in den Leichenraum neben dem Kuhstall. Ich und der Hodscha, wir öffnen das Paket, nehmen die mit weißem Stoff eingewickelte Leiche heraus und legen sie in einen Holzsarg. Der Busfahrer nimmt das Paket und tritt aufs Gas, ohne ein Wort zu verlieren. Der Hodscha holt für mich ein Glas Tee. Nach was weiß ich wie vielen Jahren kommen ein paar Dorfbewohner, die Verwandten und ein Traktor mit 'nem durchgerosteten Anhänger. Der Sarg wird auf den Aufhänger platziert, wir auch, fast übereinander, die kleine Reise zum Friedhof beginnt. Auf so einen Einfall würde Kusturica niemals kommen, denke ich. Das Lachen muss ich erwürgen, Papa liegt im Sarg. Er wird begraben, die Matruschka mit dem Schnäuzer und Käppchen spricht Suren aus dem Koran. Alle weinen, ich nicht. Ich fahre zurück in die Stadt. Die Straße ist mit Schnee bedeckt.

Hoffe, ihm wird es nicht kalt da unten. Hoffe, die Nelke erfriert nicht in seinem Mundwinkel. Nach zwei Tagen packe ich meinen Koffer und fahre mit dem Bus nach Istanbul. Den letzten Tag vor der Abreise, der Reise nach Deutschland in dieser wirren Stadt verbringen.

du schläfst. mit dem blick richtung byzanz, so schläfst du gerade. deine müdigkeit ist grenzenlos, denn byzanz zu sehen, richtig sehen zu können, hat dich viel kraft gekostet. auf die weißen blätter neben deinem kopf fallen von den weißen venezianischen kristallen an deiner decke bündelchen aus licht. die müdigkeit der augenlider ist in goldenes wasser getaucht, nachts verläuft es von den seiten. du willst nur mit dir selbst sein, du willst in das imperium des schlafs versinken, in dem niemand was von dir verlangen kann.

Ich bleibe aber hier, in dieser wirren Stadt. Am selben Abend klopfe ich bei einem Buchhändler, den ich vor Jahren kennengelernt habe, an die Tür. Damals, bei meiner ersten Reise nach Istanbul, suchte ich den Gedichtband von Lâle Müldür und fand ihn nicht. Er ordnete neben mir die Bücher in die Regale ein. Ich habe ihn gefragt. »Die meisten Gedichtbände haben wir unten im Keller, ich schau mal«, sagte er und kam nach zehn Minuten mit dem Gesamtwerk der Dichterin zurück. So kamen wir ins Gespräch. Er erzählte mir, dass er und seine Freunde in einer heruntergekommenen Ecke

dieser Stadt, in Tünel, nah am Galataturm ein Künstleratelier haben und ich da arbeiten kann und gab mir seine Adresse. Er öffnete die Tür, ich wollte seine Wohnung nicht betreten, bat ihn, mich zu diesem Atelier zu bringen, ich würde ab jetzt hier leben. Er stellte keine Fragen. Nahm seine Lederjacke und seinen Schal von der Garderobe, zusammen gingen wir an tausend Ecken vorbei, die hohen Bürgersteige rauf und runter zum Atelier. In 20 Minuten waren wir schon da. Ich bat ihn nochmal, mir weiterhin keine Fragen zu stellen. Er holte eine durchgelegene Matratze aus der Kammer, drückte mir den Schlüssel in die Hand und ging. Am nächsten Tag würde er vorbeischaun, sagte er und ging. Ich schlief ein ... Was weiß ich nach wie vielen Jahren öffnete ich meine Augen, der Lärm von den Kramhändlern trommelte in meinem Ohr. Der Gestank von verbrannten Reifen verstopfte mir die Nase. Ich stand auf, um das Fenster zu schließen.

»Mach es nicht zu, sonst stinkt die ganze Bude saftig nach Kaka, die Rohre sind alle eingefroren«.

Ich schaute mich um nach dieser hohen Stimme, sie war nicht zu finden. Ging zum Flur, sie war nirgendwo. »Komm in die Küche«, rief die Stimme. Ahnungslos ging ich hin und her und fand die Küche. Sie stand am Herd. »Der hat mir alles erzählt, willkommen in der Kommune der Haltlosen. Ich nehme mir eine Decke und setze mich auf den Balkon. Jetzt sehe ich die ganze Straße. Die Zigeunkinder, die Geschäftsinhaber, Frauen, die in Plastikschüsseln Wäsche waschen und Hunderte Klangcollagen von Hammerschlägen. Die Stadt hat einen epileptischen Rhythmus. Diese Stadt ist eine Technogrube. Das Sehen fällt mir noch schwer. Ich höre es.

dafür hast du dein haus verlassen. bist nach pera gegangen. in den goldenen wässern von byzanz schläfst du. einen besseren ort als diesen hättest du nicht wählen können, um die namenslosigkeit zu leben ...

»Und Schnucki, bist du schwul, willst du dich umoperieren lassen, wer hat dich zuerst vergewaltigt, komm, beginne mit deinem Drama. Aber eins sage ich dir schon mal, diese Scheißoperation, überlege dir das tausendmal. Viele haben den Pimmel diesem Pinke Welt-Traum geopfert und wurden später die hoffnungslosen Kafka's der Fickszene. Auch nach Jahren zünden viele noch Kerzen an und gestalten Gedenkfeiern für den Geschnittenen. Ich verstehe, du willst nicht reden. Alles gut. Möchtest du 'nen Kaffee?«

»Ja, bitte ...«

»Milch und Zucker?«

»Gerne, weißt du, was für ein Film hier gedreht wird?«

»Diese Typen sind aus dem Ausland, Filmemacher, Schreiber, Möchtegern-Schauspieler, die nichts anderes können, als wie Vitrinenmodels blöd in die Ferne zu schauen. Kriegen von ihren Mamalipapali alles in den Mund gereicht und versuchen hier aus unserem Elend Kunst zu machen. Schmeiß die alle auf einen Haufen und du spürst keinen einzigen lebendigen Hauch von Genet. Alle tot, mit Bildung und Geld verdorbene Musterkinder des 21. Jahrhunderts. Aber papperlapapp, du schuldest mir noch paar Antworten.«

»Ich hab nichts zu erzählen, vielleicht später, vielleicht nie, aber nicht jetzt, bitte nicht jetzt ...«

»Verstehe, du willst es ganz mysteriös, haha! Hör mir jetzt gut zu, Schnucki. Istanbul, Byzanz oder Konstantinopel, oder nenne die Stadt, wie du willst. Dein großes Geheimnis ist hier nicht mehr wert als Fliegenscheiße. Seit Jahrhunderten werden hier Kriege geführt, Kriege zwischen Kopfschneidern und Minderheiten, Kriege zwischen Diktatoren und freien Geistern. An allen Festungsmauern dieser Stadt siehst du noch das Blut rinnen. Die Bewohner dieser Stadt bekommen immer neue Gesichter, alles andere bleibt gleich, die Jagd nach Menschen, Hoffnungen und die Möwenschreie am Goldenen Horn ...

Die Geldscheißer sind die ewigen Herrscher dieser Stadt. Alles andere kommt und geht. Es wird immer voller, die Neonlichter verblenden alles. Die Häuser werden immer höher, an vielen Fassaden siehst du nur noch den Schimmel, diese Stadt wurde seit Jahrhunderten nicht mehr gelüftet. Jetzt liegt sie hier, wie ein gestrandeter Wal, dessen Magen mit Plastikmüll voll ist. Die Fäulnis ist vor langem angebrochen und nimmt kein Ende mehr. Keiner fragt sich, wo die ganzen Armenier, die Griechen, die Assyrer, die ganzen Hutmacher, Schneider, Goldschmiede geblieben sind. Sie wurden alle vertrieben, von Diktatoren, Banken und Patrioten. Ich kam als Student hierhin, vor zwölf Jahren, um Theater zu studieren. Damals gab es hier auf der Straße Künstlerateliers, Autorenkneipen, Verlage, ein Geist, der den Gestank dieser Stadt noch erträglich machte, selbst die wurden in den letzten Jahren weggeräumt. Alles, was das Denken fördert, wird hier wie ein alter Reifen ins Feuer geworfen. Die Politik kooperiert hier sehr eng mit der Mafia, wenn du ein wenig Schwäche zeigst, wirst du gefressen. Überall wimmelt es von Hyänen. Viele in meinem Beruf wurden hier erstochen,

erschossen oder mit Aceton so verunstaltet, dass sie sich gar nicht mehr in die Öffentlichkeit trauen. Du wirst zuerst gefickt, dann getötet. Der Mord ist eine saubere Handlung, um eigene Sünden aus der Welt zu schaffen. Gott ist blind, glauben die Gläubigen und führen ihr Gemetzel fort. Istanbul, diese Stadt, ist wie ein Mann, der seine Berufung als Samenspender sieht. Sie fickt ohne Kondom und schleudert dich wie Dreck in eine blinde Gasse und nimmt sich einen anderen.«

*aber du schaffst es nicht, stattdessen schläfst du mit blick nach byzanz.
zeus flüstert dir nicht mehr ins ohr. hermes besticht nicht mehr mit seinen
täuschenden gesten. die meerjungfrauen sind schon lange tot. ihre leichen
schwimmen irgendwo beim leanderturm umher.*

Die von Fenster zu Fenster gebundenen Wäscheleinen, die eingesackten Dächer, der Gestank der brennenden Reifen, das Schreien der Straßenhändler ... nichts hatte sich hier verändert. Die Fotos von Ara Güler sah man nach einem halben Jahrhundert wieder. Den Nachmittag verbrachte ich in einem Kaffeehaus, alle Zeitungen und der Fernseher berichteten über junge Leute, die am Gezi-Park gegen den Staat protestierten.

»Wegen drei Bäumen machen die so ein Theater, das sind verwöhnte Köter, die nichts Besseres zu tun haben, alle sollte man mit Säcken behängen und Tag und Nacht malochen lassen.«

Der in seinem abgenutzten Anzug am Fenster sitzende Mann begann mit seiner Tirade. Ich legte 2TL auf die Untertasse und lief die steile Straße weiter hoch. Es ist die Stadt mit sieben Hügeln. Und hier, besonders in diesem Viertel brauchst du die Kondition eines Bergsteigers. Nach einer Stunde stand ich wieder in Beyoğlu. Zwischen Menschen, die hinter irgendetwas herrannten. Die Stelle, wo Hrant Dink noch vor kurzem erschossen worden war, erkannte ich sofort. Fünfzig Meter weiter, am Galatasaray-Gymnasium, sah man die zurückgebliebenen Nelken der Samstagsmütter. Ich war ein Fremder und doch war mir jede Ecke dieser Stadt bekannt. Du denkst, du lebst mit dieser Stadt als ein Organ.

*du bist jetzt müde und schläfst. dein blick ist nach byzanz gerichtet. im
traum siehst du den venezianischen tazio – immer das große mysterium,
das du suchst.*

Neun Monate bleibe ich in dieser Stadt, in diesem Atelier mit Menschen, die ihre Schicksale miteinander verbündeten. Prostituierte, Transvestiten, Homosexuelle, Kurden, Türken, junge Menschen, die ihren Traum, eines Tages ein großer Filmmacher, Autor zu werden, von Tag zu Tag schmelzen ließen. Jeder hatte neben seiner Arbeit im Atelier eine zweite Aufgabe, die Miete, das Essen und das Gras mussten ja von irgendetwas bezahlt werden. Ich saß täglich zwei Stunden an einem Schrott-Computer und kopierte Porno-Videos auf CDs. Besonders die mit Schwarzen waren sehr beliebt auf dem Pornomarkt von Beyoğlu. Wenn die Abenddämmerung eintraf, packte ich alles in den Rucksack und brachte es zu den Jungs, die in den Seitengassen von Dolapdere, Tarlabası, Tepebaşı ihren Stand aufstellten. Ich bekam für eine CD 5TL, auf dem Stand wurden diese für 10TL verkauft.

Große Schwänze gehen wie warme Semmeln, mehr davon, war das Motto. Ein Volk, das sich so mächtig seines männlichen Geschlechts rühmt und dieses sehr dominant als den Allmächtigen präsentiert, entschädigt sich für seine Entbehrungen im Reich der großen Schwänze. Beim Liefern der CDs wurde mir jeden Abend ein neues Drama aufgetischt, entweder kamen die Sprösslinge der Mafia zum Stand und nahmen ein paar der CDs mit, ohne zu bezahlen, oder die Beamten vom Ordnungsamt. Widerspruch kam nicht in Frage. Die Folge davon wären ein Messerstich oder eine Beschlagnahme des Standes. Die Nächte verbrachte ich meist in kleinen Cafés, besuchte Lesungen von Dichtern, die ich sehr verehrte. Dichter, die vor 5–10 Leuten mit verkrümmter Stimme ihre Gedichte vortrugen. All die Werte, die nach den 50ern von Sozialdemokraten, von Gewerkschaften und Intellektuellen euphorisch beworben wurden, existierten nicht mehr. Der Schleier des Abgrunds erstickte mit Machtgier jede Hoffnung, jede Handlung, die er als Opposition sah. Die Idylle einer neuen freien Welt war nur noch ein Platzhalter in Archiven der schönen Künste. Im Grunde hatte sich in den letzten 600 Jahren nichts verändert. Das Blut des Bruders dem Sultan das Tor. Dieser ließ für seine Gelüste neue Harems gründen. Mit Jungfrauen und Jünglingen, die von besetzten Gebieten hierher verschleppt wurden. Die eine Sorte diente nur der Fortpflanzung, die andere der gefühlsechten Neigung. Alle, die nicht den Sitten des Sultans folgten, wurden in einem Sack in das Wasser des Bosphorus geworfen. Die Spuren der Sünde wurden hier immer mit einem Mord gereinigt.

*im byzantinischen weißen raum sagt einer von den alten:
»und das ist die wunderbare balance: künstler und mensch
ein einzelnes und eins / beide sind am boden angekommen
ist das leben oder schönheit?«*

An einem regnerischen Märztag saß ich auf der französischen Straße in Çukurcuma. In Beyoğlu war wieder eine große Demo. Das Nachbeben der Gezi-Proteste wollte nicht ruhen. Immer wieder gingen kleinere Gruppen auf die Straßen und protestierten mit Töpfen und Musikinstrumenten. Die Provokation der Regierung nahm kein Ende. Um das eigene Unvermögen zu kaschieren, brauchte der Staat neue Feindbilder. Und dieses Mal waren es junge Menschen, die sich nach einer neuen Welt sehnten. Dieses Mal hatte der Sultan seinen ganzen Realitätssinn vollständig verloren und sah das gesamte Land als seinen Harem. Ich war vertieft in Lâle Müldürs Gedichte, der Kellner kam, fragte, ob er mir noch einen Tee eingießen soll, ich nickte. Er kam mit der Kanne, füllte das Glas und fragte mich mit seinem kurdischen Akzent, was ich von dieser verrückten Dichterin halte. Verrückte Dichterin ... »Sie ist meine Göttin«, antwortete ich. Er holte ein Tuch und tat so, als ob er den Tisch wischen würde.

»In 10 Minuten habe ich Feierabend, ich bringe dich zu ihr.«

Ich war weder überrascht noch spürte ich Freude, ließ mich einfach von ihm führen.

Auf dem Weg zu Lâle erzählte er, dass er einer von diesen Nachwuchsslyrikern sei, er war schon öfter bei ihr, ließ seine Texte begutachten. Diesen letzten Satz betonte er wie eine zerschmetterte Glasflasche, ich wagte mich nicht zu fragen, was die Dichterin von seinen Texten hielt. Wir standen vor ihrer Haustür.

»Ich muss gleich wieder weg, hab eine Verabredung mit Freunden, heute Abend schauen wir uns gemeinsam das Beşiktaş – Fenerbahçe Spiel an.«

Er drückte mir die Hand und ging die Straße wieder hinunter, die Hände in den Hosentaschen. Auf seinen schmalen Schultern sah man den ganzen Ruß dieser Stadt. Ich rauchte eine Zigarette vor der Tür und klingelte. Die Tür wurde von einer Frau mit geblümter Schürze geöffnet.

»Ich wollte die Dichterin besuchen.«

»Kommen sie rein.«

Sie saß auf einer Couch, rauchend, das ganze Wohnzimmer hüpfte mit der Stimme von Patti Smith.

»Herzlich Willkommen, wild Boy, nimm Platz.«

Nach acht Tagen als Gast bei der Dichterin, erzählte ich ihr, mein Aufenthalt in Istanbul sei nur ein Witz des Schicksals.

»Ich wusste es ...«

»Woher?«

»Hier, in dieser Stadt, wollen alle von dir was haben. Du wolltest nichts, du bist nicht diese Stadt. Du kommst aus einer anderen Luft. Was hat dich hierher getrieben.«

»Wollte meine Sünden mit einer Flucht reinigen.«

»Du bist ein Dichter. «

»Nein.«

»Deutschland hat so kräftige Bergmänner, die dem Jesus sehr gleichen.«

»Ja, ich bin ein Bergmann.«

»Du kannst mehr, ich gebe dir meine Gedichte mit, sag den Deutschen, ich wäre die Diva der Dichtung. Siehst du, ein Adler springt aus meiner Stirn.«

»Ja, ich sehe es.«

»Geh und fang ihn.«

Ich stehe an der Passkontrolle im Kölner Flughafen. Der Beamte schaut auf mein Passfoto, hebt den Kopf, schaut in mein Gesicht, das ganze wiederholt er mehrmals. Ich verstehe ihn. Ich bin nicht der auf dem Passfoto. Ich habe einen Gedichtband und eine Sünde in meinem Rucksack, beide wollen gereinigt werden. Ich verstehe den Beamten. Zu meiner Überraschung lässt er mich durch. Ich fahre mit der U-Bahn zum Rhein, nehme die Gedichte aus dem Rucksack. Höre die Stimme von Papa.

»Dinçer, wie geht's dir?« Ich lese das erste Gedicht.

du schläfst jetzt im byzantinischen weißen raum, bist sehr einsam. einer von den alten sagt »weine nicht« und dann »morgen ist dein geburtstag. morgen bekommst du einen neuen namen.«

Lea Sauer

Eine Überlebende, Eine Zeugin, Ein Bericht

Ich gehe auf die Straße und ich denke, sie sehen es. Ich denke alle Augen sind auf mich gerichtet. Dieser Mann dort, er sieht mich an. Die Frau, sie sieht mich an. Das Kind, es sieht mich an. Und alle, alle, alle wissen, was passiert ist.

(Die Sonne schlägt steilschräg an der Hauswand vorbei und leuchtet mich aus.)

Da treffen Blicke auf mich. Auf meinen Körper mein Gesicht. Das muss man doch sehen, denke ich. Man muss es doch sehen. An meiner Wange zum Beispiel. Ich habe sie im Spiegel untersucht. Kleine rote Sprenkel und um das Auge auf dem Lid etwas Braun. Das Braun habe ich überschminkt. Mit schwarzem Lidschatten habe ich es überdeckt. Aber die roten Sprenkel, die muss man doch sehen. Da von meinem rechten Wangenknochen bis hin zum Nasenflügel. Wie kleine Nadelstiche, so sehen sie aus. Sie sind aber was anderes. Kleine Blutungen unter der Haut, die kommen, wenn die Gefäße auf bestimmte Art reißen. Von einem Schlag zum Beispiel oder einem Stoß. Ich habe es gegoogelt. Wussten Sie das? Dass ein Schlag dafür reicht? Gefäße können reißen, gequetscht werden, auslaufen, gedehnt werden. Adern. Die empfindlichsten Gefäße der Welt. Manche Haut wird gar nicht blau, wirklich nicht. Sie wird einfach nicht blau. Sie wird braun oder gelb. Auf meiner Schläfe zum Beispiel, da ist dieses Gelb wie ein Hauch vom warmen Licht in die Haut eingelassen. Meine Haut ist wie getränkt von diesem Gelb, sehen Sie das, ja? Wissen Sie, wie Blut eine solche Farbe geben kann, wissen Sie das? Ich auch nicht. Das habe ich noch nicht nachgeschaut, einfach vergessen nachzuschauen. Aber man muss es

doch sehen, denke ich. Man muss doch das Blut sehen, das in meiner Nase krustet, man muss doch sehen, dass sie geschwollen ist, sehen Sie das. Wie sich da die Kruste gegen die Nasenwand drückt, die kleine Wölbung hier. Das muss man doch sehen. Aber sie sehen nichts, nie. Die Frau nicht, der Mann nicht, niemand. Ihre Blicke sind in eine Leere gerichtet, die den Platz meines Gesichts einnimmt. Mein Gesicht, ich weiß, ich weiß, eine schmutzige Scheibe, fast durchsichtig ich weiß. Man bemerkt die Scheibe nur gerade so, dass man nicht dagegen läuft, dass man ausweichen kann, ohne mich zu berühren. Einfach ein Hindernis etwas worauf man in keinem Fall stoßen darf. Ich weiß.

(Ich. Die Scheibe im Licht.)

Aber ich denke, gleich mache ich es ja. Gleich gehe ich hin, hier noch an der Bushaltestelle auf dem Weg zum Supermarkt oder wenn ich gleich nach Hause gehe vorm Kiosk, da trete ich vor den Mann, die Frau, das Kind und schaue ihnen direkt ins Gesicht. In die Augen, den Blick. Und dann streiche ich mir so eine Strähne hinters Ohr, genauso, so mache ich es. Ich halte ihnen genau die Seite hin, auf der seine Hand vor wenigen Stunden meine Haut traf, ich schaue ihnen direkt in die Augen, genauso, ja so, besonders der Frau. Mein Blick hat eine Härte, die sie aufmerksam macht, machen muss. Auf meine Augen, meine Lippen, mein Gesicht. Da führt kein Weg an mir vorbei.

(Ich. Das Hindernis.)

Ich muss nur ein paar Schritte vorgehen. Es ist ganz einfach, ganz leicht. Einen Fuß heben vor den anderen, und dann wieder den Fuß heben, und dann usw. Ich denke nicht daran, dass ich da eine Grenze missachte. Eine Grenze zwischen ihr und mir, ich denke nicht darüber nach, ob das, ob ich zu viel bin, ich denke einfach nicht daran, darüber nachzudenken. Da ist nur das Gefühl einer kleinen Schwelle in mir, die ich übersteigen muss, nur ganz klein. Ich übersteige sie mühelos, schamlos, vielleicht sogar mit etwas Stolz in meinem Blick. Ich habe es geschafft. Und meine Hand fährt dann nochmal an meiner Schläfe vorbei, sehen Sie, so mache ich es, genauso. Ich fahre an diesem gelben Schimmer vorbei und dann bemerkt es die Frau.

(Sie runzelt die Stirn. Sie fragt: Was haben Sie denn gemacht was ist Ihnen denn passiert das sieht ja schrecklich aus. Sie sagt: Ich kenne das, ich kenne ihr Gesicht, diese Farben, jaja. Sie sagt: Ich auch, ich auch, (ihr versagt die Stimme) ich auch. Sie sagt: Ich weiß genau und ich helfe Ihnen

und ich (ihr versagt die Stimme ein zweites Mal). Sie nimmt meine Hand, sie nimmt mich an der Hand und wir gehen.)

Ich muss nicht erzählen, was passiert ist, sie weiß es einfach, sie wird es einfach wissen. Das muss doch jemand wissen. Ich darf schweigen, muss nichts beschreiben, ich darf die Details zwischen ihm und mir lassen, ich muss das nicht preisgeben, was ich habe mit mir machen lassen, wie ich auf dem Boden liege mit blutender Nase, ich muss es nicht erzählen, wie ich dann aufstehe meine Hand schützend vor mein Gesicht halte, wie er mich wieder trifft, wohin er mich trifft, wie mein Kopf gegen die Fliesen im Bad prallt, und noch einmal, meine Brust schaut raus an der Seite meines Tops, ich bedecke sie mit der Hand, versuche alles zu bedecken, was geht, das muss ich nicht preisgeben, es wird gesehen. Das sieht man mir einfach an, ich muss mich gar nicht schämen, nein, wirklich nicht. Ich habe nichts, wofür ich mich zu schämen bräuchte. Das ist nicht meine Schuld, sehen Sie. Man sieht es einfach, an meiner Haut, meinen Augen, meinem Blick. An meinen Körper. Es ist ganz einfach. Ich mache diese Schritte, ich übertrete die Schwelle, ich streiche mir die Strähne aus dem Gesicht, ich schaue sie an und es ist genug. Ohne Zweifel ist es genug, sehen Sie das, ja?

(Ich habe aufgehört zu zählen, wie oft.)

Genauso ist es passiert. Gestern, vorgestern, davor. Seit Monaten gehe ich raus, steige in Busse, steige an Haltestellen wieder aus, gehe einkaufen. Ich zeige mich am Kiosk, wenn ich Zigaretten kaufe.

(Der Mann: So eine hübsche Frau in meinem Laden. Fasst sich ans Herz, lächelt. Ich: Halte ihm meine versehrte Wange hin. Da genau da. Er: Macht trotzdem 4,50 €.)

Ich gehe raus, einfach um draußen zu sein. Um mich zu zeigen, gehe ich nach draußen. Für jeden sichtbar bin ich da. Oder. Auf der Straße, im Park, im Geschäft. Ich bin da. Sehen Sie, ich bin da. Ich bin hier auf jedem Pflasterstein, in jedem Rinnstein, an den verschiedenen Hausecken stehe ich. Ich sehe die Mütter mit ihren Kindern an der Hand und ich sehe mein eigenes Kind, wie es zusammengekringt im Bett liegt, sich die Ohren zuhält, wie es nicht weint, wie es still ist, wenn seine Hand mich trifft. Und ich will in die Kinderwagen fassen, ich kann es kaum lassen, das wirklich zu tun. Mich diesen Kinderwagen zu nähern und dann einfach diese Kinder, diese Mütter zu berühren, wenn sie an mir vorbeigehen. Im Bus stelle ich mich nah an sie heran. Ich spüre, wie warm sie sind, der milchigwarme Geruch von Säuglingen zieht durch den schweißgetränkten Bus, verspricht

mir einen goldgelben Herbst oder Sommer, zumindest ein gutes Jahr. Und dann werden auch die Hausecken, die Rinnsteine, etwas still oder vielleicht werden nicht sie still, sondern ich. In meinem Kopf wird etwas nicht stumm, sondern still und das sehe ich. Das sehe ich bei jedem Blick auf jede Mutter mit einem Kind an der Hand. Das ist da. Überall ist es da. Wir sind überall. Ich bin da. Ich bin immer noch da.

Ich halte jedem meine Wange hin. Ich halte sie unter die Halogenstrahler bei meinem Zahnarzt.

(Er so: Bitte halten Sie den Kopf gerade. Ich so: Drehe den Kopf immer und immer wieder zur Seite.)

Ich bin da.

Ich gehe zum Frisör sehr regelmäßig. Auch wenn ich Schwellungen am Hinterkopf habe auch dann.

Ich bin da.

Nur: Sie haben noch nie etwas gesehen. Ich habe noch nie einen Schritt gemacht.

Svenja Reiner

Otis

Dolores Hayden hatte bereits 1980 überlegt, wie die Architektur der Städte weniger sexistisch sein könnte.[\[3\]](#) Die Autorin schrieb, dass das amerikanische Stadtleben vor allem auf die Familie ausgerichtet sei, in der Einer arbeiten ging und Eine die Kinder in die Highschool, in die Mall oder zur Soccer Practice fuhr. Wenn man diese Tätigkeiten mit Shopping for Groceries verbindet, mit Fahrzeiten und Stau, dann ist so ein Tag ziemlich ausgefüllt. Die Architektur der meisten US-amerikanischen Städte war sexistisch, weil sie für bestimmte Rollenbilder und Aufgabenteilungen geplant wurde. Ist man erst divorced, old oder disabled – Gott behüte alles drei – passt man nicht mehr in die Stadt. Die Stadt wurde nämlich von Menschen gebaut, die diese Probleme nicht haben. In dem Beitrag entwarf die Autorin daraufhin ein gemischtes Housing Project. Es gäbe ein Day-Care-Centre mit Garten, das eine Kindertagesstätte für 40 und After-School Activities für 64 Kinder anböte, einen Waschsalon, eine Kantine, die Essen kochen würde für said Day-Care-Centre, zum Mitnehmen und für einen Meals-on-Wheels-Service. Im Local Grocery Depot könne man selbst einkaufen und kochen, es gäbe zudem einen Selbstversorgergarten, einen Dial-A-Ride-Service und ein Home Help Office, das Hilfskräfte bereitstellt für The Elderly, The Sick und angestellte Eltern mit erkrankten Kindern. Die Autorin errechnete einen Bedarf von 37 Workern, die in Halb- und Vollzeit arbeiten.

Ich traf Otis in der Kleinstadt, in die ich mich nur schwer hatte eingewöhnen können, auf dem Weg durch die dunkle Straße. Er stand vor dem Stadttheater. Über ihm leuchtete eine Straßenlaterne und warf Schatten in die Büsche und vor seine Füße. Otis hatte einen durchdringenden Blick, dem es schwer war standzuhalten. Ich holte tief Luft. An diesem Abend war

es noch warm, es roch nach Gras und dem letzten Sonnenlicht. Ich wusste noch nicht, wer Otis war oder was, und sah ihn direkt an, ohne zu blinzeln, ohne mich zu verraten und von mir oder dem Hass, dem Krieg oder den Toten zu erzählen.

Im Jahr Neun findet die Varusschlacht statt. Drei Tage lang bekämpfen sich ein römischer und ein germanischer Feldherr. Das römische Heer besteht aus zwanzigtausend Soldaten und vier- bis fünftausend Reit- und Zugtieren. Um nicht gefangen genommen zu werden, töten der Feldherr und seine Offiziere sich selbst. 780 wird die Stadt von einem Kaiser gegründet, 880 beginnen die Überfälle der Normannen auf die Stadt. 900 beginnt der Dombau – geleitet von einem Bischof, eingeweiht 206 Jahre später von einem Anderen. Wie einfach und schnell sich diese Dinge erzählen lassen.

Ich wusste, dass die Kleinstadt den Männern gehörte. Ich wusste, dass sie ihr den Namen gegeben hatten, das Wappen und ihre Form. Die Stadt hatte eine runde Anlage mit drei Zentren, die die Männer um die historische Stadtmauer, das große Einkaufszentrum und den Busbahnhof gebaut hatten. Ich konnte mir nicht merken, in welche der drei Kreise meine Orte gehörten. Ich kannte sie als Punkte auf der Karte, aber konnte sie nicht verbinden. Ich stolperte durch die Stadt und hoffte, irgendwo anzukommen. Für mich sahen die Straßen von vorne anders aus als von hinten, im Tageslicht anders als nachts oder bei Regen. Die Stadt veränderte sich rund um die Uhr. Ich verlief mich ständig. Warte doch mal kurz, wollte ich sie bitten. Halte mal kurz an. Aber die Stadt hörte nicht hin.

Insekten flogen von allen Seiten gegen die Laterne. Manchmal hörte man den dumpfen Aufprall der Chitinkörper auf dem hellen Kunststoff. Otis sagte eine ganze Weile lang nichts, er blickte nur zurück in mein Gesicht und dann lief er los. Ich ging neben ihm her und versuchte, ihn unauffällig zu mustern. Es war schwer zu erkennen, wie Otis aussah. Als ich vor ihm stand, war er viel größer, als ich aus der Ferne vermutet hatte. Seine Haare waren dunkel, er hatte eine starke Nase und Augen, die kalt und wissend sahen. Unmittelbar verglich ich ihn mit mir und wünschte mir seine Konsequenz und den scharfen Blick im Tausch gegen meine Orientierungslosigkeit, die Zweifel und alles Weiche. Vielleicht hatte Otis die Stadt gebaut. Seine Hände sah ich nicht.

Seit den 1980er Jahren sind Städtetrips in Deutschland touristischer Trend. Die Reisenden gehören in der Regel zu den älteren Jahrgängen, haben ein besseres Ausbildungsniveau und ein höheres Einkommen. Laut

IPK sind in den letzten Jahren vor allem die westeuropäischen Staaten Niederlande, Belgien, Dänemark und Italien und Osteuropa beliebte Reiseziele geworden. Dabei suchen die Urlaubenden bewusst Orte, die noch unerschlossen sind und nicht als touristisch gelten, sondern eine Volkskünstlichkeit [4] suggerieren: Das Echte, Wahre, Traditionelle im geografisch Anderen, möglichst unberührt von der Erfindung des Internets oder der Komplexität des 21. Jahrhunderts. Heruntergekommene Steinfassaden, eine knirschende Treppe, eine alte Frau sitzt alleine im untapezierten Wohnzimmer. Ein Schrank, ein Fernsehtisch, ein fleckiger Kaffeebecher. Aninoasa ist die erste Stadt in Rumänien, die nach dem EU-Beitritt einen Insolvenzantrag [5] gestellt hat. Die vielen leeren Schaufenster, die eingeschlagenen Fenster, die verlassenen Balkone bilden eine stimmungsvolle Kulisse. Im asphaltierten Innenhof spielen schreiende Kinder in dreckigen Shorts und barfuß mit einem Ball. Die Hunde werden an Stricken geführt. Authentischer Städtetourismus braucht Armut. Wer so laut beim Spielen schreit, dem kann es doch nicht schlecht gehen?

1302 unternehmen ein Bischof und die Bürger der Stadt einen Feldzug und sperren einen Grafen sechs Jahre lang in einen Turm. In dem Artikel nehmen Spekulationen über den Turmnamen mehr Raum ein als die Schilderung, ob der Gefangene überlebte. 1441 wiederholen sich die Ereignisse: Erneut wird ein Graf von Bürgern gefangengenommen; wieder sechs Jahre Haft. Wer sind diese Bürger? Wer sind diese Grafen? Gibt es eine Kulturgeschichte der historisch-normalisierten Gewalt?

Otis und ich gingen schweigend nebeneinander durch die dunkle Stadt. Ich dachte daran, dass ich ganz alleine war. Als ich wieder aufschaute, standen wir an einer Kreuzung. Ich sagte: »Auf Wiedersehen.« Ich fragte: »Bis bald?« Otis antwortete nicht.

1530 verwüstet in Brand die Stadt. Es folgen eine Seuche, Missernten durch eine Sturmkatastrophe. Viele Menschen sterben in der Hungersnot. Zwischen 1349 und 1639 werden 276 Frauen und zwei Männer in Hexenprozessen gefoltert und verbrannt. Jeder neue Tote ist eine Gefahr für die Frauen. Enthauptet zu werden, gilt als gnädiger Akt der Hinrichtung und muss von den Verwandten erkauft werden. Unter einem Bürgermeister werden 1583 121 Frauen innerhalb von drei Monaten hingerichtet. Hexen werden vor den Stadttoren verbrannt. Man bindet sie auf Leitern und dann zündet man sie an. Ich muss an Berichte aus New York denken, in denen die Menschen nach 9/11 sagten, die Stadt habe noch lange nach verbrannten

Menschen gerochen. Die Stadt sei unter dem Staub verbrannter Menschen verdeckt gewesen. Wie haben sich die Frauen 1583 gefühlt? Morgens, wenn sie vor Sonnenaufgang schon die Toten riechen konnten. Wenn sie ihren Staub wegfegten, aus Kleidern wuschen und von den Knien ihrer Kinder.

Ich wusste, dass Otis irgendwo in der Stadt lebte, auch wenn ich ihn selten sah. Ich stand häufig in kleinen Nebenstraßen, weil ich wieder falsch abgebogen war. Wenn ich versuchte, mir die verschwommene Karte der Stadt vorzustellen und meinen Standort zu bestimmen, befiel mich manchmal das Gefühl, als sei er kurz vor mir dort gewesen und gerade eben hinter einer anderen Ladedtür oder in einem Hauseingang verschwunden. Ich stellte mir vor, dass er mich durch Flurfenster hindurch beobachtete. Manchmal wandte ich mich auf der Straße abrupt um, aber ich sah niemanden. Otis hinterließ keine Spuren.

Es folgt: Die Pest. Die Pocken. Erneuter Ausbruch der Pest. Ein großer Brand zerstört Rathaus, Marienkirche und Altstadt. 75% der Bevölkerung sterben. Dreißigjähriger Krieg. Siebenjähriger Krieg. Wie erträgt man so viel Tote?

Ich ging verbissen weiter in der Hoffnung, anzukommen. Ich lief ständig und in großen Kreisen.

Auf Twitter fragte die Polizei Berlin am 8. September 2018, ob es Orte gibt, an denen sich die Bewohner unsicher fühlten, die sie ungern oder nicht betreten. [\[6\]](#) Die User schrieben: Kotti, der Görlitzer Park, U-Bahnhöfe, Schöneweide. Ich fürchtete mich nicht vor Orten. Ich wurde nervös beim Anblick von Fußballfans oder, wenn ich sah, dass der Bürgersteig vor der Eckkeipe eng war. Ich hatte Angst vor den betrunkenen Männern der Kleinstadt, nicht vor ihrem Bahnhof. Instinktiv suchte ich in diesen Momenten nach Frauen, deren Blick ich halten konnte wie einen Tarnumhang oder wenigstens wie eine schwere Taschenlampe. Aber die Frauen kamen selten in diese Teile der Kleinstadt und dann sah ich zu Boden und versuchte, seine Farbe anzunehmen. Irgendwann war ich derart auf mögliche Gefahren konditioniert, dass ich die Stadt nach Sonnenuntergang gar nicht mehr betreten wollte.

Am nächsten Tag verlief ich mich so lange, bis ich in einem Randbezirk endete. An den Grenzen wurde der Boden der Stadt hügelig und stieg steil an. Die Männer hatten Treppen in die Berge geschlagen, in dem Versuch sie zu bezwingen. Aber die Berge wurden immer steiler, die Sonne brannte immer heißer und da gaben die Männer auf und überließen der Natur das

Feld. Ich begann den Aufstieg, um herauszufinden, an welchem Rand der Stadt ich verloren gegangen war.

Ein Schloss wird gebaut. Eine Eisenbahnlinie wird gebaut. Ein Theater wird gebaut. Bauherren sind Männer. Herrscher sind Männer. Bestimmten Berufsgruppen und Juden ist es nicht erlaubt, innerhalb der Stadtmauern zu leben.

Ich nahm eine Stufe und noch eine und da sprang Otis ab, lautlos, und landete schwer auf meinen Schultern. Ich ging unter seinem Gewicht in die Knie, wankte. Otis verbiss sich in meinem Nacken. Er fauchte. Ich fauchte. Mit zitternderen Händen zog ich mich hoch und schob meinen Oberkörper über das Treppengeländer. Den Kopf auf das kühle Metall gelegt, verweilte ich einige Minuten in dieser unbequemen Haltung. Der Aufstieg war mühsam, aber er gelang. Otis war längst wieder verschwunden.

Zukunftsvisionen: Wenn Mütter Städte entwickeln würden, gäbe es überall Rampen für Kinderwagen, breite Bürgersteige, autofreie Zonen. Es gäbe öffentliche Gärten, Parks und Wälder. Kinder wären überall. Wenn Rentner Städte entwickeln würden, gäbe es Bänke. Und wenn man einsähe, dass Obdachlose auch Menschen sind: Bänke ohne Sitztrenner. Türen würden sich langsamer öffnen und schließen. Vielleicht wären sehr laute Autos verboten. Es gäbe öffentliche Toiletten und Trinkwasser. Wenn Jugendliche Städte entwickeln würden, wären Graffitis legal. Man dürfte alle Rasenflächen betreten, für Fahrräder gäbe es eine separate Spur auf der Straße. Es gäbe überall Laternen und keine Gassen, die man nachts besser großzügig umläuft. Die Polizei hätte ihr Hauptquartier nicht am Bahnhof, sondern bei den Schulen, um den Kindern morgens über die Straße zu helfen. Vermutlich wäre das WLAN ausgebaut. Alle Wohnungen würden öffentlich vermietet und auch an Menschen mit nicht-deutschem Nachnamen, ohne Aufenthaltsgenehmigung oder mit geringem Einkommen. Es gäbe keine Problembezirke mehr, in denen Polizisten nicht-weiße Menschen instinktiv der Kriminalität verdächtigen könnten. Denn diese Menschen lebten: überall.

1935 wird das jüdisch geführte Modehaus Alsberg zwangsweise geschlossen. 1938 wird die Alte Synagoge in Brand gesteckt und abgerissen. 1941 werden die verbleibenden 190 jüdischen Bürger mit dem ersten Zug deportiert. 1986 wird der jüdische Friedhof geschändet. Die Täter werden nicht gefasst. Das jüdische Viertel der Stadt trägt den

Vornamen einer Frau. 1990 leben dort etwa 90 Menschen jüdischen Glaubens in der Stadt, heute sind es 800.

Ich nahm die letzten Stufen und sah über die Stadt. Sie war kleiner geworden und dunkler. Die Sonne stand tief über ihr. Man sollte aufhören, die Geschichte der Stadt in ihren Steinen zu suchen, dachte ich. Es ist der Boden, der die Stadtgeschichte speichert. Es ist die Erde, die die Namen kennt.

Dann verstand ich, dass ich zu weit in den Norden gelaufen war und begann den Abstieg. Unter meinen Füßen wurden die Stufen Beton, dann zu Pflastersteinen. Am Ende ging ich über festgetretenen Lehm. Zurück in der Straße waren die Häuser grau und groß. Zwischen den Pfeilern eines gusseisernen Tores las ich »Deutsche Centralbodenkredit 4–6«. Die Lücken zwischen den Steinen am Boden wurden größer. Hinter einem Fenster brannte eine Gaslaterne. Meine Schritte hallten laut in der leeren Stadt.

Otis erschien mir an diesem Abend zum letzten Mal. Ich vermutete, dass er durch das Fenster hineingekommen war, das ich am Morgen nicht richtig verschlossen hatte. Als ich die Holztür aufschob, saß er auf dem Schemel beim Herd, und weil er nicht viel Platz einnahm oder weil ich nicht viel Platz brauchte, protestierte ich nicht. An diesem Abend hatte sein Blick etwas Wölfisches.

Nachts schlief ich schlecht. Otis bewegte sich im Schlaf und ich wusste nicht, ob er träumte oder dämmerte. Ich lag neben ihm mit geschlossenen Augen, als könnte ich so meinen Körper zum Weiterschlafen überreden. Irgendwann traf mich sein Schlag. Als ich aufwachte, lag das Kopfkissen am Boden.

Simoné Goldschmidt-Lechner

sur d'autres heures

mein leben und denken und all das ist davon geprägt wie ich aufgewachsen bin und auch von den unterschieden in den straßen unter meinen füßen. zunächst also heiß glühend sonnengeprägt weil die sonne die partikel darin erhitzt. man läuft aber nicht oft darauf meistens fährt man und es gibt den gelben uno meiner mutter und den grau-blauen toyota meines vaters und trotzdem bin ich irgendwie anders als alle anderen. weiß nicht wo oben und unten ist. um einen herum sind die häuser bunt viele in den stein eines berges hineingebaut worden. die stopfen löcher in der felswand. auf den langen strecken zum fischerdorf meiner mutter sitze ich auf der rückbank und beobachte wie ein kleiner gnom auf einem skateboard neben mir herfährt. auf die masten der telefonleitungen klettert und dort über die leitungen selbst ganz problemlos hinweggleitet.

diese stadt ist bunt und wird befahren.

als ich herkomme kann ich nicht so fahrradfahren wie die anderen und habe das fahrradabzeichen auch nicht gemacht. die häuser sind weiß und rot bedacht und blicken mich aus hohlen fensteraugen an und ich tue das auch. durch mich hindurch. den gnom mit dem skateboard seh ich nicht mehr weil er keine leitungen mehr findet. ab und an fahren wir in die berge. aber es ist nie wieder dasselbe und

man sagt so etwas wie: es gibt ein bestimmtes gemüt. ein bestimmtes flair eines ortes.

es gibt ortsgebundene menschen und es gibt menschen die an orten bleiben. trotzdem dazwischen. es gibt orte die zwischen großstadt und dorf sind. in denen man auf brücken steht und auf einen fluss hinausstartt. und auf den mond der die ganze zeit näher rückt. und sich selbst nicht kennt. und dann beschließt man vielleicht eines tages wegzuziehen. ein anderes

bahn- und bussystem kennenzulernen. und einfach alles zurückzulassen was nicht passt.

am liebsten würde ich meinen namen ändern. hier durch die straßen laufen ist jedenfalls *anders*. das ist mir vor fünf jahren schon aufgefallen aber heute noch mehr als wir abends durch die gassen eilen. überall musik und stimmen und es ist ein mittwoch. wir haben uns am bahnhof neben dem bunker getroffen. dort steht ein zugangsgebäude das in den fünfzigern errichtet wurde von hans loop der seinerzeit mit fritz trautwein zusammengearbeitet hat. das ist grau und trostlos, dieses gebäude: ein kasten in der mitte, an dem man vorbei zur treppe gehen muss (oben aber direkt unterm vordach ist dieser eingangsbereich umrandet von fenstern. vier an der zahl mit verschiedenen eingelassen kleineren fenstern jeweils verschiedenfarbig. gelb, rot, grün, blau). der bunker wurde natürlich vorher schon gebaut, in den endzügen des zweiten weltkrieges. er wurde nie verwendet. ein großes rotes hässliches gebäude in dem jetzt konzerte laufen und so weiter. es fällt mir auf dass ich nicht auffalle. denn der melaningehalt der menschen ist hier vielfältiger. und meine rabenaugen. die falsche kopf- und körperform fallen nicht so sehr ins gewicht.

zami habe ich über johnny kennengelernt. zami wohnt in der nähe der emilienstraße. man muss zwei stationen fahren von mir aus und dort eine weile lang gehen durch dicht an dicht gedrunghenen wohnblocks. dann läuft man in den zweiten stock hoch. aufs dach kann man auch klettern. im licht der untergehenden sonne saufen und dann: schlafen.

sie hat langes dunkles haar mit krauslocken. ihre nase ist markant. das gefällt mir. sie spricht schnell und leise wie ich. auf ihren armen kann man im richtigen licht tiefe narben sehen. manche sind schon ganz hell geworden. die sieht man in ihrer dunklen haut besser als die frischen

als sie mich anruft verlasse ich mein seminar und fahre rüber um sie neben dem bunker zu treffen.

jeder schritt auf dem asphalt ist russisch roulette spielen mit der schwerkraft und mit zami die jetzt neben mir geht. damals gibt es das yoko mono noch (später wird yoko ono es verklagen) und das wetter ist nicht gut aber es regnet nicht und wir setzen uns davor.

dort gibt es bereits eine traube an menschen. essend und redend und das surren wird eine geräuschkulisse im hintergrund. verweilen.

ich mag wie ihre augen im laternenlicht blitzen und dass sie meinen komischen körper vielleicht mag und ich sehe aus wie ein fisch auf land

aber mehr noch wie eine katze sagt zami.

an uns gehen menschen vorbei, viele von ihnen kennt man schon, einige tragen dosen spazieren, die schon lange leer sind aber sie mögen das gefühl in ihren händen. es riecht nach dem feuchten gras. von dort wo ich sitze kann ich auch rüberblicken auf den eingang der zur tribüne neben dem knust führt.

ich bin eine spät gekommene katze. zu alt und aus der zeit gefallen sagt zami jetzt. und es stimmt ja sie ist jünger. ihre augen tragen trauer wie gondeln. ich möchte was von ihr. sie möchte aber auch von mir was und kommt näher und als ich dann so sie schmecke auf meinen lippen merk ich wie sehr das anders ist hier, vor fünf jahren schon aber jetzt besonders. da ist so ein geruch auf ihrer haut der nicht hierhergehört. der schmeckt wie die bunten häuser und das hindurchfahren.

wenn sie mich bei der hand packt dann komme ich mit. wir wandern gemeinsam und bald blicken wir auf den blonden pferdeschwanz eines mädchens. beide still nebeneinander. beide eifersüchtig und grundlos wütend. »solche wie die hasse ich ja.« und ich nicke solidarisch weil ich's tue und auch weil ich froh bin dass es jemand begreift, und denke dass ich ne schlechte feministin bin. aber auch dass sie meinen struggle nicht kennt.

wenn wir so entlang gehen dann geht das richtung messehallen. dann kommt rechts die herrenschneiderei des sapeurs johnny blue. wir gehen hinunter. er begrüßt uns. lacht laut. ich denk an richards baby: das niedliche ding zwischen den kissen. das lebt jetzt im norden mit seiner freundin. es heißt nanyamka. nana.

johnny ist nicht der johnny über den ich zami kenne. sie kann sich mit ihm unterhalten. er lacht. er sagt: »two young girls such as yourself should not be out walking so late at night, eh!«

ich lache und denke an meine mutter und zamis geschmack und dann kann ich nicht mehr lächeln. ist so wie bei den bundesjugendspielen als der elftklässler ruft „denk an deine mutter« und ich beim weitsprung versage. aber da hätten alle versagt außer den mädchen die ihr haar zu so sonnengelben schwänzen machen können.

wir gehen und dann kommt man rechts auch am panter vorbei in den wir dann gehen und vor den großen fenstern sitzen wir dann innen und starren raus auf die straße mit tee in der hand. in diesem moment spiegeln wir uns vielleicht sie und ich. eine mimikry von ähnlich anderen. das ist überlebensstrategie die egal geworden ist weil man nicht mehr auffällt.

die menschen sitzen draußen. die cornern. ihre blicke hektisch wirken sie wie extras: komparsendarsteller die an wänden lehnen. die blicke selbst sind alles was ihre verschwendete zeit kommentiert denn sonst wirken sie gelassen und so weiter.

»you have no time to waste« ein befehl meiner mutter aus fürsorge.

ich zähle ohne drüber nachzudenken wie viele ich von jeder sorte sehe. von jeder farbe. wie wohl ich mich fühlen kann denn manchmal habe ich angst dass ich aufwache und allen der wunsch erfüllt wurde den sie tief tief tief drinnen und insgeheim hegen also sonnengelb und blass zu werden. und ich dann wieder alleine dastehe. nicht mehr anonym sein kann wenn ich es möchte.

wir gehen weiter. es regnet mittlerweile. ich zieh den grünen anorak fester um mich. auch wenn ich mit jemandem durch diese straßen gehe gehe ich trotzdem anders. dann gehen wir zu zweit anders. dann klingt das anders als man es gewohnt ist. dieses wort. dieser name einer stadt. jeder stadt. jedes mal anders. auch zu zweit sind wir alleine.

in dieser stadt lassen wir uns überrennen. lassen wir uns ziellos laufen. für uns beide immer noch neu: die vielen menschen. pulsierendes insgesamtes das uns in sich aufnimmt aber nicht außen vor lässt. das stolpern verlernt sich aber nicht so leicht und das worauf man achtet aber ich kann ihren geruch neben mir noch wahrnehmen obwohl jetzt die tropfen auf dem asphalt aufkommen und es nach teer riecht während wir die rolltreppe hinunterfahren. da ist ein langer hohlraum. man muss ein ganz schönes stück gehen und kommt dann zu einer weiteren sehr langen rolltreppe. die nehmen wir jetzt abwärts und dann steigen wir ein in die rote bahn und fahren in richtung nithheimwärts. am fenster sitzen wir ich seh die station vorbeigleiten. hier ist die ubahn tatsächlich unterirdisch ansonsten ist das mehr die sbahn denn die ubahn heißt hier eigentlich hochbahn

jetzt erst am wasser es leuchtet ein baum auf dem wasser. körper pressen sich vorbei. hier gibt es menschen die geld haben. die auf regeln achten und auf status und zielgerichtet sind. wir bestellen eis ich erdbeereis mit erdbeeren und sie schokolade. auf den grauen treppen sitzen wir immer noch unerkant. neben uns filmt ein junger mann eine frau dabei wie sie am wasser entlang geht immer und immer wieder dieselbe szene.

man müsste zur bahn zurück und

vielleicht später von ferner weg die schiffe hören aber jetzt nehme ich die andere richtung, stell mich an mit menschen die von der arbeit kommen.

ich steige aus und gehe vorbei an dem häuschen in dem jemand sein ohr anbietet um anderen menschen zuzuhören. hier beginnen die baustellen die haben die straßen fest im griff und die wohnblocks aus rotem stein mit dunklen dächern. ich kann schweigen. ich gehe schnell aber wir sind ja nicht aus zucker und lange genug hier um den regen auszuhalten. schlimmer ist es wenn es sommer ist so »das müsstest du doch eigentlich gewohnt sein« bin ich aber nicht. wäre es ja gerne.

es plätschert neben meinen füßen bis ich angekommen bin und ich werde nass. klitschnass. die häuser erheben sich geplant seite an seite. ein paar eilige in anzügen laufen an mir vorbei. neben mir ist eine halb in die kleidertonne geklettert und fischt ein item nach dem anderen heraus. meine tür kommt erst später vorbei an noch mehr schwarz bedachten roten backsteinbauten. in den erdgeschossen kann man manchmal in fremde leben blicken. ich versuche nicht zu starren der mond hängt tief unter den wolken und ich komme an und drehe den schlüssel im schloss um. im bett riecht es so nach ihr dass ich feucht bleibe. ich bin eine queen der lautlosen. selbstbefriedigung.

am nächsten tag stehe ich schon unter menschen in einer bahn die mich durch kreise in den mittelpunkt bringt. mein blick gleitet über sie hinweg und ich sehe in einer ecke es gibt ihn doch noch den anderen neben den sich niemand setzt denn sie haben angst wollen sich nicht zu nah an den peter heran. wagen. unsere blicke treffen sich kurz so ein punkt des erkennens der solidarität von außen aber wie soll ich. das meer an menschen durchwateten.

Sibylla Vričić Hausmann

Feste Dinge

Sarajevo, 2007

Ich traute mich nicht auf die Straße. Zeno, der Fahrer des Goethe-Instituts hatte mich vom Flughafen abgeholt. Ich war die neue Praktikantin. Die Wohnung, zu der er mich gebracht hatte, lag zentral, nur ein Stück weit bergauf von der Altstadt. Aus dem Fenster sah ich den wolkenlosen Himmel, den Fluss Miljacka, ein, zwei Minarette, die in ihrer Form den Pappeln glichen, die neben ihnen wuchsen. Die frühlingshaft zarten Blätter der Bäume blinkten im Nachmittagslicht. Aus meiner Kindheit wusste ich, woher das kam: Pappelblätter sind von der einen Seite sehr hell, fast silbern, von der anderen ein wenig dunkler. So entsteht, wenn sie sich im Wind hin- und herdrehen, ein schwirrendes Glitzern und Blinken. Wie Köder.

Um das Dorf herum, in dem ich als kleines Mädchen wohnte, gab es einige Alleen mit alten Bäumen; insbesondere an den Straßen nach Osten, zur »deutsch-deutschen« Grenze hin. Sie verlief zwischen unserem und dem Nachbarort. Die dorthin führende Straße wurde kaum mehr befahren. Sie war schmal, holperig, ohne Mittelstreifen, eingegrenzt von dicht beieinander stehenden, ineinander wachsenden Bäumen. Keiner von ihnen war in Gefahr, einem Straßenausbau weichen zu müssen. Irgendwo dort habe ich das erste Mal an einer Reihe Pappeln hochgeblickt. Heute denke ich, dass ich dabei flach auf einer Wiese oder einem Acker gelegen oder in einem Graben (überall waren Gräben) gestanden haben müsste. Aber wahrscheinlich war ich einfach klein und die Bäume waren wirklich gewaltig. Die Orte, die ich als Kind und als Jugendliche mochte und zum

Nachdenken aufsuchte, waren einsame Orte. Ich war oft auf der Suche nach neuen Verstecken. Genau genommen fand ich wenige gute. Die meisten waren dunkle Ecken, in denen Menschen ihren Müll abluden, es nach Pisse stank und halb verrottete Taschentücher, leere Schnapsflaschen usw. herumlagen.

Als ich widerwillig aufbrach, widerstand ich dem Weg, der mich stadtauswärts lockte, an der Miljacka entlang. (Mit dem Versprechen einer neu zu entdeckenden verschmutzten Halbeinsamkeit.) Ich lief Richtung Innenstadt. Dabei strengte mich das Wetter an: warm, sonnig und windig. Ich hatte mich nach meiner Ankunft nicht umgezogen, das Baumwollshirt unter meinem Trenchcoat kam mir plötzlich sehr steif und eng vor. Das Licht war heller als in Berlin, ich kniff die Augen zusammen und bedauerte, dass ich das wärmere Klima nicht genießen konnte. Es schwächte und überwältigte mich.

Ich musste daran denken, wie ich einmal mit meiner Oma im Zug nach Koblenz unterwegs war, zur Taufe meiner Cousine. Ich war siebzehn und rauchte selbstgedrehte Zigaretten, was Oma störte. Das Drehen noch mehr als das Rauchen. Sie bot mir von ihren Marlboro Lights an. Auch an dem Tag hatte die Sonne geschienen. Meine Oma zog den Sonnenschutz vor das Zugfenster und ich dachte: »Warum kann sie die Sonne im Gesicht nicht einfach genießen. Warum kann sie das Leben nicht genießen?« Meine Oma ist sehr dünn gewesen, das Grau ihrer Haare entsprach dem Hutton in ihrem faltigen, schmalen Gesicht. Sie aß wenig, nur hin und wieder eine Milchschnitte. Schön fand ich sie nicht (ich fand meine Mutter schön, mit ihrem gesunden Teint, ihren rötlich gefärbten Haaren und ihren Rundungen). Erst später sah ich ein Bild meiner Oma mit Anfang 20, ihre dicken, welligen Haare waren lang, ihr Baby, meine Mutter, hatte sie im Schoß. Sie sah aus wie ein Star und/oder eine Madonna.

Ich war allein. Ich glaubte, die Blicke der Vorübergehenden zu spüren. Was strahlte Fremdheit aus: meine Kleidung, meine Art, mich zu bewegen, mein Gesicht? Nur, indem ich lief, wie ich war, Richtung Baščaršija, könnte ich etwas falsch machen, schien mir, wichtige Regeln übertreten. Die kleine gebogene Straße, der ich folgte, war an der einen Seite von einer Steinmauer begrenzt, an der anderen von einem Bauzaun. Der Zaun führte rings um die Vijećnica, die ehemalige Nationalbibliothek. Seit ihrer Zerstörung im Bosnienkrieg 1992–1995 war sie eine Baustelle; wie der Großteil der Stadt war sie von den umliegenden Bergen aus beschossen

worden. Als Wahrzeichen der »vergangenen Zeit« hatte ihr eine eigene Aktion gegolten, sie war besonders gründlich in Brand gesetzt worden. Man sagt, es habe danach tagelang Asche verbrannter Bücher geregnet. Es war eine seltsame Vorstellung, dass von den Sarajevoer Bergen noch vor wenigen Jahren Zerstörung ausging. Heute trugen sie zur Schönheit der Stadt bei wie ein grünes Passepartout.

Die eingegrenzte Gasse war hoch frequentiert. Autos und Straßenbahnen fuhren dicht an mir vorbei. Reizte mein unsicherer Schritt die Autofahrer dazu, noch näher an mich heranzulenken? Ich wünschte, unsichtbar zu sein. Mich als ein Subjekt zu fühlen, das seine Umgebung abscannen darf, als Auge, das aufnimmt. Nicht als Körper, schwitzender Körper, der sich zu sehr betrachtet fühlt, um selbst Beobachtungen zu machen. Wie konnte der Erzähler in Walter Benjamins »Berliner Kindheit um 1900« so empfindsam, so leicht irritierbar sein, dass ich mich ihm verwandt fühlte – und dabei so selbstbewusst, dass er fremde Menschen auf der Straße ohne jede Scham oder Eile anschauen konnte? Als wäre er selber nicht betrachtbar. Als würden die Berliner Marktfrauen nur für ihn ihre Brüste schwellen lassen. Ich wünschte mir, die Stadt, von der ich gelesen und geträumt hatte, als ein »Benjamin« bewundernd durchschreiten zu können. Oder besser noch: betreten zu können wie das Set eines alten Filmes, als Detektiv oder Sheriff, der nach dem Rechten sieht. In Kneipen einkehrt und sich einiges herausnimmt.

Schließlich lag links die Baščaršija, der Platz mit dem holzgetäfelten Sebilj-Brunnen, auf dessen Stufen sich Tourist*innen mit Einheimischen mischten. Die einen ruhten sich aus und machten Fotos, die anderen, stellte ich mir vor, warteten auf Verabredungen geschäftlicher oder privater Natur. (Menschen im Urlaub sind leicht durchschaubar. Sie wirken so eindimensional, dass es viel guten Willen braucht, sie zu mögen.) Eine Tram-Haltestelle lag vor mir, ein Kiosk, an dem man Fahrkarten kaufen konnte. Nach rechts ging es einen Hügel hoch, an dem parkende Autos und Busse standen. Dahinter Häuser im osmanischen Stil, quadratisch, höchstens zwei Stockwerke hoch, mit Holzschnitzereien vor den Fenstern. Die Holzgitter schützten vor Blicken der Außenwelt. Noch vor hundert Jahren hatten sie das Drinnensein, das Versteckte vieler Frauen markiert, die sich in der Öffentlichkeit nur verschleiert zeigten. Mit dem Ende des osmanischen Reiches änderte sich die Mode nur nach und nach. Es gibt Fotos von Sarajevoer Frauen aus der Übergangszeit bis zum zweiten

Weltkrieg. Ihr Stil war eine Mischung aus westlicher Fashion und orientalischen Überresten; »oh là là«-Kleider und Jäckchen, kombiniert mit schwarzem, undurchsichtigem Gesichtsschleier. (Heute hingegen war ein Stil populär, für den Schicksein viel mit Sexyness zu tun hatte.)

Sarajevo, 1940er Jahre

Kann eine verschleierte Frau mit Kind an der Hand eine Flâneuse sein?
Kann ein Mädchen an der Hand seiner Mutter eine Flâneuse sein?

Ich betrat den Baščaršija-Platz, lief am Brunnen vorbei. Tauben flogen auf. Es wunderte mich, dass über einer Mauer schon blühende Rosen standen. Es war April. Wie immer bei Rosen blieb ich kurz stehen, um herauszufinden, ob sie dufteten. Sind Pflanzen nicht die beruhigendsten Lebewesen? Als feste Dinge kann man sie sehen und fühlen. Man kann sie anfassen, normalerweise beschweren sie sich nicht. Pflanzen stehen still an einem Fleck und kommunizieren auf subtile Weise, reichen sich die Wurzeln, locken Insekten an.

»alleen«, schrieb der bolivianisch-schweizerische Dichter Eugen Gomringer 1951, »alleen und blumen und frauen und / ein bewunderer«.

Es wurde dunkel, als ich an einen Aussichtspunkt gelangte. Ein runder Platz mit Bäumen und einer alten, ringsum verlaufenden Mauer, vielleicht Überrest einer Festung. Ich übersah von hier aus die eng verzahnte Kombination aus osmanischen Häusern, k.u.k.-Gebäuden und Plattenbauten, die Sarajevo ausmacht. Verschiedene Zeitalter und Herrschaftsformate. An allen noch Zeichen der Belagerung, Ruinöses, durchlöchernte Fassaden. Diese Zeichen der Zerstörung standen genauso für die aktuelle Ära wie die protzigen Einkaufscenter und die saudischen Moscheen. Zum zweiten Mal seit ich unterwegs war, wurden auf den Minaretten die Tonbandgeräte angestellt. Nicht gleichzeitig, sondern leicht versetzt erklang der Gebetsruf, gerade so, als würde die a-lastige Wortschlange von Turm zu Turm fliegen und jeden mit einem gezielten Feuerhauch zum Leben erwecken. Der akustische Sarajevoer Drache flog durch den Abendhimmel.

Mostar, 2010

Es war ein Gespräch zwischen Tür und Angel, in dem mir meine Oma von ihrem »1.Mal« erzählte. Sie hatte (17-jährig) einige Zeit auf einem Bauernhof gearbeitet, nachdem sie gegen Ende des zweiten Weltkriegs aus der »Kinder-Landverschickung« zurückgekehrt war. Dort hatte sie einen Mann interessiert, der, glaube ich, Brite war, jedenfalls war es irgendeiner in Uniform. Irgendeiner, ich stelle ihn mir immer in Grün, eigentlich als Jäger vor, ich stelle mir die beiden immer in einem Hausflur vor, mit einer hölzernen Treppe und zugig. Auch ihren Akt. Mit einer hölzernen Treppe und einem Jägerhut und zugig. Dass Oma es so erzählt hat, ist unwahrscheinlich. Was sie sagte, war: »Glaube nicht, was über die Liebe erzählt wird, Orgasmus und so. Das ist alles Quatsch.« Und sie sagte: »Ich habe mich wohl ungeschickt angestellt, denn ich habe ihn danach nie wiedergesehen.« Es schien, als hätte sie nur aus Höflichkeit mit ihm geschlafen.

Aber vielleicht war es ganz anders? »Und der wilde Knabe brach / 's Röslein auf der Heiden ...« (J.W.Goethe, 1789)

Ganz anders erging es dem bosnischen Mädchen Emina, über die ein Lied geschrieben wurde. Emina lebte um 1900 in Mostar, einer Stadt südlich von Sarajevo. In Mostar wird es auch im Sommer früh dunkel. Im Juli, August, September, ist es heiß. Die steinigen Berge, die die Stadt eng umgeben, heizen ihren Bewohner*innen ein, spielen sie der Sonne in die Hände, speichern die Hitze für die Nacht. Nachtspeicheröfen: Wenn die Sonne dem Mond mit seiner bescheideneren Ausstrahlung Platz machen muss, springen die Berge für sie ein. Sie halten hohe Temperaturen und achten darauf, dass keine ihre Arme und Beine bedecken muss. Manchmal wird es nach Sonnenuntergang ein wenig windig.

Als ich mit einem Stipendium der Robert Bosch Stiftung für drei Jahre in Mostar lebte, lockte mich das aus dem Haus. Ich ging spazieren und genoss die frischere Luft, die sich auf meiner Haut bewegte, während ich mich langsam durch die Straßen bewegte, während mich die Dunkelheit vor den Blicken der Vorübergehenden beschützte. Einmal stand ich am höchsten Punkt der Mostarer Bogenbrücke. Die 2004 neu eingeweihte Brücke war 1565/6 von einem Istanbuler Architekten erbaut worden. Man sagt, er habe sie nie in ihrer ganzen Pracht gesehen. Zu große Angst habe er gehabt, dass

sie nach Entfernung des Baugerüsts einstürzen und er einen Kopf kürzer gemacht werden würde. Deshalb sei er bei ihrer Eröffnung schon über alle Berge gewesen. Anfang November 1993 erhielt die Brücke – ähnlich wie die Sarajevoer Vijećnica – die besondere Aufmerksamkeit der mit Panzern und Flak-Geschützen in den Mostarer Bergen liegenden Belagerer. Man sagt, das grüne Wasser der Neretva färbte sich in der Stunde ihres Einsturzes rot.

Ich blickte auf den Fluss und auf die Häuser der Altstadt. Sie sahen den osmanischen Häusern in Sarajevo ähnlich, aber ihre Dächer bestanden nicht aus roten Ziegeln, sondern aus grauen Steinen, in der Farbe der karstigen Berge. Da fiel mir der Dichter Aleksa Santić ein, der auf einem Berghang jenseits der Brücke begraben war: Der gutaussehende Aleksa (in seinen besten Jahren und schon als Autor bekannt) erblickte eines Abends auf dem Nachhauseweg vom Hamam ein wunderschönes Mädchen. Das war Emina; sie goß Blumen im Garten ihrer Eltern, wobei sie im Schatten eines Jasmins stand. Aleksa hätte sich gerne mit ihr unterhalten, aber sie beachtete ihn nicht. Sie war erst 14 Jahre alt, als der Dichter bei ihrem Anblick ins Staunen geriet und später ein Gedicht schrieb, das ein berühmtes Lied wurde.

Ihr Leben lang würde Emina das Zimmer verlassen, sobald eine schmachtende Stimme im Radio sang: »Sie schaute mich nur einmal böse an / Und es war ihr egal, dass ich für sie gestorben wär'.« – »Pah, dachte sie, ich war mit den Blumen und meiner Frisur beschäftigt.« (Ihre langen, glänzenden Zöpfe, die ihr über die Schultern fielen, hatten begonnen, sich zu lösen und verströmten dabei einen Duft nach Hyazinthen, der Aleksa den Rest gab.)

Oder war es ganz anders? Alles, was ich über die Begegnung von Emina und Aleksa weiß, weiß ich aus dem Gedicht. Alles, was ich sicher weiß, weiß ich aus Gedichten. (Ja, das hört sich gut an. Aber ist es wahr?)

Die heutige Version des Liedes trägt eine zusätzliche Strophe: »Gestorben ist der alte Poet, gestorben ist Emina, / Der Jasmingarten liegt verlassen, / Die Gießkanne ist zerbrochen, die Blumen sind verwelkt, / Aber das Lied über Emina wird niemals sterben.« Ist das etwa ein Trost? Ach, meine Oma ist hin, die Gießkanne, mit der sie die Geranien auf ihrem Balkon in Herrenhausen-Stöcken wässerte, hin!

Man muss dazu sagen, dass meine Oma die erste war, die mir nach meiner Geburt Gesellschaft leistete. Meine Mutter hatte im Wolfsburger

Krankenhaus zurückbleiben müssen, als ich mit einem Organfehler in eine Hannoveraner Klinik verfliegen wurde. Oma beugte sich über den Brutkasten mit mir als Neugeborener (ich war vielleicht kein schöner Anblick, aber ich hatte damals einen starken Wunsch, auf dieser Welt zu verweilen). Manchmal spürte ich ihre Hand, mit der sie durch ein kleines seitliches Fensterchen hindurch zärtlich nach mir tastete. Ihr antiseptischer Plastikhandschuh raschelte dabei.

An jenem Mostarer Abend dachte ich heftig über Oma, Emina und über die Männer nach, die sich ihnen näherten, als sie jung waren. Da fühlte ich, wie ich verdampfte. Als Dampf sah ich auf die Brücke hinab, auf die Berge und die Gräber des orthodoxen Friedhofs, aus dem Aleksas massiger schwarzer Gedenkstein herausragte. Als Dampf konnte ich all diese festen Dinge sehen, die kaputt gehen konnten. Ich hätte zum Meer fliegen können, es war nur ein paar Kilometer entfernt, aber ich wollte nicht. Ich sah die Tochter meiner Kollegin mit ihrem Freund am Flussufer, nicht weit von einer Gruppe junger Frauen entfernt. Die Frauen lehnten an einer kleinen Mauer, lachten und berauschten sich. Ich sah, wie die Mütter dieser Frauen sich in ihren Betten umdrehten und nicht schlafen konnten, weil die Sorgen um ihre Töchter, Liebhaber und Stromrechnungen nicht verschwanden. Ich sah Jugendliche, die nationalistische Zeichen entlang des Boulevards sprühten, der die Stadt seit dem Bosnienkrieg in zwei Hälften teilte; ich sah Waffen in Hosenbünden von Dealern und in Gärten vergraben (nach Kriegen vergräbt man seine Waffe im Garten). Ich sah sie: Emina, die den geschwungenen Griff ihrer silbernen Kanne wie eine Mondsichel in den Händen hielt. Als ich näherkam, stellte sie sie ab und streckte die Hände nach mir aus. Aber nur der Mond kann dich verdampfen, nur, wenn du ein körperloser Teil der Sommernacht sein willst, so entschlossen wie ich.

Interview mit Lauren Elkin

»Es ist unmöglich, über Städte zu sprechen, ohne über die Werte zu diskutieren, die diese Städte untermauern, und in deren Sinn sie gebaut wurden und jeden Tag - wieder gebaut werden.«

Zunächst einmal das Grundsätzliche: Was ist für Sie eine *Flâneuse*?

Am Anfang hatte ich die Idee, über die weibliche Spaziergängerin in der Stadt zu schreiben. Ich kannte den Begriff Flaneur, so wie ihn viele Leute kennen. Es ist ja gerade sehr in Mode sich zum Beispiel in seinem Twitter-Profil mit so etwas wie »flâneur, likes cupcakes« zu beschreiben, um auszudrücken, dass man ein neugieriger Mensch ist, der in der Stadt wohnt und dort auf seinen Spaziergängen alles in sich aufnimmt, was in der Stadt passiert. Eben jemand, der gerne auf den Straßen herumstreunt. Ich hatte mich schon lange für diese Figur interessiert. Zuerst nur in der französischen Literatur und dann interessierte mich aber auch, wie sich die Figur in der britischen Literatur seit den ca. 1970ern hin zum Psychogeografen verändert hat. Ich glaube einfach, dass dieses Bummeln in der Stadt etwas ist – egal ob man den Begriff Flaneur jetzt kennt oder nicht – womit sich viele Leute beschäftigen. In dem Moment, wo Leute dann von der Flânerie oder der Psychogeografie hören, denken sie sofort: »Aha! Dafür gibt es also einen Begriff, super!« Und dann wird es von vielen Menschen ziemlich glorifiziert.

Als ich dann einmal angefangen hatte, die Literatur der Flânerie zu untersuchen und mich mit den bekannten Vertretern dieser Literatur auseinanderzusetzen, wie beispielsweise Charles Baudelaire, Honoré de Balzac, Émile Zola oder Thomas de Quincey, fiel mir auf, dass immer – ob nun in fiktionalen oder nicht-fiktionalen Texten – das Gehen in der Stadt von einer männlichen Perspektive aus beschrieben wird. Das geht soweit, dass eine Vielzahl von feministischen Literaturwissenschaftlerinnen, wie zum Beispiel Janet Wolff oder Elizabeth Wilson, hervorgehoben haben,

dass dies dazu führte, dass die modernen Städte als rein männlich geprägte Räume gesehen werden können. Als Autorin, und als Literaturwissenschaftlerin, interessierten mich deswegen vor allem Texte, die einen weiblichen Blickwinkel auf die Städte boten und ich habe dann angefangen über Jahre hinweg, Szenen aus Romanen oder Kunstwerken ausfindig zu machen, die genau diese Perspektive auftraten. Und gleichzeitig lebte ich selbst in Großstädten und erlebte am eigenen Leib, dass der urbane Raum scheinbar tatsächlich anders von Frauen wahrgenommen wird. Beziehungsweise ist es da im Grunde fast egal, zu welchem Genderbild man sich zählt. Nur, wenn du dem Bild des weißen Mittelklassemanns ohne jegliche körperliche oder geistige Einschränkung oder anders geartete Abweichung entsprichst, kannst du dich unbekümmert durch den urbanen Raum bewegen und stößt dabei nur selten Orte, die dir verwehrt bleiben. Während es für Frauen, Menschen mit körperlichen oder geistigen Einschränkungen, People of Colour oder beispielsweise Trans-Personen ganz anders ist. Diese Personengruppen sind sich der Grenzen von Städten vielmehr bewusst. Für sie ist es so, wie die Autorin Jean Rhys es schon in einem ihrer Romane ausdrückt: »Es gibt Cafés, wo ich erwünscht bin und Cafés, wo ich es nicht bin« – Orte, an denen man willkommen ist und solche, wo man es eben nicht ist.

Als Frau hat mich dann natürlich speziell die Art und Weise interessiert, auf die Gendervorstellungen unser Erleben von Städten formt. Deswegen dachte ich, als ich anfang, das Buch *Flâneuse* zu schreiben, zuallererst daran, darüber zu schreiben, wie sich Städte aus weiblicher Perspektive darstellen. Dann wurde mir allerdings ziemlich schnell klar, dass eine Flâneuse nicht einfach nur das weibliche Gegenstück des Flâneurs ist, sondern dass das Erleben dieser Figur immer dadurch geprägt ist, dass sie marginalisiert wird, ja, sich in gewisser Weise nicht dafür entscheiden kann, in der Öffentlichkeit aufzutreten. Wenn man als Frau rausgeht auf die Straße, dann ist es immer so, dass wir auffallen, angesprochen werden oder unser Verhalten kommentiert wird, auch wenn wir vielleicht in dem Moment lieber unauffällig bleiben möchten. Oder man wird ignoriert, wie es ältere Frauen eventuell häufiger erleben. Das heißt, wenn du in der Stadt unterwegs bist und nicht gerade das junge, hübsche, weiße Fräulein bist, ist es fast so, als wärst du gar nicht existent. Aus diesem Grund habe ich dann irgendwann angefangen Flâneuserie als eine subversive Form der Bewegung durch die Stadt zu sehen, auch wenn ich es nicht explizit

queering the city im Buch nenne. Man fordert die normative Art des weißen Mittelklassemannes durch die Stadt zu gehen heraus. Und diesem subversiven Erleben wollte ich einen eigenen Wert verleihen. Man hat immer einen interessanteren Blick auf die Dinge, wenn man vom Rand aus auf sie blickt.

Könnten Sie uns dafür noch mehr Beispiele geben? Was meinen Sie genau mit der Marginalisierung von Städten? Und wie tritt diese in der Stadt in Erscheinung?

Einmal habe ich natürlich ganz persönliche Erfahrungen damit. Es ist nicht immer in jeder Stadt gleich, aus diesem Grund habe ich ja auch über eine Auswahl an Großstädten in meinem Buch geschrieben. In New York sind es vielleicht nur Bauarbeiter, die einem irgendetwas hinterherrufen, aber in Paris zum Beispiel bin ich auch körperlich angegriffen worden, einfach nur, weil ich eine Frau bin. Ich hatte nichts falsch gemacht. Einmal bin ich sogar von einem Fremden auf offener Straße geküsst worden. Abgesehen davon ist es aber auch so, dass Städte in erster Linie für die Bedürfnisse von Männern konstruiert wurden. Wenn ich als Frau beispielsweise unterwegs auf Toilette muss, gibt es für mich sehr viel weniger öffentliche Toiletten, weil es einfach als normal angenommen wird, dass Männer eben überall dorthin pinkeln können, wo sie wollen. Oder ein anderes Beispiel: Wenn ich mein Kind stillen möchte, sind die Orte, an denen ich es ungestört machen könnte, auch sehr begrenzt. Oder in Paris, zum Beispiel, ist es für alles, was Räder trägt, ob Kinderwagen oder Rollstuhl, sehr schwierig, mit der Métro zu fahren.

Und auf welche Art und Weise genau ist der urbane Raum männlich gestaltet?

Paris wurde im 19. Jahrhundert beispielsweise von einer mittelalterlichen Stadt mit kleinen Gassen und dunklen Ecken durch die Hausmannisierung komplett umstrukturiert. So wurde Paris zu der Stadt mit diesen riesigen Boulevards, an deren Ende immer ein riesiges Monument steht. Das sind in gewisser Weise männliche Machtsymbole. Den Triumphbogen kann man von allen Seiten der Stadt sehen, das ist eine Machtdemonstration.

Genauso wie auch die großen Boulevards ursprünglich für die großen Militärparaden gebaut wurden.

Genau. Und auch, um nach der Französischen Revolution neue Aufstände verhindern zu können. Durch die großen, offenen Plätze ließen sich mögliche Aufstände viel leichter kontrollieren. Und das ist natürlich auch eine Kontrolle subversiver Zusammenschlüsse.

Was müsste sich in den Städten verändern, dass sie »feminisierter« wären oder auch andere Perspektiven einschließen würden?

Das ist sehr interessant, wenn man einen Blick in die Vergangenheit wirft. Als Frauen anfangen, im urbanen Raum mehr in Erscheinung zu treten, wurden auf einmal mehr Frauentoiletten in den Cafés und Restaurants eingerichtet. Das ist etwas ganz Praktisches. In dem Moment, in dem Frauen die Möglichkeit hatten, draußen auf Toilette zu gehen, konnten sie auch länger außer Haus sein. Ganz abgesehen natürlich an dieser Stelle von Frauen, die noch andere Grundbedürfnisse haben und stillen mussten oder ähnliches. Soweit sind wir ja noch nicht einmal jetzt. Wenn wir das erst einmal machen können, können wir alle auch länger draußen in der Öffentlichkeit bleiben. In Paris gab es dazu einen großen Aufstand im letzten Sommer. Dort wurden an mehreren Stellen neue Öko-Pissoirs für Männer eingerichtet, um zu verhindern, dass diese auf die Straße urinieren. Das ist natürlich eklig, niemand will, dass Männer auf die Straße urinieren. Es gab dann aber auch eine Art feministische Gegenbewegung, die darauf aufmerksam machte, dass Frauen auch auf Toilette müssen und es zwar schön ist, dass man die Toiletten in Cafés und Bars benutzen kann, aber dass es dennoch etwas anderes ist, weil man immer fragen muss, während die Stadt, Männern einfach Plätze für ihre Notdurft zur Verfügung stellt. Das ist natürlich ein sehr spezielles Beispiel. Es gibt aber noch mehr, die einfach die urbane Ausstattung betreffen. Zum Beispiel die Sitzhöhe an Bushaltestellen oder in der Métro ist an die Größe von einem Durchschnittsmann angepasst. Es gibt die Frage der Beleuchtung von öffentlichen Plätzen. Häufig sind die Fußwege über lange Strecken nicht gut beleuchtet, so dass es für mögliche Straftäter ein Leichtes ist, sich anzuschleichen und Passantinnen anzugreifen.

Oft diskutieren feministische Stadtforscherinnen auch über den Bedarf an gemischten Stadtvierteln. Das mag jetzt in den sehr großen Großstädten wie Paris oder New York eher ein seltenes Problem sein, aber in kleineren Städten sieht man häufig, dass ganze Viertel einfach für einen einzigen

Zweck konstruiert sind. Da gibt es dann ein Gebiet, in dem sich alle Büros befinden, ein Gebiet, in dem nur Wohnhäuser stehen und das macht es Frauen sehr viel schwerer, zwischen Job und Kinderbetreuung hin- und herzufahren. Denn Frauen sind tendenziell weniger mobil und haben weniger Möglichkeiten, sich in der Stadt zu bewegen, weil sie weniger Geld für öffentliche Verkehrsmittel zur Verfügung haben. Dann haben alleinerziehende Frauen, zum Beispiel, auch häufig mehr als einen Job und für sie ist es dann sehr kompliziert zwischen den einzelnen Nutzvierteln hin- und herzufahren. Da gibt es eine richtige feministische Bewegung, die sich dafür einsetzt, dass Wohnviertel, Konsumbereiche und der Arbeitsplatz miteinander verbunden werden.

Eben haben Sie schon von der Flâneuserie als subversive Methode der städtischen Aneignung gesprochen. Was ist da drunter genau zu verstehen?

Ich sehe etwas als subversiv an, wenn man die Welt etwas aus der Fassung bringt, die Art zu leben hinterfragt und auch die Art und Weise, wie unser Leben Normen unterliegt und wie diese entstehen. So dass man die Menschen darauf aufmerksam macht, was sie als normal annehmen und das dann auf ironische oder spielerische Art zu hinterfragen. Das ist meine grobe Vorstellung des Begriffes.

Für die Flâneuse, die nun die Stadt unterläuft, denke ich als allererstes an George Sand, der ich auch ein Kapitel in meinem Buch gewidmet habe. Sie ist vor allem als diese elegante Frau aus reichem Hause bekannt, die ihre Kinder, ihren Mann und ihr gigantisches Landhaus zurücklässt, um nach Paris zu ziehen und dort ein eher ärmliches Leben als junge Schriftstellerin zu führen. Sie versucht einfach ihren eigenen Weg in der Stadt zu finden, ohne eine Familie, die ihr den Rücken stärken könnte. Aber eines der größten Hindernisse für sie als junge Schriftstellerin in der Großstadt ist, dass ihre Kleidung aus vielen Lagen von Stoff besteht, die sie täglich mit sich herumschleppt und es ist sehr schwierig, damit herumzulaufen. Das zieht dich buchstäblich runter, wird nass und dreckig. Und die Sohlen der winzigen Schuhe der damaligen Frauen waren sehr schnell durchgetreten. Sie musste also permanent neue Schuhe kaufen und diese kalten, schmutzigen Röcke tragen und dachte sich dann irgendwann einfach: Es reicht. Ich kaufe mir jetzt einfach ein paar Männersachen und ein Paar Stiefel und trage das! George Sand wird häufig als diese berühmte Cross-

Dresserin angesehen, mit Zigarre im Mund und einer Reihe von Liebhabern. In Wirklichkeit fing sie mit dem Cross-Dressing aber nicht an, weil sie damit ein Statement setzen wollte, sondern weil sie sich in Paris frei bewegen wollte und so Zugang zu den Orten wollte, an denen sich sonst nur Männer bewegten. Sie versucht als subversive Stadtfigur also nicht direkt, als männlich rüberzukommen, sondern als eine Art männliche Frau. Im Grunde sucht sie diesen fast schon ambigen Genderraum, der weder ganz männlich noch weiblich ist. So hinterfragt sie unsere Vorstellung von Gender und davon, was sich für Frauen so gehörte. Sie wurde damals auch häufig von feministischen Gruppen angesprochen, die sie für sich gewinnen wollten, aber sie sagte immer nein. Das scheint uns vielleicht erst einmal problematisch, weil wir sie gerne als diese tolle feministische Heldin sehen wollen, aber was sie eigentlich damit zum Ausdruck bringt, ist dass sie an die universellen Rechte aller glaubte und dachte, dass man nicht nur für die Rechte von Frauen kämpfen sollte.

Das ist für mich eine Flâneuse. Sie hinterfragt die gesetzten Regeln der Straßen. Und da könnte man eine Reihe von Figuren nennen, aber George Sand verhielt sich niemals so, wie man es erwartete. Für mich ist sie deswegen die Flâneuse par excellence.

George Sand ist auch ein gutes Beispiel für die politische Arbeit von Schriftstellerinnen, die über die Stadt schrieben. Ich habe den Eindruck, dass viele Autorinnen, die sich die Stadt zum Thema nehmen, einen sehr politisch geprägten Blick auf sie haben. Würden Sie da zustimmen?

Wenn man davon ausgeht, dass das Private politisch ist, dann ist es nicht möglich, über Gender zu sprechen, ohne damit politisch zu sein. Es ist unmöglich, über Städte zu sprechen, ohne über die Werte zu diskutieren, die diese Städte untermauern, und in deren Sinn sie gebaut wurden und jeden Tag wieder gebaut werden. Da steckt schon auch ein politischer Hintergrund in dem Verhalten von jungen, weißen Männern, die Frauen in der Stadt nicht einmal genug Respekt entgegenbringen, sie einfach in Ruhe zu lassen. Auch wenn diese Männer das vielleicht nicht politisch finden, so sind sie doch gefangen in einer Politik des mangelnden Respekts und der Angst. Bei den Frauen, die ich in meinem Buch untersucht habe, gibt es eine Bandbreite von Frauen – ob nun George Sand oder Martha Gellhorn – die sich aktiv mit Politik und Fragen rund um Gender und Ehe auseinandersetzen. Dann gibt es aber auch Frauen wie Sophie Calle. Sie

setzt sich in jedem Fall mit der Genderpolitik in Städten auseinander, allerdings indem sie sie einfach umkehrt und beispielsweise zu einer weiblichen Stalkerin wird, die einen Mann durch die Stadt verfolgt. Etwas, was zumindest in der Literatur normalerweise eher umgekehrt passiert. Man denke an Edgar Allan Poes »Mann der Menge«, wo ein Mann einen anderen Mann verfolgt, oder an André Brétons »Nadja«, wo ein Mann einer Frau hinterherläuft. Es gibt sehr wenige Beispiele, wo diese Rolle von einer Frau übernommen wird. Und wenn, dann wird sie in der Regel als verrückt oder hysterisch angesehen. In diesem Sinne: Ja, ich glaube, dass sich da eine bestimmte politische Komponente wahrnehmen lässt, auch wenn sie vielleicht nicht immer explizit genannt wird.

Während des Gesprächs und in Ihrem Buch geben Sie viele Beispiele von Frauen, die doch durch die Städte gingen und darüber schrieben. Woran liegt es, Ihrer Meinung nach, dass das literaturwissenschaftlich nicht als eine Art Flâneuserieliteratur gefasst wird? Es gibt in der Diskussion um die Flâneuse ja allgemein zwei Hauptstandpunkte, die nicht wirklich zusammenzubringen sind. Auf der einen Seite den, den zum Beispiel Janet Wolff in ihrem Essay »The Invisible Flâneuse« in den 1980ern vertritt; nämlich, dass es Frauen im 19. Jahrhundert schlichtweg unmöglich war, sich selbstständig in Städten zu bewegen, ohne dass sie sofort als Prostituierte deklariert wurden. Und auf der anderen Seite den, dass Frauen sehr wohl die Möglichkeit hatten, sich im urbanen Raum zu bewegen und auch darüber schrieben, aber ihr Schreiben einfach nicht dieselbe öffentliche Aufmerksamkeit erlangte, wie beispielsweise die Literaturwissenschaftlerin Elizabeth Wilson es beschrieben hat.

Ich glaube, beide haben Recht. Zuerst müssen wir das Ganze in den geschichtlichen Kontext einbetten und uns darüber klar werden, über welche Zeit und auch welche Städte wir genau sprechen. Die Situation von Frauen war, je nachdem, ob sie in Paris, New York, London oder Tokio wohnten, ja sehr unterschiedlich. Und dann gibt es auch noch die Frage, über Frauen welcher Gesellschaftsschicht wir sprechen. Deswegen würde ich sagen, dass Janet Wolff etwas schematisch ist, wenn sie sagt, dass Frauen durch die Bank einfach nicht dieselben Möglichkeiten wie die damaligen Männer hatten, im öffentlichen Raum aufzutreten. Elizabeth Wilson geht dann wieder einen Schritt zurück und ist etwas nuancierter bei

dem Gedanken, dass es eben doch Frauen anderer Klassen gab, die ohne Begleitung auf den Straßen der Stadt herumlaufen konnten.

Das Problem aus meiner Perspektive als Literatur- oder Kulturwissenschaftlerin ist nun, dass diese Frauen, die nicht der kreativen Klasse oder eben einfach einer unteren Schicht angehörten, nicht unbedingt Zeugnis abgelegt haben von ihren Streifzügen. Es wäre super, wenn wir das Tagebuch einer Wäscherin in Paris des 19. Jahrhunderts finden würden, die einfach gerne durch die Straßen gelaufen ist und auf ihrem Weg zur Arbeit das beobachtete und dieses und jenes anschaute und dann darüber, so wie Baudelaire in seinen Gedichten aus einer Außenseiterposition reflektierte, wo eigentlich ihr Platz in der Stadt sein könnte. Aber es ist sehr schwer, solche Dokumente zu finden. Kann sein, dass solche Schriften irgendwo existieren, es wäre super, wenn es sie irgendwo gäbe. Ich persönlich habe mich bei meiner Recherche auf Frauen konzentriert, deren Werke auch gedruckt werden konnten.

Zum Beispiel die russische Malerin Marie Bashkirtseff, die den meisten Leuten nur wegen ihres sehr gut geführten Tagebuches ein Begriff sein dürfte, auch wenn sie eine sehr gute Malerin war. Sie schrieb in ihr Tagebuch: »Ich würde so gerne rausgehen, um allein spazierenzugehen. Ich glaube, man kann nur ein guter Künstler sein, wenn man ungehindert durch die Stadt laufen kann. Ich aber kann nur mit meinem gesamten Gefolge raus, deswegen werde ich wohl nie eine gute Künstlerin.« Das drückt für mich die Crux des ganzen Problems aus, dem kreativ arbeitende Frauen ausgesetzt waren. Die Stadt ist ein Bedürfnis, sie ist wie ein Nährstoff, sie treibt uns an. Die Frauen, die ich letztendlich genauer untersucht habe, haben alle etwas hinterlassen, was uns von ihren Erfahrungen in den Städten berichtet. Man darf aber nicht vergessen, dass sie alle durchgängig weiß sind und aus der mittleren oder oberen Schicht kommen. Die einzige Ausnahme ist vielleicht Jean Rhys, aber sie hatte auch ein Netzwerk an Unterstützern. Ursprünglich, weil sie eine sexuelle Beziehung zu Ford Madox Ford einging, der dann ihr Mentor wurde. Es ist diesen Frauen also immer durch bestimmte Netzwerke, ob nun in sozialer oder sexueller Hinsicht, möglich gewesen, ihre Texte zu veröffentlichen und so Spuren zu hinterlassen.

Jean Rhys ist auf der Karibikinsel Dominica geboren und dann im Alter von sechzehn Jahren nach Europa gekommen und hat dann auch

darübergeschrieben, wie es sich anfühlte, als Frau in einer fremden Stadt zu wohnen. Sie schreiben in Ihrem Buch in dem Kapitel, in dem es um Tokio geht, auch darüber, wie es sich anfühlt als Fremde in einer Stadt zu leben. Welchen Einfluss hat dieses Gefühl des Fremdseins auf die Wahrnehmung einer Stadt?

Eine Sache, die mir beim Schreiben von »Flâneuse« auffiel, war, dass ich immer ausloten musste, wann es sich um Flanieren und wann es sich um Tourismus handelt. Wenn ich an einen Ort komme, den ich noch überhaupt nicht kenne, dann ist mein erster Impuls, ihn zu durchlaufen. In dem Kapitel über Sophie Calle, das direkt vor dem Tokio-Kapitel kommt, spreche ich auch etwas mehr über Tourismus und wie wir uns regelrecht danach sehnen, eingetretene Pfade zu verlassen. Das ist zwar ein absolutes Klischee, aber es bestätigt sich immer wieder, dass der Tourist nichts lieber will, als sich von anderen Touristen fernzuhalten. Wie soll das möglich sein? Meine Antwort darauf ist: durch Flanieren. Durch das Durchwandern einer Stadt lernt man sie kennen. Ich zumindest verstehe dann viel besser, wie sie funktioniert und fühle mich dann weniger fremd und werde mehr zu einer Art mitfühlenden Zeugin. Zu einer Person, die ehrlich interessiert an den Leuten und ihrem Leben dort ist.

Als ich aber nach Tokio kam, war es dort fast unmöglich irgendwo zu Fuß zu gehen. Ich war im Stadtteil Roppongi, der praktisch nur aus Schnellstraßen und betonierten Hochstraßen besteht. Ich kann jetzt natürlich nicht für ganz Tokio sprechen, denn Tokio ist riesig und divers, aber ich war eben in Roppongi und dort war es, abgesehen von den direkt angrenzenden Vierteln, wie beispielsweise Akasaka, einfach nicht möglich, irgendwohin zu Fuß zu laufen. Überall dorthin, wo es interessant war, musste ich mit dem Zug hinfahren und erst wenn man dann dort war, konnte man sich dann auch zu Fuß bewegen.

Ich war insgesamt schon sehr frustriert von Tokio. Es war zwar nicht die Prä-Internet-Ära, aber es war noch die Zeit, wo es keine Smartphones gab und Social Media steckte auch noch in den Kinderschuhen. Deswegen war es sehr schwer für mich, ein Gefühl dafür zu bekommen, welche Orte ich in der Stadt besuchen könnte, die irgendwie meinem Vibe entsprächen und nicht voller französischer und japanischer Bänker waren. Ich hatte das Gefühl, dass es da noch eine andere Seite der Stadt gab, an die ich einfach nicht rankam. Und deshalb fühlte ich mich in meinem Viertel etwas

eingeschlossen und auch dadurch vom Rest der Stadt abgeschnitten, weil alles immer so weit weg war. Und, wie ich auch in meinem Buch schreibe, ich habe wirklich versucht Japanisch zu lernen, aber das ist echt schwierig. Ich fühlte mich wie eine wirklich verbissene Besucherin von Tokio und ich wollte die Stadt unbedingt ergründen. Ich habe dann auch versucht, dieses Gefühl wirklich achtsam darzustellen, um nicht in die Falle zu tappen, Japan zu orientalisieren, wie es zum Beispiel Roland Barthes in seinen Texten über Japan tut. Er schreibt, dass Japan dieses unlösbare System aus Zeichen ist, das für das westliche Auge niemals zu verstehen sein wird, weil alles einfach zu mysteriös und bedeutsam ist. Das wollte ich nicht. Ich wollte wirklich einfach nur durch die Stadt laufen.

In der Stadtliteratur, die von Frauen geschrieben wurde oder wird, und auch in der öffentlichen Diskussion über Frauen in Städten scheint es häufig so, dass die Stadt als ein verstörender oder sogar beängstigender Ort wahrgenommen wird. Viele Feminist*innen und Frauen* betonen oft zum Beispiel die Probleme von Street Harrassment. Glauben Sie, dass Frauen* ein anderes Selbstverständnis im urbanen Raum haben als Männer?

Das ist wirklich eine schwierige Frage. Damit habe ich mich sehr lange auseinandergesetzt während des Schreibens. Das ist ja immer noch ein Problem. Immer noch ist es für Frauen* schwierig, sich im öffentlichen Raum zu bewegen. Wir werden immer noch regelmäßig belästigt. Natürlich gibt es da Unterschiede von Ort zu Ort. In manchen Städten muss man sich als Frau teilweise oder komplett verschleiern oder manchmal kann man als Frau gar nicht ohne Begleitung rausgehen. Die Orte, über die ich schreibe, sind eher Metropolen wie New York, London oder Paris, wo man sich als Frau zwar frei bewegen kann, sich vielleicht aber trotzdem angreifbar fühlt oder das Gefühl hat, jetzt lieber nicht in diese dunkle Gasse reinzugehen oder sich dann doch lieber von jemandem nach Hause begleiten zu lassen. Es gibt ja auch eine ganze Reihe von Apps, mit denen wir andere wissen lassen können, dass wir gerade in ein Taxi gestiegen sind oder sicher zu Hause angekommen sind. Es gibt da ein ganzes System auf den Straßen, das nur dazu dient, dass Frauen sich im öffentlichen Raum sicherer fühlen können.

Deswegen glaube ich nicht, dass es eine Frage des Selbstverständnisses ist, sondern eine Frage von Bildung und der Aufmerksamkeit, die wir der

Problematik von Street Harassment schenken. Solange es immer noch akzeptiert ist und nichts Schlimmes passiert, wenn man Frauen auf der Straße belästigt, wird Street Harassment Teil der öffentlichen Landschaft sein. Ich glaube, Frauen sollten wirklich selbstbewusster sein und alles ihnen Mögliche tun, um sich die Straßen anzueignen. Allerdings liegt das zu einem gewissen Grad auch einfach nicht in unserer Macht. Ich kann nicht komplett kontrollieren, was mit mir passiert, wenn ich rausgehe. Das ist ja gerade das Krude an Street Harassment. Ich könnte aus dem Stegreif eine ganze Reihe von Dingen aufzählen, die mir in Paris, Lissabon oder New York passiert sind und mir immer wieder sagen: War das nicht verrückt? Fakt ist aber, dass es mir immer wieder passieren könnte. Morgen, nächste Woche, nächstes Jahr. Für mich ist die Sache noch nicht beendet. Das ist ja genau Teil dieses Schreckens, den Street Harassment verbreitet: es hört einfach niemals auf. Deswegen sollte es vor allem darum gehen, diesen Männern beizubringen, dass das einfach nicht okay ist und sie sich einfach mal beruhigen und mit ihren Aggressionen irgendwie anders umgehen müssen.

Hat sich Ihre persönliche Auffassung dieser Problematik oder Ihre Wahrnehmung von Städten während des Schreibprozesses verändert?

Nein, meine Wahrnehmung des Problems hat sich nicht verändert. Es ist immer noch ein Problem, war schon immer ein Problem und wird wahrscheinlich morgen immer noch eines sein. Für mich hat sich aber die Art und Weise verändert, in der ich mich in Städten bewege. Für mich hat es jetzt schon fast etwas Performatives, wenn ich draußen bin. Ich bin wirklich zu einer performativen Flâneuse* geworden. Ich habe das Gefühl, dass ich die Stadt aktiv beobachten und über sie schreiben muss. Etwas, was ich jetzt viel öfter nutze, als zu der Zeit, wo ich das Buch geschrieben habe, ist Instagram. Ich mag es wirklich, Bilder von dem zu posten, was ich sehe. Die Vorstellung, dass es da Leute gibt, mit denen ich meine Fotos teilen kann, hat meinen Blick auf die Stadt und auf bestimmte Details geöffnet. Nicht nur, um es dann wirklich auf Instagram zu posten, aber ich mag einfach die Vorstellung, dass ich es posten könnte und allein das lässt mich schon viel mehr in der Stadt bemerken.

Warum benutzen Sie für Frauen*, die sich in der Stadt bewegen eigentlich ein spezielles Wort. Hätte man nicht zum Beispiel auch

einfach sagen können der *weibliche Flaneur* oder *die Flaneurin*?

Ich mag die Vorstellung, dass das einen Unterschied macht. Es ist im Grunde dasselbe Wort, aber trotzdem meint es etwas anderes. Ich mag es den Begriff *Flaneur* zu feminisieren, um ihn in Frage zu stellen: Vielleicht gibt es ja da diese ganz andere Art zu Flanieren, die nicht einfach die weibliche* Version von einer ursprünglich männlichen Aktivität ist, sondern etwas ganz eigenes? Es gibt momentan auch eine große Debatte in Frankreich über das Gendern von Sprache, weil es im Französischen so ist, dass immer, wenn sich auch nur ein Mann in der Gruppe befindet, die männliche Form benutzt wird. Um nun Frauen* sichtbarer zu machen – also buchstäblich *in der Sprache* sichtbarer – werden nun immer öfter Sternchen und Buchstaben eingesetzt, um die traditionellen Gendervorstellungen in Frage zu stellen. Genau das wollte ich auch machen, indem ich den Begriff des Flaneurs auch dieser Genderfrage unterziehe, wenn ich von der Flâneuse spreche.

Um es auf den Punkt zu bringen: Was ist an der Flâneuse* so besonders?

Das Besondere ist, dass sie etwas tut, was sie eigentlich nicht tun soll, von dem andere sie abhalten wollen oder das andere für sie erschweren. Da ist diese Vorstellung davon, dass du *trotz* der Gefahren durch die Stadt läufst. Natürlich nicht, wenn es sich um wirklich ernsthafte Gefahren handelt. Es geht aber darum, sich nach draußen zu bewegen, obwohl man dort eventuell nicht erwünscht ist. Und da ist dieses Moment der Entschlossenheit bei der Flâneuse*. Nach dem Motto: Ich mache das jetzt, egal, was ihr denkt, egal, was ich jetzt machen sollte, ich geh da jetzt einfach raus und eigne mir die Stadt auf meine Art an! Die verschiedenen Frauen, die ich in meinem Buch untersucht habe, tun dies alle auf unterschiedliche Weise. Da gibt es also keine festgeschriebenen Regeln. Es kann etwas ganz Spielerisches sein, ein Moment, den man mit eine*r vorbeigehenden Passant*in erlebt, oder der Besuch einer kriegsgebeutelten Stadt, um dort mit den Leuten über ihre eigenen Erfahrungen zu sprechen. Manchmal ist es einfach das Spiel mit einer Verkleidung oder der Versuch ein anonymes, androgynes Auge der Stadt zu sein, wie es Virginia Woolf in ihrem Essay »Street Haunting« beschreibt. Das sind alles ganz unterschiedliche Arten, auf die man sich die Straßen aneignen kann. Deswegen ist es so wichtig, eine Flâneuse* zu sein, und nicht einfach die weibliche Spaziergängerin oder die Umherstreifende.

Ich wollte in meinem Buch keine Anleitung geben, die Frauen als Flâneuse* befolgen sollten. Und auf gar keinen Fall wollte ich durch diesen Begriff die unterschiedlichsten Erfahrungen von verschiedenen Frauen irgendwie ausschließen. Ich wollte, im Gegenteil, ein Gespräch über die verschiedenen Lebensweisen in der Stadt anregen und zu diesem Zweck erst einmal meine eigene Perspektive darlegen: die einer weißen Frau, die in keinem Fall für alle sprechen will, aber eine Diskussion anregen will. Dafür reiche ich jeder Person die Hand, die darüber sprechen will und dann sagt: Das ist vielleicht deine Erfahrung, aber meine Erfahrungen sind ganz andere. Aus diesem Grund bin ich sehr froh, dass ich die Möglichkeit hatte, dass Buch zu veröffentlichen.

Vielen Dank für das Gespräch, Lauren Elkin!

[1] O ist im Türkischen die dritte Person Singular und geschlechtsneutral bzw. es meint alle Geschlechter.

[2] Os ist O mit der deutschen Genitivendung.

[3] Hayden, Dolores (1980): »What Would a Non-Sexist City Be Like? Speculations on Housing, Urban Design, and Human Work«, in: Signs Vol.5, No.3, Supplement. Women and the American City (Spring, 1980), S.170–187.

[4] Vgl. Benjamin Krämer (2012): Synästhetische Soziologie: Versuche über Sinne und Gesellschaft; Rotrauch Hüterig (1999): Städtetourismus, in: Thomas Henze (Hrsg.): Kulturtourismus. Grundlage, Trends und Fallstudien, S.272–73.

[5] N.N. (2013): »Die ärmste Stadt der EU«, in: ZEIT Online, <https://www.zeit.de/wirtschaft/2013-09/fs-rumaenien-aninoasa>

[6] @DPoIGBerlin (2018): <https://twitter.com/DPoIGBerlin/status/1038292772695040000>

Kurzbiographien

Mirjam Aggeler, 1986 geboren, studierte nach einer Berufslehre als Bauspenglerin Design und anschließend literarisches Schreiben. Zurzeit arbeitet sie als Geschäftsleiterin des Vereins Feministische Wissenschaft Schweiz und lebt und schreibt in Biel.

Luna Ali, geboren 1993 in Aleppo (Syrien), studiert derzeit Ethnologie an der Universität Leipzig und Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig und ist Stipendiatin der Stiftung Künstlerdorf Schöppingen 2019. Seit 2012 ist sie Kuratorin des Kulturprogramms des Fuchsbau Festivals. Für ihre szenischen Texte wurde sie beim Auftakt Festival 2017 ausgezeichnet.

Leyla Bektaş, geboren 1988, studierte Romanistik in Köln, Bordeaux und Mexiko-Stadt sowie Literarisches Schreiben am Deutschen Literaturinstitut Leipzig.

Nadire Y.Biskin, 1987 in Berlin geboren, studierte Philosophie und Spanisch an der Humboldt Universität zu Berlin und der Universität Alicante. Sie schreibt journalistische und essayistische Texte sowie Lyrik und Prosa, die in verschiedenen Magazinen und Anthologien veröffentlicht wurden. Ihre Texte setzen sich vor allem mit Normen und ihren Abweichungen auseinander.

Sandra Burkhardt wurde 1992 in Laupheim geboren. Sie studierte Kunstgeschichte und Literarisches Schreiben in Karlsruhe und Leipzig und lebt derzeit in Berlin. 2016 war sie Preisträgerin für Lyrik beim 24.open mike in Berlin. 2018 erschien ihr Debüt »Wer A sagt« im gutleut Verlag.

Judith Coffey ist in Wien geboren und aufgewachsen. Sie ist Literaturwissenschaftlerin, lebt in Berlin, und setzt sich kritisch mit Gohnormativität auseinander.

Katia S.Ditzler, 1992 geboren, lebt momentan in Kiew, Ukraine. Sie studiert in Leipzig Literarisches Schreiben, Musikwissenschaft und Ethnologie. Sie

hat in Zeitschriften und Anthologien publiziert und ist im In- und Ausland als Musikerin und mit Performances aufgetreten.

Kamala Dubrovnik wurde 1992 in Münster geboren und lebt seit 2017 in Köln. Sie singt, spricht und schreibt und trinkt besonders gern schwarzen Tee.

Özlem Özgül Dündar, 1983 in Solingen geboren, lebt in Leipzig und Solingen, studierte Literatur und Philosophie in Wuppertal und anschließend am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. Sie erhielt zuletzt den Kelag-Preis in Klagenfurt und das Rolf-Dieter-Brinkmann-Stipendium 2018. Ihr Gedichtband »gedanken zerren« (2018) erschien beim Elif Verlag.

Lauren Elkin, geboren in New York, ist Autorin, Essayistin und Übersetzerin. Sie schrieb u. a. für die New York Times Book Review und Guardian und lebt heute in Paris, wo sie vor allem durch die Straßen des Künstlerviertels Belleville flaniert. Lauren Elkin ist Autorin des Buchs »Flâneuse – Frauen erobern die Stadt in Paris, New York, Tokyo, Venedig und London«, in dem sie eine Literaturgeschichte der Flâneuse nachzeichnet.

Mia Göhring, 1995 in Berlin geboren. Arbeit an verschiedenen Theatern. Seit 2015 Studium des Literarischen Schreibens am Deutschen Literaturinstitut und der Geschichte an der Universität Leipzig. Sie lebt und arbeitet in Leipzig.

Simoné Goldschmidt-Lechner positioniert sich als queere Woman of Colour, lebt in Hamburg und studiert Literarisches Schreiben und Lektorieren in Hildesheim. Sie ist Teil der künstlerischen Leitung für Prosanova 2020 und Mitherausgeberin der Bella triste.

Svenja Gräfen (*1990) ist Schriftstellerin und feministische Aktivistin. 2018 wurde sie zum Klagenfurter Literaturkurs eingeladen und war Alfred-Döblin-Stipendiatin der Akademie der Künste Berlin. 2019 ist sie Stipendiatin des Stuttgarter Schriftstellerhauses. 2017 erschien ihr Debütroman »Das Rauschen in unseren Köpfen« bei Ullstein fünf. 2019 folgt ihr zweiter Roman »Freiraum«.

Dinçer Güçyeter, geboren 1979 in Nettetal / Lobberich, wo er auch heute noch lebt, ist gelernter Werkzeugmechaniker, arbeitet jedoch als Regisseur, Herausgeber und Schriftsteller. 2011 gründete er den Elif Verlag mit dem Programmschwerpunkt Lyrik. Zuletzt erschien von ihm 2018 der Gedichtband »Aus Glut geschnitzt«.

Anna Hetzer, geboren 1986, lebt seither in Berlin. Sie ist Mitglied des Lyrikkollektivs G13. Zuletzt erschien der Lyrikband »Kippbilder« im Verlagshaus Berlin. »flaneuses« ist veröffentlicht in Metamorphosen Nr.23, die Gedichte »plac zbawiciela«, »an der stralauer brücke«, »tempelhofer feld«, »die frauen von uamdo« sind veröffentlicht in »Kippbilder«, Verlagshaus Berlin 2019.

Halina M. Jordan (Jahrgang 1985) hat irgendwas mit Gender und Wirtschaft und Menschen studiert. Sie lebt und arbeitet mal mehr mal weniger entlohnt in Leipzig, schreibt im feministischen elter*kollektiv „Institut für subversive Reproduktion“ und träumt weiter von der Revolution.

Julia Lauter, geboren 1986, lebt in Hamburg, schreibt u. a. für Magazin der Süddeutschen Zeitung, Reportagen, brand eins und Greenpeace Magazin. Ihre literarischen Texte waren zuletzt Teil der Ausstellung »Walhalla II« in Berlin und Hamburg, zurzeit arbeitet sie für das Literaturhaus Stuttgart an einem dokumentar-literarischen Projekt in Westrumänien.

Anneke Lubkowitz, geboren 1990, promoviert an der Humboldt-Universität Berlin zu britischer Gegenwartsliteratur. Von 2011 bis 2018 war sie Mitherausgeberin des Literaturmagazins Sachen mit Wörtern. 2018 erschien ihr Essay »Falling through the map« bei SuKuLTuR. Als Herausgeberin einer Anthologie zur Psychogeografie beschäftigt sie sich seit 2016 mit urbanem Gehen.

Cornelia Manikowsky, geb. 1961, lebt in Hamburg, sie schreibt für Erwachsene und Kinder. Zuletzt erschienen 2017 das BuchDruckKunstWerk »ALLES«, Verlagsgesellschaft der Stiftung Historische Museen Hamburg und »und an die Liebe denke ich«, Edition Hammer + Veilchen, Niederstetten.

Deniz Ohde, geboren 1988 in Frankfurt am Main, studierte Germanistik in Leipzig, wo sie bis heute lebt und arbeitet. Sie war Finalistin verschiedener Literaturpreise, u.a. des 24.open mike.

Ronya Othmann, geboren 1993 in München, aufgewachsen im Landkreis Freising, lebt in Leipzig und studiert am dortigen Literaturinstitut seit 2014 Literarisches Schreiben.

Karin Peschka lebt und arbeitet in Wien. Bisher sind von ihr unter anderem zwei Romane und zuletzt 2017 der Erzählband »Autolyse Wien: Erzählungen vom Ende« bei Otto Müller, Salzburg, erschienen.

Svenja Reiner (*1989) studierte Anglistik/Amerikanistik und Wirtschaftswissenschaften, Internationales Kunstmanagement, Musikwissenschaften und ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Musik in Osnabrück. Sie promoviert über Fans in der Neuen Musik.

Lea Sauer studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und promovierte in französischer Literaturwissenschaft an der Universität Siegen. Ihre Texte wurden u. a. veröffentlicht in POET, Narr Magazin, Edition Onepage, SuKultur, BBC Radio, BLOCK Magazin, ZEIT Online.

Andra Schwarz (*1982, Oberlausitz) studierte am Deutschen Literaturinstitut und gewann den Lyrikpreis beim 23.open mike und den Leonce-und-Lena Preis beim 20.Literarischen März in Darmstadt. 2017 erschien ihr Debüt »Am morgen sind wir aus glas« in der Reihe Neue Lyrik beim Poetenladen.

Leona Stahlmann (*1988) lebt als freie Autorin in Hamburg und wurde u. a. 2017 mit dem Literaturpreis der Stadt Hamburg und dem wortmeldungen-Förderpreis 2019 ausgezeichnet. Ihr Debütroman erscheint im Frühjahr 2020 bei Kein & Aber.

Gerhild Steinbuch *(1983 Mödling, Österreich) studierte Szenisches Schreiben in Graz und Dramaturgie an der Hochschule für Schauspielkunst »Ernst Busch«, Berlin. Sie schreibt Prosa und Theaterstücke und erhielt dafür zahlreiche Preise und Stipendien. Derzeit unterrichtet sie an der

Universität für angewandte Kunst in Wien und am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig.

Anke Stelling, (*1971) studierte am Deutschen Literaturinstitut in Leipzig. Sie veröffentlichte zahlreiche Erzählungen und Romane, zuletzt 2018 »Schäfchen im Trockenen«, für den sie mit dem Preis der Leipziger Buchmesse 2019 und dem Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg 2019 ausgezeichnet wurde.

Katharina Sucker, lebt in Berlin. Sie promovierte in angewandter Linguistik zum Thema »Narrativ und Stadt« in Weimar und Istanbul, schreibt Prosa und Essays.

Sibylla Vričić Hausmann schreibt Lyrik, Essays, Prosa. Sie hat in zahlreichen Anthologien und Zeitschriften veröffentlicht und debütierte im Winter 2017/18 mit dem Gedichtband »3 FALTER« (Poetenladen Verlag), für den sie u. a. den Orphil-Debütpreis erhielt.

Bettina Wilpert lebt in Leipzig. Ihr Debütroman »nichts, was uns passiert« erschien 2018 im Verbrecher Verlag und wurde u. a. mit dem ZDF-aspekte-Literaturpreis 2018 ausgezeichnet.

Impressum und Copyright

FLEXEN

Erste Auflage

© Verbrecher Verlag 2019

www.verbrecherei.de

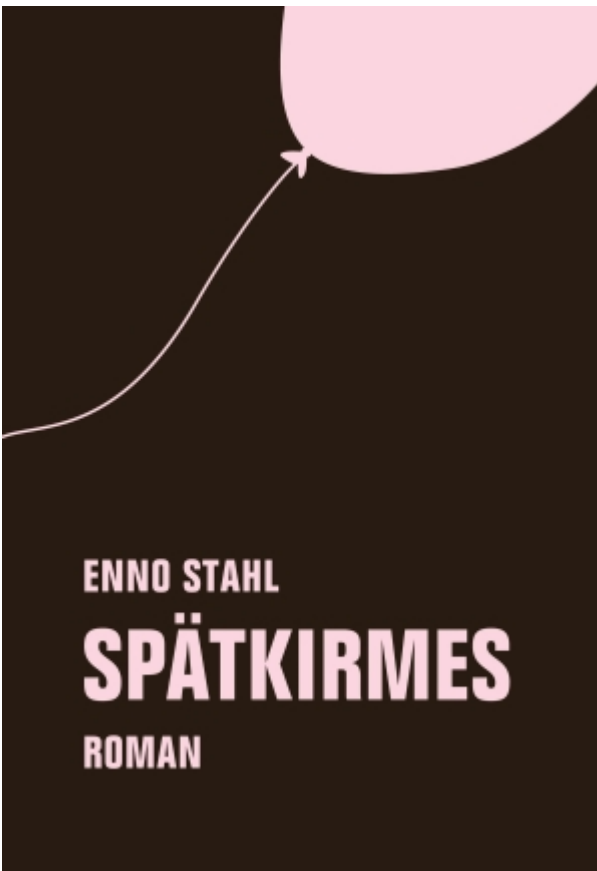
Buchsatz und Ebook: Christian Walter

*Der Verlag dankt Laura lo Conte, Leonie Lefebber
und Till Tannhäuser.*

ISBN Print: 978-3-95732-406-1

ISBN Epub: 9783957324139

ISBN Mobipocket: 9783957324146



Spätkirmes

Stahl, Enno

9783957322661

224 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Im kleinen rheinischen Städtchen Kirchheim feiert der örtliche Bürgerschützenverein sein 175-jähriges Jubiläum. Daher hat die Gemeinde eine zweitägige "Spätkirmes" organisiert. Hannes Tannert und seine Frau Meta wohnen seit kurzer Zeit hier. Er ist

Juniorprofessor in einem befristeten Anstellungsverhältnis, Meta ist seit der Geburt der gemeinsamen Tochter Cora auf 400 EUR-Basis tätig. Meta lebt gern im Grünen. Hannes will lieber nach Berlin und verachtet die "einfachen Leute" – das Dorf wiederum sieht beide als Fremdlinge. Meta immerhin bemüht sich darum, Kontakt herzustellen. Hannes wird bald seinen Job verlieren, was Meta nicht weiß. Dann eskaliert die Situation während der Kirmes... Enno Stahl hat erneut einen seiner hochgelobten analytisch-realistischen Romane geschrieben. In "Spätkirmes" dreht sich alles um die (eingebildeten) Leiden des Mittelstandes und um den verschleierte Widerspruch von "Heimat" und Sicherheit. Gerade die analytische Schärfe macht Stahls Buch so unerhört aktuell.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Ich bin sie

Gelaschwili, Naira

9783957322401

176 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Die junge Nia ist verliebt in einen älteren Jungen, der gegenüber ihrer Wohnung in Tiflis wohnt. Er erhört sie nicht, doch sie richtet ihre Sehnsucht ganz auf ihn. Jahrzehnte später erhält sie erneut Kontakt zu dem Mann, und nun erinnert sie sich an den Gefühlssturm der

ersten Liebe. So tritt die lebenserfahrene Nia mit ihrem jungen, ungestümen Ich in einen Dialog. Mit großem Raffinement gelingt es Naira Gelaschwili, die Gedanken der Pubertierenden ebenso lebhaft zu schildern wie die Gefühle der gealterten Frau, die sich zurückerinnert. "Ich bin sie" war ein Bucherfolg in Georgien und noch immer schenken sich Liebespaare den Roman dort gegenseitig. 2013 wurde er als bester Roman des Jahres mit dem SABA-Preis, dem renommiertesten georgischen Literaturpreis, ausgezeichnet. Im Verbrecher Verlag erscheint er nun erstmals in deutscher Übersetzung.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Eine Völkerfriedensstiftung

Margwelaschwili, Giwi

9783957322951

30 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Die Fünfzigerjahre: Wakusch sitzt in Makopse am Schwarzen Meer, wohin er mitsamt seinen Freunden gereist ist, doch trotz des tollen Wetters ist er betrübt. Denn er ist wie seine Freunde aus der sowjetischen Republik Georgien hergekommen, und diese hat in der restlichen Sowjetunion einen schlechten Ruf, seit die tausendfachen

Verbrechen des georgischstämmigen Diktators Stalin bekannt geworden sind. Die anderen Badegäste schneiden also die vier Freunde – und diese wissen zunächst nicht, wie sie Kontakt aufnehmen sollen. Dann verfallen sie auf eine radikale Idee... Die Erzählung "Eine Völkerfriedensstiftung" ist ein eigenständiger Teil von Margwelaschwilis "Wakusch"-Komplex. "In Deuxiland" und "Sachsenhäuschen", die ersten beiden Bände der autobiographischen Serie "Kapitän Wakusch", sind bereits erschienen. Zwar schreibt er in diesen über sein Leben in Deutschland und Georgien, erzählt dabei aber nicht bloß seine Erinnerungen, sondern reflektiert den Akt des autobiographischen Schreibens selbst. So hält es der deutsch-georgische Philosoph auch in dieser kurzen vergnüglichen Erzählung.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Still halten

Reisinger, Jovana

9783957322937

200 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Jovana Reisingers Romandebüt "Still halten" ist ein Bildersturm: Die Protagonistin, eine junge Frau, die vom Dorf kommt und nun in der Stadt lebt, zerfällt vor unseren Augen. Bereits leicht entrückt wird sie endgültig aus der Bahn geworfen, als sie erfährt, dass ihre Mutter im

Sterben liegt. Nach dem Tod der Mutter erbt sie ein Haus am Waldrand. Sie zieht ein und wartet auf die Ankunft ihres Mannes. Sie wartet, fühlt sich von der Natur bedroht und beginnt mit dieser einen Krieg. Der Filmerin Reisinger ist ein literarisches Debüt gelungen, das in der Intensität der Sprache und der Gnadenlosigkeit des Sujets an die österreichische Avantgarde erinnert.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)



Als ich mit Hitler Schnapskirschen aß

Präkels, Manja

9783957322913

232 Seiten

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

In einer scheinbar idyllischen Havelstadt Ende der 80er Jahre schwindet allmählich die DDR, die zuvor überall anwesend war und die Gesellschaft bis ins Private durchdrang. Zusehends tauchen andere auf, andere Gesinnungen, freiheitliche, doch auch

nazistische. Mimi erlebt dies als Kind, ihre eigene Familie verändert sich, ist plötzlich gespalten. Und der Jugendfreund Mimis, Oliver, nennt sich plötzlich nicht nur Hitler, sondern agiert auch so. Er befehligt die Dorfnazis, bis die Situation eskaliert ... Manja Präkels beschreibt in ihrem Debütroman den Untergang der DDR und den Aufstieg rechter Gruppen in Brandenburg.

[Titel jetzt kaufen und lesen \(Werbung\)](#)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort

O, jetzt geht's vorwärts!

Gerhild Steinbuch

Friendly Fire

Katia Sophia Ditzler

Jakarta

Nadire Y. Biskin

Borderline

Mirjam Aggeler

Wenn du lächeln würdest

Deniz Ohde

Dresden – Chemnitz (drei Männer).

Anke Stelling

Brausen Schrägstrich Abspülen

An vielen Fassaden siehst du nur noch den Schimmel, diese Stadt wurde seit Jahrhunderten nicht mehr gelüftet

Karin Peschka

Favoritenstraße

Luna Ali

Auf halber Strecke

Katharina Sucker

Auf die andere Seite

Özlem Özgül Dündar

Die Luders

Kamala Dubrovnik

Hausnummer 29

Anneke Lubkowitz

Alleen und Frauen

Erstmal Mund auf und raus und danach heimlich schämen

Svenja Gräfen

Schritte machen

Julia Lauter

Wie man eine Stadt erobert

Bettina Wilpert

Der Himmel ist überall

Anna Hetzer

Gedichte

flaneuses

plac zbawiciela

an der stralauer brücke

die frauen von uamdo

Leona Stahlmann

Schaumnest

Ronya Othmann

Gedichte

Gehe fluchtartig geradeaus und versuche, meine Gesichtsmuskeln zu entspannen

Cornelia Manikowsky

Abend im Sommer

Mia Göhring

Flirren

Leyla Bektaş

Güerita

Halina Mirja Jordan

Always Hungry

Judith Coffey

Am Bayerischen Platz

Sandra Burkhardt

Das Exterieur

die zu uns sprechen mit einem messer als zunge

Andra Schwarz

Gedichte

Überall zuhause sein allein

Dinçer Gücyeter

Byzanz will es ohne Kondom

Lea Sauer

Eine Überlebende, Eine Zeugin, Ein Bericht

Svenja Reiner

Otis

Simoné Goldschmidt-Lechner

sur d'autres heures

Sibylla Vričić Hausmann

Feste Dinge

Interview mit Lauren Elkin

Impressum und Copyright